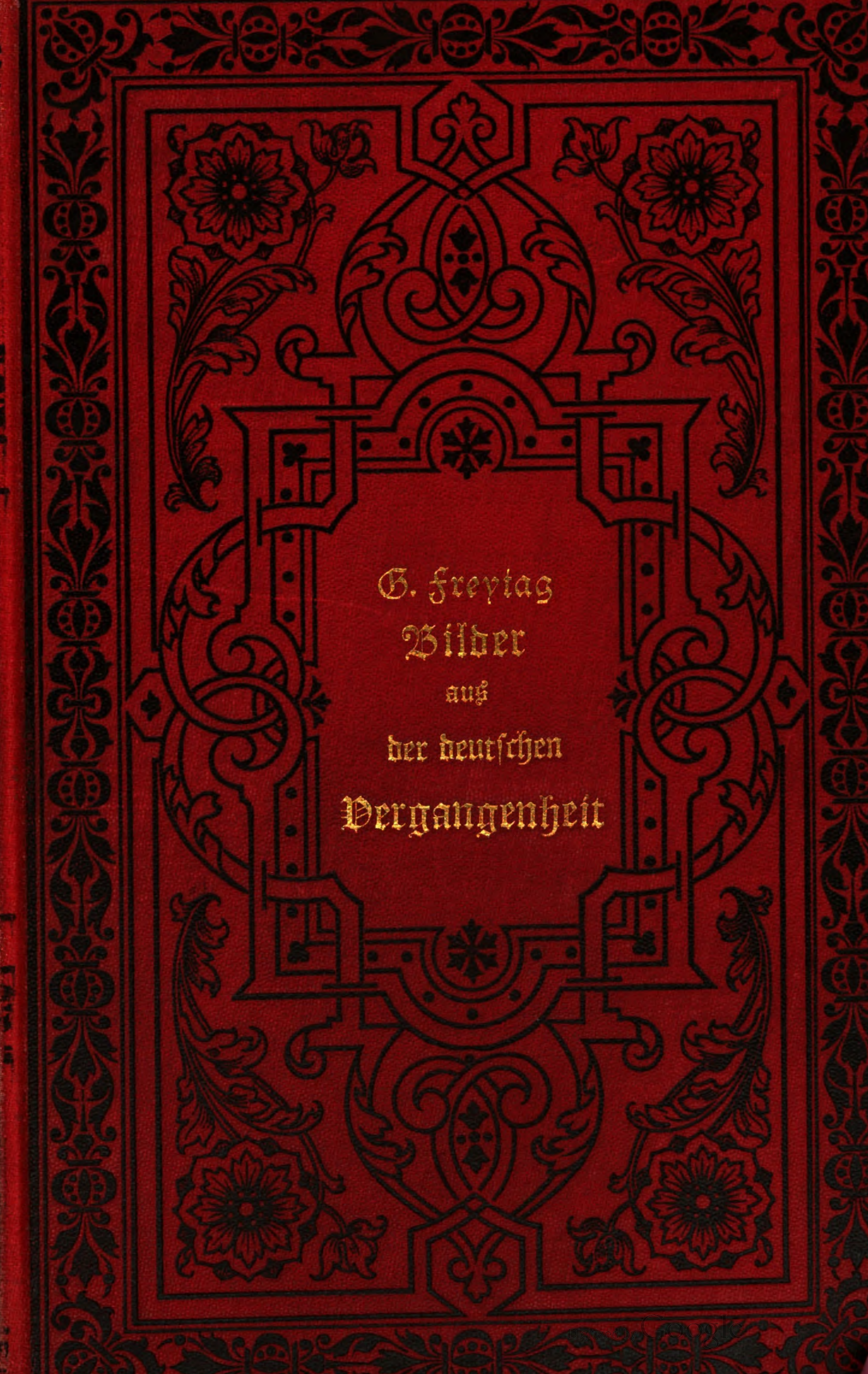

G. Freytag
Bilder
aus
der deutschen
Vergangenheit

Bilder

aus der

deutschen Vergangenheit.

Herausgegeben

von

Gustav Freytag.

Zwanzigste Auflage.

Dritter Band.

Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.

(1600—1700.)

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1895.

Aus dem

Jahrhundert des großen Krieges.

Bilder

von

Gustav Freytag.

1895.

Bilder

aus der

deutschen Vergangenheit.

Herausgegeben

von

Gustav Freytag.

Zwanzigste Auflage.

1895.

Aus dem

Jahrhundert des großen Krieges.

Bilder

von

Gustav Freytag.

Neuer Abdruck.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1895.

Einleitung.

Das Jahr 1600 fand ein Volk, das in den letzten hundert Jahren eine ungeheure Wandlung durchgemacht hatte. Ueberall ist der Fortschritt zu erkennen. Man vergleiche ein ernstes Buch von 1499 und 1599. Das erstere in schlechtem Latein geschrieben, dürftig der Wortvorrath, schwerfällig die Darstellung, nicht leicht verständlich der Sinn. Von selbständigem Geist, von eigener Ueberzeugung nur wenig Spur. Um alte Schulphrasen, deren Bedeutung erst durch ein Studium ihrer allmählichen Entwicklung klar wird, übt sich der Scharfsinn im unnützen Distinguiren von Nebensachen; es ist ein greisenhaftes Wesen, fast wie in dem absterbenden Alterthum. Wol giebt es Ausnahmen, aber sie sind sehr selten. Selbst das Latein der älteren Humanisten erinnert an die spitzfindige Blödigkeit der Mönchssprache eben so sehr als an die kunstvollen Phrasen antiker Rhetoren. Von den wenigen, welche für das Volk deutsch schreiben, wird am liebsten die Thorheit der Menschen geschildert, die Fehler der Stände, belehrend oder in Beispielen, selbst bei Sebastian Brant langsam, einförmig. Einmal überrascht in der Theologie das Aufleuchten einer tiefsinnigen Speculation von erhabenster Größe, aber sie ist eine Art Geheimlehre für die resignirten Seelen im Zwange des Klosters. Wol ist es Philosophie, aber noch getrennt vom Leben.

Ein Jahrhundert später erkennt man auch in dem mittelmäßigen Schriftsteller eine selbständige Persönlichkeit. Der

Verfasser ist gewöhnt, über den Glauben und das Erdenleben nachzudenken, er versteht seine Empfindungen, auch leise Bewegungen der Seele darzustellen, er kämpft für eine eigene Ueberzeugung, er ist in Glauben und Wissen, in Liebe und Haß eine Individualität geworden. Noch bleibt auch er regelmäßig an das Gemeingiltige gebunden. Aengstlich ist der Theologe bemüht sich orthodox zu erweisen, mehr als billig eignet sich der Schriftsteller die Arbeiten seiner Vorgänger zu, noch hat das Urtheil, die Gelehrsamkeit und Bildung für unsere Empfindung viel Monotones. Aber daneben erscheint überall Individuelles und Charakteristisches, in der Prosa ein eigener, oft origineller Stil, fast immer ein kräftiger, rühriger Menschenverstand. Drei Generationen haben für den Glauben gekämpft, viele Einzelne sind für ihre Ueberzeugung in den Tod, Tausende in das Elend gegangen. Der Märtyrer ist nicht mehr ein unerhörtes Ding, ein Monstrum, es gehört zum Wesen des Mannes, in den höchsten Fragen eigenes Urtheil zu vertreten. Hundert Jahre früher waren es wenige starke Seelen, welche ihr selbständiges Leben gegen die gemeingiltige Mittelmäßigkeit setzen durften, im Volke lebten die Einzelnen vor sich hin, ohne gemeinsame Ideen, ohne Begeisterung; im festgeschlossenen Kreise der Genossen seinen Vortheil suchen, sich gegen unleidlichen Druck auflehnen, das war der Inhalt ihrer Kämpfe gewesen. Jetzt aber ist in die Nation der Enthusiasmus gekommen, der Einzelne empfindet sich in engem Zusammenhange mit Millionen, er wird getragen durch die Beistimmung aller Gleichgesinnten, er handelt und leidet für eine Idee. — So viel größer waren die Menschen geworden, zunächst in den protestantischen Landschaften; doch auch den katholischen war ein Theil dieses Segens gekommen.

Aber jede höhere Entwickelung erzeugt auch neue Verbildungen; das Kind ist frei von mancher Krankheit, welche den Leib des Jünglings durchschüttert. Der Protestantismus, der so Großes im Volke gethan, war noch lange nicht in seinen

letzten Consequenzen entwickelt. Er forderte unablässige innere Thätigkeit der Individuen, er drängte überall zu freier Selbstbestimmung, und doch konnte er sich noch nicht über das unleidlichste Princip der alten Kirche erheben. Auch er wollte noch den Glauben seiner Angehörigen beherrschen und jede abweichende Ueberzeugung als Ketzerei verfolgen. Luther's Riesennatur hatte die eifrigen Geister zusammengehalten, er selbst hatte vorhergesagt, daß sie nach seinem Tode nicht fest bleiben würden. Er kannte seine treuen Gehilfen genau, ihre Schwächen, den Drang nach eigenen Wegen*). Melanchthon, fest in seiner Wissenschaft und in den Störungen, welche das Tagesleben brachte, aber befangen und unsicher in großen Geschäften, vermochte dem Feuergeist der Entschlossenen nicht zu imponiren. Auf jenem Reichstage, der zu Augsburg 1547 begann, hatte der siegreiche Kaiser in seiner Weise auch den Streit der Kirchen einzufrieden gesucht, er hatte eine vorläufige Feststellung der Glaubensnormen, das Interim, den geschlagenen Protestanten aufgedrängt. Vom Standpunkt der Katholiken mit äußerster Toleranz, die nur erträglich war, weil sie allmählich zur alten Kirche zurückführen sollte, vom Standpunkt der eifrigen Protestanten mit unerträglicher Tyrannei, der auch da zu widerstehn war, wo sie über solche Kirchenfragen entschied, welche selbst Luther für unwesentlich, für Adiaphora gehalten hatte. Gegen diese Tyrannei erhoben sich überall die geistigen Führer der Opposition. Hunderte von Predigern ließen sich aus ihrem Amte treiben und pilgerten am Stecken in's Elend, mehr als einer fiel als Opfer der wüthenden Reaction. Es war die Heldenzeit des protestantischen Glaubens, ein großer Anblick noch für uns; einfache Prediger, Väter mit Weib und Kind, welche für eine männliche Ueberzeugung leiden; sie haben, so hoffen wir, diese Opferfähigkeit in Deutschland für alle Zeiten in die

*) Nicolaus von Amsdorf, Antwort auff Doct. Pommer's scheltwort. 1549. 4.

Seele des Volkes gelegt. Bald sollten ihnen Tausende von Laien nachfolgen.

Aber diese Erhebung der Seelen brachte auch eine Gefahr. Das Interim wurde der Anfang heftiger theologischer Streitigkeiten unter Luther's Anhängern selbst. Unhold ist der Verlauf dieser Händel, die besten Geister wurden verbittert und rieben ihre Kraft auf in einem Hader, für dessen einzelne Streitsätze wir uns nicht mehr begeistern können. Und doch soll man von diesem Kampfe der Zeitgenossen und Schüler Luther's nicht gering denken. Es sind tüchtige Männer, welche gegen einander stehn, große Ueberzeugungen, sittlicher Ernst. Wenn es peinlich ist, den Amsdorf gegen Bugenhagen, und den Flacius, der noch vor kurzem hebräischer Lector Wittenbergs gewesen war, gegen Melanchthon selbst im Streit zu sehen, so soll man sich auch sagen, daß das Ausbrechen der Gegensätze gerade die erste Folge des ungeheuren innern Fortschrittes war. Jeder der feurigen Streiter klagte so schmerzlich, daß die Gegner die Einheit der neuen Kirche zerrissen. Keiner ahnte, daß diese Zerstörung der Einheit zwar ein großer Uebelstand für sein Herrschergelüst, aber kein geringer Fortschritt in der Charakterentwicklung der Deutschen war.

Der Kampf der Männer wurde auch ein Kampf der Universitäten: die Nachkommen Friedrich's des Weisen hatten mit dem Kurhut auch die Universität Wittenberg verloren, Melanchthon und die Wittenberger standen unter dem Einfluß des politischen Moritz und seines Bruders, die eifrigsten Lutheraner sammelten sich auf der neuen Universität Jena.

Aber diesem Geschlecht leidenschaftlicher Männer folgte eine andere Generation von Epigonen. Um das Ende des Jahrhunderts schien der deutsche Protestantismus in den meisten Landschaften sicher vor äußeren Gefahren; da kam den Geistlichen übergroße Selbstgefälligkeit, Herrschsucht, alle Fehler eines privilegirten Standes. Einflußreiche Rathgeber schwacher Fürsten, immer noch Beherrscher der öffentlichen Mei-

nung, verfolgten sie selbst zuweilen den Andersgläubigen mit den Waffen der alten Kirche. Sie riefen einigemal die weltliche Macht gegen die Ketzer auf, der Pöbel stürmte in Leipzig Häuser der Reformirten, in Dresden wurde ein höfischer Geistlicher wegen Ketzerei, freilich auch aus politischen Gründen, sogar hingerichtet. So warf das neue Leben auch tiefe Schatten in die Seelen des Volkes.

Auch in den katholischen Territorien regte sich ein stärkeres, fremdartiges Leben. Die katholische Kirche schuf aus sich heraus eine neue Zucht der Geister, eine Methode menschlicher Bildung, die der protestantischen scharf entgegengesetzt war. Auch in der alten Kirche wurde eine größere Vertiefung des inneren Lebens erreicht, dem gemüthlichen Bedürfniß der Gläubigen wurde die uralte Lehre von der Gefolgeschaft der Mannen Christi in neuen Formeln, Bildern und Verheißungen geboten, noch einmal wurde die Idee der alleinseligmachenden Einheit wirksam. In Spanien, in Italien erhob sich die neue Religiosität, auch sie voll Hingabe, Opfermuth, voll Talent, Kampfesfreude, voll glühender Begeisterung, reich an starker Männerkraft. Aber es war jetzt ein Glaube für Romanen, nicht für Deutsche. Was er forderte, war Vernichtung der freien Persönlichkeit, Losreißen von allen Banden der Welt, schwärmerische Devotion, willenloses Einordnen des Mannes in die große Gefolgeschaft Christi. Das einzelne eigene Leben hatte sich zum Opfer zu bringen für die Herrschaft der alleinseligmachenden Kirche, ohne Kritik, ohne Scrupel. Während der Protestantismus die Individuen so hoch faßte, daß er jedem die Pflicht auflegte, selbständig von innen heraus Anschluß an das Göttliche und Verständniß der Welt zu suchen, umschloß der neue Katholicismus das Wesen des Einzelnen mit eherner Hand. Der Protestantismus war, trotz aller Loyalität der Reformatoren, im innersten Wesen demokratisch, der neue Katholicismus concentrirte alle Menschenkraft, deren rücksichtslose Hingabe er forderte, in einer geistigen Tyrannis, unter der Herrschaft

der Obern in der Kirche, bald auch im Staat. So stark war die Spannung der Gegensätze zwischen Deutschen und Welschen.

Der große Vertreter dieser neuen Richtung in Kirche und Staat war der Jesuitenorden. In der leidenschaftlichen Seele eines spanischen Edelmanns brannte das düstere Feuer der neuen katholischen Lehre auf, unter ascetischen Bußübungen im engen Verkehr einer kleinen Genossenschaft bildete sich das System. Im Jahre 1540 bestätigte der Papst die Gesellschaft, kurz darauf eilen die ersten Mitglieder des Ordens über die Alpen und den Rhein nach Deutschland, schon herrschen sie auf dem Concilium zu Trient. Ihre rücksichtslose Entschlossenheit kräftigt die Schwachen, erschreckt die Wankenden. Merkwürdig schnell richtet sich der Orden in Deutschland ein, wo noch alter Glaube unter dem neuen zu finden war, er erlangt Gunst bei den Vornehmen, Zulauf vom Volke. Einige Fürsten übergeben ihm die geistliche Herrschaft ihrer Länder, vor allen die Habsburger, neben ihnen deutsche Kirchenfürsten, welche die schwankende Treue ihres Gebietes nicht durch einheimische Kraft festigen können, endlich die Herzöge von Baiern, welche seit hundert Jahren gewöhnt waren, den Vortheil ihres Hauses im engen Anschluß an Rom zu suchen. Als die Väter zuerst nach Deutschland hinüberstiegen, war die ganze deutsche Nation auf dem Wege protestantisch zu werden; noch beim Beginn des dreißigjährigen Krieges waren nach Verlusten und Erfolgen auf beiden Seiten drei Viertheile Deutschlands ganz oder in der Majorität protestantisch. Im Jahre 1650 war der ganze neue Kaiserstaat wieder katholisch, und außerdem das größte Drittheil von Deutschland. So gut hatten die fremden Priester ihrer Kirche gedient.

Einem Wunder gleich war ihre Thätigkeit. Vorsichtig, Schritt für Schritt, planvoll, fest entschlossen, nie schwankend, dem Sturme weichend, unermüdlich wiederkehrend, nie das Begonnene aufgebend, nach größtem Plane auch das Kleinste mit Aufopferung betreibend, bot diese Genossenschaft die einzige Erscheinung einer unbedingten, willenlosen Hingabe Aller an

eine Idee, die nicht in einem Einzelnen sich ausdrückte, sondern in der Genossenschaft. Der Orden herrschte, aber jeder Einzelne war unfrei, auch der Ordensgeneral war verantwortlich.

Der Orden erwarb Ehre und Gunst, wohl verstand er sich beliebt oder unentbehrlich zu machen, wo er hinkam; aber er blieb in Deutschland doch fremd. Das Unheimliche des furchtbaren Princips empfanden nicht nur die Protestanten, welche ihn ohne Aufhören mit ihren papierenen Waffen, den Flugschriften, zu bändigen suchten und für jede politische Unthat, die aus der Nähe und Ferne berichtet wurde, verantwortlich machten. Auch in den katholischen Ländern blieb er ein Gast, ein einflußreicher, vielgepriesener, aber den Geistlichen und Laien kam von Zeit zu Zeit die Empfindung, daß er nicht zu ihnen gehöre. Alle geistlichen Genossenschaften waren national geworden, Benedictiner, Kreuzherren, Bettelmönche, — die Jesuiten nicht. Es ist natürlich, daß in der katholischen Geistlichkeit selbst diese Empfindung am stärksten war, denn auch ihr irdischer Vortheil wurde oft durch die Jesuiten beeinträchtigt.

So stehen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zwei entgegengesetzte Methoden der Bildung, zwei verschiedene Quellen der Sittlichkeit und Thatkraft gegen einander im Kampfe: Devotion und unbedingte Unterordnung gegen Pflichtgefühl und prüfende Selbstbestimmung, schneller, rücksichtsloser Entschluß gegen gewissenhaftes Zweifeln, weit überlegte, planvoll nach weiten Zielen hinarbeitende Energie gegen mangelhafte Disciplin, Drang zur Einheit gegen Streben nach Separation.

So erschienen die Gegensätze überall, zumeist in der Politik, an den Höfen der Fürsten. Den deutschen Fürsten war der Protestantismus in seiner unfertigen Gestalt keine Hilfe für Bildung ihres eigenen Charakters. Er hatte das Volk gehoben, er hatte auch die äußere Macht der Fürsten höher gestellt, aber er hatte ihre innere Festigkeit verringert. Schon ihre Jugendbildung wurde in der Regel zu theologisch, um praktisch zu sein. Wie unsittlich manche von ihnen waren, sie alle litten an

Gewissenszweifeln; für diese Zweifel aber gab es keine schnelle Antwort, wie der katholische Beichtvater sie bereit hatte. Wie begehrlich viele von ihnen waren, auch sie hatten bereits mit einem unsicheren Pflichtgefühl zu ringen, und wenn der Hofprediger ihr stiller Rathgeber war, er machte sie nicht fester. Jeder der protestantischen Fürsten stand für sich, zwischen ihren Landeskirchen war kein festes Band, viel kleines Gezänk und bitterer Haß, nicht nur zwischen Lutheranern und Reformirten, sogar zwischen den Bekennern der Augsburgischen Confession. Auch dies verringerte ihre Kraft. Während die Priester der katholischen Kirche ihre Regenten fest an einander banden, halfen die protestantischen Geistlichen die Trennung ihrer Fürsten vermehren. So ist kein Zufall, daß die Protestanten lange Zeit, wo sie den Altgläubigen in politischem Kampfe gegenüberstehn, im Nachtheil sind. Noch war den Deutschen der neue Staatsbau nicht gefunden und er sollte noch durch Jahrhunderte entbehrt werden, welcher den Schwerpunkt der Regierung aus dem zufälligen Willen des Herrschers heraushebt und in das Gewissen der Nation legt, welcher in geordneter Bahn den talentvollen und tüchtigen Bürger der Krone zum Beirath stellt; noch war die öffentliche Meinung schwach, die Tagespresse nicht geschaffen, das Verhältniß zwischen den politischen Rechten des Fürsten und des Volkes wenig bestimmt.

Und noch in der neuen Zeit, welche den deutschen Staaten diese lang entbehrte Grundlage gegeben hat, vermögen wir zu erkennen, daß der Gegensatz zwischen den beiden Methoden der Bildung nicht ganz geschwunden ist; noch heute steht feste Geschlossenheit der Verwaltung, ein schlagfertiger Mechanismus, in einzelnen Fällen eine schweigsame, consequente, rücksichtslose Politik gegen das Wesen des protestantischen Staats, welches den Herrscher zwingt zu sprechen und zu hören, seine Entschlüsse nach der Majorität der Bildung zu richten, zuweilen ein großes Wollen zu beschränken, wenn es dem Volk nicht verständlich ist. Dagegen macht dasselbe höhere Princip auch die Thorheiten der

Regierenden weniger schädlich, und wenn es vielleicht ungeschickt ist, ferne Gefahr durch geheime That abzuwehren, so macht es dafür die Kraft des Widerstandes größer, den Staat dauerhafter; denn der politische Antheil des Einzelnen vergrößert seine Opferfähigkeit und adelt seine politische Sittlichkeit. Aber so weit war der Protestantismus um das Jahr 1600 noch lange nicht durchgebildet; nur in den Gemüthern lag er, und es kam darauf an, wie schnell ihm die allgemeinen Verhältnisse Deutschlands eine kräftige Entwicklung gestatten würden.

Er war durch Karl V. in die politische Opposition gedrängt, und er blieb in dieser Stellung. Nicht immer erschien die Politik der Habsburger der alten Kirche günstig. Oft intriguirte der Papst auch gegen sie und ihre italienischen Ansprüche. Ja, in dem zweiten Nachfolger Karl's, Maximilian II., lebte eine freie Bildung und ein wahrhaft kaiserlicher Sinn, der Deutschland wohl that und die vorübergehende Hoffnung erregte, daß eine Versöhnung der großen Parteien im deutschen Sinne nicht unmöglich wäre. Aber selbst den freiesten des Geschlechts bezwang zuletzt das Interesse seines Hauses. Italien, Spanien, Ungarn und die Türkei, Freunde und Gegner zogen immer wieder in eine undeutsche Politik hinab. Und was am wichtigsten war, das Hausinteresse drängte gegenüber den eigenen Landschaften in dieselbe Richtung.

Ueberall hatte der Protestantismus auch politische Erschütterungen hervorgebracht; vom Bauernkriege bis in das nächste Jahrhundert hinein hörten die Zuckungen im Volke nicht auf. Die Reformation hatte die Zungen gelöst, sie hatte den Deutschen auch das Urtheil über ihre bürgerliche Stellung freier gemacht, sie hatte dem Einzelnen den Muth gegeben, die eigene Ueberzeugung durchzufechten. Wie der Bauer jetzt laut über die unerschwinglichen Lasten murrte, so der zünftige Bürger über die eigennützige Herrschaft der Stadtgemeinde, so auch das adliche Mitglied der Landschaft über die ungemessenen Geldforderungen des Kriegsherrn. Schnell war mit Luther's Bei-

stimmung die wilde demokratische Bewegung von 1525 niedergeschlagen worden, aber die demokratischen Tendenzen waren deshalb nicht geschwunden, und neben ihnen schlich das Wesen der Wiedertäufer, der Socialisten des 16. Jahrhunderts, von Stadt zu Stadt. Ihre Lehre, kaum in ein System zu fassen, in jeder Persönlichkeit anders gefärbt, vom harmlosen Theoretiker, der sich ein Gemeinwesen aus guten Bürgern ohne Eigennutz, voll Selbstverleugnung erdachte, wie schon der talentvolle Eberlin gethan, bis zu dem ruchlosen Fanatiker, der zu Münster das neue Zion aufrichten half mit lügenhafter Gemeinschaft der Güter und Vielweiberei: — diese Lehre fand in jeder großen Stadt Demagogen, auf dem Lande war sie unausrottbar. Karl V. hatte sie in den Reichsstädten Süddeutschlands nicht ganz vernichten können, in Lübeck war sie sogar auf eine kurze Zeit zur Herrschaft gekommen. Auch diese Regungen hatten gegen das Ende des Jahrhunderts an Kraft verloren, aber sie arbeiteten noch in der Bevölkerung, zumeist in den Gegenden, wo die protestantische Opposition der Stände gegen den altgläubigen Landesherrn das Volk in Aufregung erhielt. So war es in Böhmen, in Mähren, in Oberösterreich. Je eifriger die Habsburger durch die Jesuiten den alten Glauben wiederherzustellen suchten, ja auch wenn sie wie Kaiser Rudolf in Unthätigkeit gewähren ließen, desto mehr wurden sie im eigenen Lande bedrängt durch die Forderungen der ständischen Opposition, wie durch die Aufregung im Volke. Und wol erkannten sie einen drohenden Zusammenhang dieser Opposition in allen Besitzungen ihres Hauses. So waren ihnen nur zwei Wege geöffnet. Entweder sie mußten selbst Protestanten werden, und das war ihnen längst unmöglich; oder sie mußten die gefährliche Lehre und die Ansprüche, welche sie in die Seelen der Menschen warf, mit Entschlossenheit vernichten, in ihrem eigenen Lande, überall. Der Habsburger kam, welcher das versuchte.

Unterdeß war der Muth der alten Kirche durch große Siege, die sie in andern Ländern erfochten hatte, hoch ge-

stiegen. Das heftige Aufbrennen der ständischen Opposition in kaiserlichen Ländern unter schwachen Regenten drängte die Freunde der Kirche zu gemeinsamem Handeln. Gegen die drohende Offensivbewegung der katholischen Partei vereinigten sich protestantische Fürsten, wie einst zu Schmalkalden, wieder zu einer Union; die katholische Partei antwortete durch die Liga; den Protestanten aber lag die Vertheidigung, der Liga ein Angriff am Herzen.

Das war die politische Lage Deutschlands vor dem dreißigjährigen Kriege; eine trostlose Lage. Das Mißbehagen war allgemein, ein Zug von Trauer, die Neigung, Uebles zu prophezeien sind bedeutsame Zeichen dieser Zeit. Jeder tückischen Mordthat, die durch ein Flugblatt dem Volk verkündet wird, ist eine Betrachtung über die schlechte Zeit angehängt; aus zahlreichen Predigten und erbaulichen Schriften schallt schmerzliche Klage über die Verderbtheit der Menschen, die unseligen, argen, letzten Jahre vor dem Weltende. Und doch ist, wie wir deutlich erkennen, die Sittenlosigkeit im Lande nicht auffallend größer geworden. Der Wohlstand ist in den Städten, selbst auf dem Lande im Wachsthum, es wird viel regiert, überall bessere Ordnung, größere Sicherheit des Daseins. Allerdings hat sich mit dem Reichthum Genußsucht und Luxus vermehrt, schneller dringen neue Moden ein, auch in den untern Schichten des Volkes erwacht die Begehrlichkeit, mannigfaltiger ist das Leben und theurer, und häufiger zeigt sich Gleichgiltigkeit gegen das Gezänk der Geistlichen. Uns gilt dies nicht als ein nationales Unglück, es ist die nicht immer anmuthige Folge größerer Ansprüche, ja sogar Bedingung des materiellen Fortschritts. Anders erschien es den Zeitgenossen. Auch die Besseren sind verdüstert, auch so freudige Naturen wie der ehrliche Bartholomäus Ringwald, werden zu Unglückspropheten und wünschen sich den Tod.

Und doch hatte solche Trauer die höchste Berechtigung. Es war etwas krank im Leben der Deutschen, auf ihnen lastete

ein Unverstandenes, das auch die Bildung der Besten verkümmerte. Es ist wahr, die Lehre Luther's war der größte geistige Fortschritt, den Deutschland je durch einen Mann gemacht hat, aber mit jeder Erweiternng der Seele steigern sich auch die Forderungen an das Leben. Der idealen Neubildung mußte eine entsprechende Fortbildung der irdischen Verhältnisse folgen, die größere Selbständigkeit im Glauben forderte gebieterisch eine stärkere politische Kraftentwicklung. Gerade die Lehre aber, welche wie die Morgenröthe eines bessern Lebens erschienen war, sollte dazu beitragen, dem Volke das Bewußtsein seiner politischen Ohnmacht zu geben, und sie selbst sollte durch diese Ohnmacht einseitig und engherzig verbildet werden. In zahllose Territorien unter schwache Fürsten getheilt, überall von kleinlichem Gezänk umgeben und angefüllt, fehlte der deutschen Seele, was ihr zum fröhlichen Gedeihen unentbehrlich ist, eine allgemeine Erhebung, ein großes gemeinsames Wollen, das Gebiet von sittlichen Aufgaben, welches den Menschen vorzugsweise freudig und mannhaft macht; die Deutschen hatten ein Vaterland ungefähr von Lothringen bis ungefähr zur Oder, aber sie lebten in keinem Staate wie die Bürger der Elisabeth oder Heinrich's IV.

So gingen die Deutschen schon innerlich erkrankt in einen Krieg von dreißig Jahren. Als der Krieg endete, war wenig von der großen Nation übrig. Noch hundert Jahre sollten die Nachkommen der Ueberlebenden die männlichste Empfindung entbehren, politische Begeisterung.

Luther hatte sein Volk aus den epischen Lebensformen des Mittelalters herausgehoben. Der dreißigjährige Krieg zerstörte die Volkskraft und isolirte die Deutschen zu Einzelleben, deren gemüthliche Beschaffenheit man wol eine lyrische nennen darf. Es ist eine traurige, freudenleere Zeit, welche hier nach Berichten der Zeitgenossen geschildert werden soll.

1.

Der dreißigjährige Krieg.

Das Heer.

Der Gegensatz zwischen habsburgischem Hausinteresse und deutschem Volksthum, zwischen dem alten und neuen Glauben mußte zu einer blutigen Katastrophe führen. Wer aber fragt, wie doch ein solcher Krieg durch ein ganzes Menschenalter rasen und so furchtbare Erschöpfung einer starken Nation verursachen konnte, der wird die auffallende Antwort finden, daß der Krieg deshalb so groß, schrecklich und endlos wurde, weil keine von allen hadernden Parteien im Stande war, großen und entscheidenden Krieg zu führen.

Die Heere des dreißigjährigen Krieges hatten im besten Fall die Stärke eines modernen Armeecorps. Tilly hielt vierzigtausend Mann für die höchste Truppenzahl, die sich ein Feldherr wünschen könne. Nur in einzelnen Fällen hat ein Heer diese Stärke erreicht, fast alle großen Schlachten wurden durch kleinere Massen entschieden. Zahlreich waren die Detachirungen, sehr groß der Abgang durch Gefechte, Krankheiten, Flucht. Und da kein geordnetes System der Ergänzungen bestand, schwankte der wirkliche Bestand der Armeen in höchst auffälliger Weise. Einmal zwar vereinigte Wallenstein eine größere Truppenmacht — den Angaben nach hunderttausend Mann — unter seinem Oberbefehl, aber nicht in einem Heer, ja kaum in militärischem Zusammenhang; denn die zuchtlosen Banden, mit welchen er im Jahr 1629 die deutschen Territorien dem

Kaiser unterwerfen wollte, lagen über halb Deutschland zerstreut. Eine solche Soldatenmasse erschien allen Parteien als greuliches Wagniß. Sie war in der That nicht zu bändigen. Seitdem hat kein Feldherr auch nur die Hälfte befehligt*).

Denn noch galt es für bedenklich, mehr als höchstens vierzigtausend Mann in einer Schlacht zu leiten, auf einem Kriegstheater zu erhalten. Die Schlacht war ein Kampf kunstvoll rangirter Massen, die Aufstellung selbst erforderte viel Zeit, das Heer in Schlachtordnung wurde als eine bewegliche Festung betrachtet, deren Mittelpunkt, der Feldherr selbst, alles Detail beherrschen sollte. Sein Blick mußte das Terrain übersehen, sein Wille jede Aufstellung und jeden Angriff leiten. Adjutantur und Generalstabsdienst waren noch wenig ausgebildet. Die Heerhaufen in dichten Massen zusammenhalten, die Schlachtreihe durch Terrainhinderniß schützen, nicht Roß nicht Mann aus Auge und Führung lassen, gehörte zur Methode. So mußte auch auf dem Marsche das Heer fest zusammengehalten werden, in engen Quartieren, am liebsten in einem Lagerraum. Dazu kamen Schwierigkeiten der Verpflegung, die Landstraßen schlecht, oft grundlos, die Zufuhr gezwungen, fast immer elend geordnet. Und was in der Praxis entscheidend war, ein Heer von vierzigtausend Streitern bestand wol aus hunderttausend Menschen. Der ungeheure Troß und das wilde Raubsystem zehrten schnell die fruchtbarste Landschaft aus. So hätte die größte Feldherrnkunst kaum ein größeres Heer führen können.

Aber es war dafür gesorgt, daß man in solche Verlegenheit nicht kam. Weder der Kaiser noch ein Reichsfürst waren im Stande, vierzigtausend Mann auch nur auf ein Viertel-

*) Auch das große Heer der Kaiserlichen, welches sich vor der Schlacht bei Nördlingen 1634 vereinigte, war aus mehren Armeen combinirt, aus Wallensteinischem Erbe, einer italienischen Armee, spanischen Hilfsvölkern und Truppen Maximilian's von Baiern, zusammen vielleicht sechzigtausend Mann. Es blieb nur kurze Zeit beisammen.



jahr aus ihren Einkünften zu unterhalten. Die regelmäßigen Einnahmen der Landesherren waren weit geringer als jetzt, und die Unterhaltung der Heere weit kostspieliger. Die Intraden bestanden zum großen Theil aus Naturallieferungen, die bei Kriegsgefahr unsicher und schwer zu veräußern waren. Die Finanzen der Kriegführenden waren schon beim Beginn des Krieges in der traurigsten Lage. Die böhmischen Stände wirthschafteten ohne Geld und Credit, auch König Friedrich von der Pfalz vermochte mit den Subsidien der protestantischen Bundesgenossen nicht aufzuhelfen. Im Winter von 1619 bis 1620 verhungerte, erfror und verlief die halbe böhmische Armee aus Mangel an Sold und Verpflegung, im September 1620 hatten die Truppen über vier und eine halbe Million Gulden Sold zu fordern, die Meuterei hörte nicht auf. Nicht viel besser stand es damals mit dem Kaiser*), doch kamen ihm bald nachher spanische Subsidien. Und der Kurfürst von Sachsen, dessen Finanzen noch am besten geordnet waren, konnte schon im December 1619, wo er erst fünfzehnhundert Mann geworben hatte, den Sold nicht mehr regelmäßig zahlen. Was die Landstände an Kriegssteuern bewilligten, was die Wohlhabenden in sogenannten freiwilligen Gaben leisten mußten, reichte nirgends aus; Anleihen waren schon im ersten Jahr sehr schwer zu realisiren: sie wurden bei den Bankhäusern Süddeutschlands, auch in Hamburg versucht, selten mit Erfolg; Stadtgemeinden galten noch für zuverlässigere Schuldner als die größten Fürsten. Selbst mit Privatpersonen ward um die kleinsten Summen verhandelt. Sachsen hoffte 1621 auf fünfzig- bis sechzigtausend Gulden von den Fuggern, es versuchte bei den Capitalisten dreißigtausend, siebenzigtausend Gulden aufzunehmen, vergebens, für ein Darlehn von zwölftausend Gulden Münze mußte die kur-

*) Bericht des kurfürstlich sächsischen Agenten Lebzelter an den Geh. Rath zu Dresden bei K. A. Müller: Das (sächsische) Söldnerwesen in den ersten Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

sächsische Regierung ebenso viel Courant verschreiben, im Jahr 1620 fast fünfzig Procent mehr als sie erhalten. Nur Maximilian von Baiern und die Liga machten für den Krieg eine große Anleihe von 1,200,000 Gulden zu zwölf Procent bei der Kaufmannschaft in Genua; dafür mußten die Fugger Bürge werden, welche sich wieder für ihre Bürgschaft den Salzhandel von Augsburg versichern ließen. Gerade hundert Jahre vorher hatte dasselbe Bankhaus nicht unbedeutenden Antheil an der Kaiserwahl Karl's V. gehabt, auch jetzt half es den Sieg der katholischen Partei sichern, denn der böhmische Krieg wurde noch mehr durch Geldmangel als durch die Schlacht am weißen Berge entschieden.

Aber noch mißlicher war, daß die Unterhaltung eines Heeres damals fast zweimal so viel kostete als jetzt, selbst der billige Fußsoldat war noch einmal so theuer*). So begann

*) Es lohnt diesen Verhältnissen auf selten betretenem Pfade nachzugehn.

Der zuverlässige Jacobi von Wallhausen berechnet (Kriegskunst zu Fuß, 1615) die Monatskosten eines deutschen Fußregiments von 3000 Mann in Ungarn auf mehr als 45,000 Gulden, also die Jahreskosten auf 540,000 Gulden gutes Reichsgeld. Der gute Reichsgulden war 1615 fast nur noch Rechnungsgeld, er wurde gegenüber dem verschlechterten Currentgulden im Großverkehr und bei allgemeinen Werthangaben neben dem Reichsthaler als fester Werthmesser benutzt. Als solcher galt er noch 21 (der Reichsthaler 24) gute Groschen oder etwa 40 Silbergroschen unseres Geldes, und ³/₄ Reichsgulden oder ein Thaler unseres Geldes war damals mittler Preis des preußischen Scheffels Roggen, der für unsere Zeit zu 1²/₃ Thaler gerechnet werden soll. Ein Regiment von 3000 Mann kostete also 1615 circa 720,000 preußische Scheffel Roggen oder eine Million und 200,000 Thaler unseres Geldes, und der Mann zu Fuß 240 preußische Scheffel Roggen oder 400 Thaler. Dabei ist Kleidung des Soldaten, welche der Mann sich selbst beschaffte, und Armatur, die man nur zum Theil lieferte, nur im Sold, nicht besonders berechnet. Und gar nicht gerechnet sind die allgemeinen Armeekosten und die hohen Gehalte der Generalität. — Und als frommer Wunsch und höchste Sparsamkeit erscheint dem ehrlichen Wallhausen die Unterhaltung eines Fußregiments von 3000 Mann für 324,000 Gulden gutes Reichsgeld, also

der Krieg mit allgemeiner Insolvenz der Regierungen. Auch dadurch wurde die Unterhaltung großer Armeen unmöglich.

Offenbar bestand ein verhängnißvolles Mißverhältniß zwischen der militärischen Kraft der Parteien und dem letzten Zweck jedes Krieges. Keiner der Kriegführenden vermochte die Gegner ganz niederzuwerfen. Zu klein und zu wenig dauerhaft waren die Heere, um die ausgedehnten Landstriche eines zahlreichen und kriegerischen Volkes in regulären strategischen Operationen zu bändigen. Während eine siegreiche Armee am Rhein oder um die Oder herrschte, lief ein neues Feindesheer an der Nord- oder Ostsee zusammen. Auch war das deutsche Kriegstheater nicht so beschaffen, daß dauerhafte Erfolge leicht zu erzielen waren. Fast jede Stadt war befestigt. Noch war das Belagerungsgeschütz schwerfällig und in seinen Leistungen unsicher, noch die Vertheidigung fester Plätze verhältnißmäßig stärker als der Angriff. So wurde der Krieg zum großen Theil ein Festungskampf; jede eingenommene Stadt schwächte das siegreiche Heer durch den Abgang der Besatzungstruppen. War eine Landschaft erobert, dann war der Sieger leicht nicht im Stande, dem Besiegten in offener Feldschlacht zu widerstehn. Durch eine neue Anstrengung warf dieser den Sieger

für 432,000 Scheffel Roggen oder 720,000 Thaler unseres Geldes, wornach der Fußsoldat im Regiment immer noch 240 Thaler kosten würde.

In der erwähnten Schrift von K. A. Müller sind nach Acten des königl. sächsischen Archivs die Jahreskosten des sächsischen Heeres von 1620 (7700 Mann Fußvolk, 1400 Pferde, 12 Stück Geschütz, zusammen nicht 10,000 Mann) auf 1,537,433 Gulden berechnet; dabei ist Anwerbegeld, Rüstung, Kriegsmaterial, das ganze Fuhrwesen nicht eingerechnet. Allerdings war 1619, wo der obige Anschlag gemacht wurde, der Cours eines sächsischen Guldens Landesmünze bereits circa 1/3 niedriger als des guten Reichsguldens. — Aehnliche Resultate giebt die Reduction der Kosten kaiserlicher Werbungen auf unsere Preise und Verhältnisse. — Und dennoch galten die Söldner für schlecht bezahlt, und ihre Klage war, daß sie mit Weib und Buben nicht leben könnten. Ein großer Theil des Geldes wurde veruntreut, zunächst von den Regiments- und Compagnieführern.

aus dem Felde, dann folgten neue Belagerungen und Eroberungen und wieder eine verhängnißvolle Zersplitterung der Kräfte.

Es war ein Krieg voll blutiger Schlachten, glorreicher Siege, aber auch eines unaufhörlichen Wechsels von Glück und Verlust. Groß ist die Zahl der finsteren Heldengestalten, welche aus dem Dunst von Blut und Brand ragen: der eherne Ernst von Mansfeld, der phantastische Braunschweiger, Bernhard von Weimar, und dagegen Maximilian von Baiern und die Generale der Liga: Tilly, Pappenheim und der tüchtige Merch; die Führer der kaiserlichen Heere: der ruchlose Wallenstein, Altringer, die großen Franzosen Condé und Turenne, unter den Schweden Horn, Baner, Torstenson, Wrangel und über allen der mächtige Kriegsfürst Gustav Adolf. So starke Männerkraft in der höchsten Spannung! Und doch wie langsam und schwerfällig werden politische Resultate gewonnen, wie schnell geht wieder verloren, was mit der größten Gewalt erworben schien! Wie oft wechseln die Parteien selbst die Zielpunkte, nach welchen sie stürmen, ja die Fahne, welcher sie Sieg wünschen!

Die politischen Ereignisse des Krieges dürfen hier nur kurz erwähnt werden. Er zerfällt in drei Perioden. Die erste (1618 bis 1630) ist die Zeit der kaiserlichen Siege. Die protestantischen Stände Böhmens verweigern dem Erzherzog Ferdinand die böhmische Königskrone und wählen den reformirten Kurfürsten von der Pfalz zum Landesherrn. Aber durch die Liga und den lutherischen Kurfürsten von Sachsen wird Ferdinand zum Kaiser erhoben, sein Gegenkönig, am weißen Berge geschlagen, verläßt als Flüchtling das Land. Hier und da flammt die protestantische Opposition auf, getheilt, ohne Plan, mit schwachen Mitteln; Baden-Durlach, der Mansfelder, der Braunschweiger, zuletzt der niedersächsische Kreis mit dem Dänenkönig unterliegen den Truppen der Liga und des Kaisers; Ferdinand II., noch als Kaiser ein

Flüchtling in den Stammländern seines Hauses, wirbt durch einen erprobten Söldnerhäuptling, Wallenstein, eine Soldatenmasse, die er durch Contribution und Raub in den fürstlichen Territorien ernährt. Immer größer schwillt des Kaisers Heer, immer höher steigern sich seine Ansprüche in Deutschland, in Italien; der alte Gedanke Karl's V. nach dem schmalkaldischen Kriege wird in dem Enkel lebendig, er will Deutschland sich unterwerfen, wie er Bauern und Stände in den österreichischen Provinzen unterworfen hat, jede Selbständigkeit will er brechen, Privilegien der Städte, Rechte der Stände, Stolz und Hausmacht der Fürsten, ganz Deutschland hofft er unterzuzwingen unter seinen Glauben, unter sein Haus. Aber durch ganz Deutschland schallt ein Schrei des Schmerzes und der Wuth über den greulichen Flibustierkrieg, welchen der erbarmungslose Feldherr der Habsburger führt. Alle Bundesgenossen des Kaiserhauses erheben sich drohend. Die Fürsten der Liga, vor allen Maximilian von Baiern, sehen nach dem Ausland um Hilfe, sie selbst brechen den hohen Muth des Kaisers, er muß seinen treuen Feldherrn entlassen, das unmenschliche Heer einschränken. Ja noch mehr. Auch der heilige Vater beginnt den Kaiser zu fürchten. Der Papst selbst verbindet sich mit Frankreich, um den Protestanten schwedische Hilfe herbeizuführen *). Der „Löwe von Mitternacht" steigt aus der See an die deutschen Küsten.

Die zweite Periode des Krieges beginnt. Die katholische Macht hat in großem Wogenschwall die deutschen Länder bis zu dem nördlichen Meer überfluthet. Jetzt (1630 bis 1634) kommt die protestantische Gegenströmung, und unaufhaltsam überfährt auch sie von Norden nach Süden zwei Drittheile von Deutschland. Auch nach dem Tode ihres Königs behalten die schwedischen Kriegsobersten das Uebergewicht im

*) Ueber die Beziehungen der Gegner Oesterreichs zu Schweden vergleiche man Ranke's Päpste.

Felde, Wallenstein selbst fällt von dem Kaiser ab und muß heimlich getötet werden. Schon kommt der katholischen Partei Muthlosigkeit. Da gewinnt sie mit letzter zusammengefaßter Kraft die blutige Schlacht bei Nördlingen.

Es folgt die dritte Periode (1634 bis 1648), vierzehn Jahre, in denen Sieg und Niederlage auf beiden Seiten sich fast ausgleichen. Die Schweden, an das Nordmeer zurückgedrängt, stürmen, alle Kraft anspannend, noch einmal bis über die Mitte Deutschlands vor, wieder fluthen die Glückswellen hin und her, aber kürzer, kraftloser. Die Franzosen breiten sich beutegierig am Rhein aus, das Land verödet, Hunger und Pest wüthen. Den Schweden wird ein Feldherr nach dem andern abgenutzt, mit unendlicher Hartnäckigkeit halten sie das Feld und ihre Ansprüche fest. Ihnen gegenüber steht ebenso unerschütterlich der Ligafürst Maximilian, noch in dem letzten Decennium des Krieges kämpfen die Baiern drei Jahre lang die ruhmvollsten Feldzüge, welche diese Dynastie aufzuweisen hat. Der fanatische Ferdinand ist gestorben, sein Nachfolger, klüger und maßvoller, ein erprobter Kriegsmann, hält aus, weil er muß, auch er zäh und dauerhaft. Keine Partei vermag mehr eine Entscheidung herbeizuführen. Jahre lang wird über den Frieden verhandelt, während die Feldherren schlagen, Dörfer und Städte leer werden, wildes Unkraut auf den Aeckern wuchert. Und sieht man näher zu, wie dieser außerordentliche Krieg zu Ende geführt wird, so ist sein Ende nicht minder unerhört als der Verlauf des Kampfes. Durch Waffenstillstände und Neutralitäten der einzelnen Territorialherren wird allmählich das Terrain für den Kriegsschauplatz beschränkt. Dem Umstand, daß das Land zu groß, die Heere zu klein waren, wird dadurch einigermaßen abgeholfen. Die Alliirten in ihrem Bestreben, den Krieg in die kaiserlichen Erblande zu spielen, begünstigen dies Isoliren einzelner Gebiete, die Kaiserlichen müssen es dulden. Beide Parteien verlieren dadurch wenig

an Hilfsmitteln und Verpflegung, denn die neutralisirten Länder sind so verwüstet, daß sie kein Heer mehr zu erhalten vermögen. So werden mehre Fürstenthümer Norddeutschlands, die Mark, Sachsen, Thüringen, zuletzt Baiern vor der völligen Vernichtung bewahrt; so wird allmählich das Haus der Habsburger eingehegt und zum Nachgeben gebracht. Unter solchen Verhältnissen kommt dem Vaterlande ein Friede, in dem fast Alle ihre Ansprüche beschränken, als ein Compromiß der streitenden Interessen, welche sich Achtung erkämpft haben; er kommt nicht vorzugsweise durch große Schlachten, nicht durch unwiderstehliche politische Combinationen, sondern zumeist durch eine Ermattung der Kämpfenden. Nicht im Verhältniß groß sind die Besitzveränderungen; nur die Fremden haben sich eingedrängt, und Land und Volk sind verwüstet. Deutschland, welches den Frieden festlich begeht, hat drei Viertheile seiner Bevölkerung verloren.

Alles dies giebt dem dreißigjährigen Kriege das Aussehen eines Zerstörungsprocesses, wie er wol bei furchtbaren Naturereignissen eintritt. Ueber dem Hader der Parteien regt seine Flügel ein schreckliches Schicksal, es erhebt die Führer und wirft sie in den blutigen Staub, die größte menschliche Kraft wird wirkungslos unter seiner Hand, zuletzt wendet es, von Mord und Leichen gesättigt, sein Antlitz langsam ab von dem Lande, das zu einem großen Leichenfelde geworden ist.

Bei solchem Kampfe ist hier nicht die Aufgabe, die Feldherren und ihre Schlachten zu charakterisiren, wol aber von den Zuständen des deutschen Volkes zu sprechen, von dem zerstörenden und leidenden Theile der Bevölkerung, dem Heere wie dem Bürger und Bauer.

Seit den Burgunderkriegen und den italienischen Kämpfen Maximilian's und Karl's V. hatte das bürgerliche Fußvolk die ritterliche Reiterei des Mittelalters in den Hintergrund gedrängt. Die Stärke der deutschen Heere bestand damals aus Landsknechten, freien Männern des Bürger- und

Bauerstandes, unter ihnen nur einzelne Adliche. Sie waren in der großen Mehrzahl geworbene Söldner, welche sich freiwillig durch Vertrag auf Zeit an ihre Fahne banden. Sie betrieben den Krieg wie Handwerker, hart, emsig, dauerhaft, als zünftige Leute, die sich selbst richteten und die Ordnung, welche ihnen der Kaiser gesetzt hatte, mit umständlichem Ceremoniel und sinnigen Gebräuchen umgaben. Aber kurz war die Blütezeit ihrer Kraft. Sie fällt genau zusammen mit der großen Erhebung des deutschen Volkes auf den idealen Gebieten des Lebens. Ihr Verfall beginnt fast zu derselben Zeit, in welcher der Bauernkrieg den Aufschwung der untern Volksschichten brach, in welcher die widerwärtigen Händel zwischen Lutheranern und Reformirten zu beweisen schienen, daß auch das neue Leben der Geister nicht alle Bedingungen eines siegreichen Fortschrittes enthalte. Er läßt sich datiren von ihrem Aufstand gegen den älteren Fronsperg, jener Stunde, wo sie ihrem Vater, dem greisen Landsknechthelden, das Herz brachen. Vieles wirkte zusammen, die neuen Fußsoldaten zu verderben, sie waren Lohnkrieger auf Zeit und gewöhnten sich bald, die Fahnen zu wechseln und nicht für eine Idee zu kämpfen, sondern für eignen Vortheil und Beute. Sie waren nicht durch die Anwendung des Pulvers auf den Krieg in's Leben gerufen worden, aber sie vorzugsweise eigneten sich die neue Erfindung an. Und das Eindringen der Handfeuerwaffen in die Heere half allerdings zuerst dazu, die Schwäche ihres Gegners, der alten Rittercavalerie, zu erweisen, aber dieselbe Feuerwaffe verringerte auch sehr bald ihre eigene Tüchtigkeit. Denn noch waren ihre schweren, langsam feuernden Rohre nicht geeignet, auf dem Schlachtfelde den Sieg zu gewinnen. Der letzte Erfolg hing noch von dem massenhaften Ansturm der scharfen Waffe und dem Einbrechen ihrer Gewalthaufen in den Feind ab; noch kämpften die behenderen Schützen unter dem Schirm der Spießträger, welche sich wieder mit eisernen Schutzwaffen bedeckt hatten, um die Gefahr

der Kugel zu verringern. Der Landsknecht aber wollte lieber das Rohr als den schweren Harnisch und Spieß tragen; so kam es, daß die große Masse der Soldaten untüchtig zum entscheidenden Angriff wurde.

Damit vereinten sich andere Uebelstände. Noch gab es keine stehenden Heere; bei drohender Fehde wurden von großen und kleinen Territorialherren und Städten Truppen gesammelt, nach beigelegtem Kriege wieder entlassen. Die Fehden waren in der Regel kurz und local, selbst die ungarischen Kriege nur Sommerfeldzüge von wenigen Monaten. Die deutschen Landesherren, in unaufhörlicher Geldnoth, suchten sich durch Verschlechterung der Münze, — es wurde zur Auszahlung der Kriegsleute nicht selten besonders leichtes Geld geschlagen, — durch treulose Verkürzung der ausgemachten Löhnung zu helfen. Solche Ungebühr demoralisirte den Kriegsmann nicht weniger als die kurze Dienstzeit. So wurden die Landsknechte betrogene Betrüger, Abenteurer, Plünderer und Räuber*).

Das Fußvolk trug beim Beginn des Krieges entweder das Feuerrohr oder die Pike, das Rohr zum Auflockern der feindlichen Massen, den Spieß zum Draufgehn und zur Entscheidung im Nahgefecht. Die Mannschaften der scharfen Waffe waren in der großen Mehrzahl Pikeniere, seltener Hellebardiere, zuweilen noch „Schlachtschwerter" als Hüter der Fahne, und Rondarschiere mit Kurzspieß und Schild. Beim Beginn des Krieges galt der Pikenier für den schweren Infanteristen, er trug Helm, Brustharnisch, Armschienen, den Degen und eine achtzehn Fuß lange Pike mit eiserner Spitze, den Schaft am besten von Eschenholz. Die Gefreiten und

*) Das Beste, was bis jetzt über Taktik und Strategie des dreißigjährigen Krieges geschrieben ist, findet sich in W. Rüstow, Geschichte der Infanterie. 1857. Hier sollen die Seiten des damaligen Heerwesens hervorgehoben werden, welche zu behandeln Rüstow keine Veranlassung hatte.

Subalternofficiere führten Hellebarden oder Partisanen. Es wurde aber immer schwerer, für diese alten Landsknechtswaffen das Volk in hinreichender Anzahl zusammenzubringen. — Von den Handfeuerwaffen hatten zwei die Herrschaft in den Heeren erlangt, die Gabelmuskete, bei den Kaiserlichen im Anfang des Krieges ein schweres unbehilfliches Gewehr von sechs Fuß Länge mit Luntenschloß und Kugeln, von denen zehn auf's Pfund gingen, und daneben das kürzere Hand- oder Schützenrohr, leichter und von geringerem Kaliber, welches im Anfang des Krieges auch beim Fußvolk zuweilen den veralteten Namen Arkebuse führt *). Der Musketier trug außer einem Seitengewehr mit wenig gekrümmter Spitze über die Schulter ein breites Bandelier mit elf Cylinderkapseln, in denen die Ladung steckte, einen Luntenberger und am Riemen einen Gabelstock, Furket, unten mit metallener Spitze, oben mit zwei metallenen Hörnern, auf den er beim Schießen die Muskete legte. Sein Haupt bedeckte noch Helm oder Sturmhaube, bald warf er auch diese letzte Schutzwaffe weg. Der Arkebusier zu Fuß oder Handschütz führte nicht Gabel und Bandelier, er lud aus Kugeltasche und Pulverhorn. Pikeniere und Musketiere standen in demselben Fähnlein vereinigt, doch gab es schon lange vor dem großen Kriege Fähnlein, welche nur Feuerwaffen enthielten. Aus den Schützenfähnlein mit Handrohr, der leichtesten Infanterie, die man gern als Freicompagnien von den Regimentern sonderte, entwickelten sich in der Mitte des Krieges — soviel uns bekannt, zuerst bei den Hessen — Jägercompagnien, darin wol nur einzelne mit gezogenem Rohr. Die Grenadiere, welche Handgranaten werfen, werden hier und da in geringer Anzahl gebildet, z. B. 1634 von den Schweden im belagerten Regensburg.

Beim Beginn des Krieges war der Pikenier als schwerer

*) Jacobi von Wallhausen, Kriegsmanual. 1616. S. 7 und Kupfer. Die Arkebuse des 16. Jahrhunderts war schwerer gewesen.

Infanterist traditionell noch der angesehene Mann, noch wurde er in den Musterregistern als Doppelsöldner aufgeführt, im Lauf des Krieges erwies er sich als schwerfällig für große Märsche, unbehilflich beim Angriff, fast unnütz, seit der Cavalerie das Einhauen und die letzte Entscheidung auf dem Schlachtfelde zugefallen war; so sank er allmählich in Verachtung, und das hübsche Urtheil des lustigen Springinsfeld*) drückt genau die Ansicht über seine Brauchbarkeit aus. „Ein Musketier ist zwar eine wohlgeplagte arme Creatur, aber er lebt in herrlicher Glückseligkeit gegen einen elenden Pikenier. Es ist verdrießlich daran zu denken, was die guten Tröpfe für Ungemach ausstehn müssen; keiner kann's glauben, der's nicht selbst erfährt, und ich meine, wer einen Pikenier niedermacht, den er verschonen könnte, der ermordet einen Unschuldigen und kann solchen Totschlag nimmermehr verantworten; denn obgleich diese armen Schiebochsen" — mit diesem spöttischen Namen wurden sie genannt — „creirt sind, ihre Brigaden vor dem Einhauen der Reiter im freien Felde zu schützen, so thun sie doch für sich selbst niemanden ein Leid, und dem geschieht ganz Recht, der ja einem von ihnen in seinen langen Spieß rennt. In Summa, ich habe mein Lebtag viele scharfe Occasionen gesehen, aber selten wahrgenommen, daß ein Pikenier jemanden umgebracht hätte." Demungeachtet erhielten sich die Pikeniere bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Die Musketiere aber, die große Masse des Fußvolkes, wurden durch Gustav Adolf behender gemacht; er schaffte im schwedischen Heere die Gabel ab, — die Kaiserlichen behielten sie reglementmäßig bis lange nach dem Kriege, — erleichterte Gewehr und Kaliber zu Kugeln, von denen dreizehn auf's Pfund gingen, und führte statt des klappernden Bandeliers Papierpatronen und Tasche ein. Aber auch so waren die Musketiere, ohne Bajonett, langsam feuernd

*) Grimmelshausen, Seltzamer Springinsfeld, Cap. 12.

und nicht geübt in geschlossener Reihe zu kämpfen, wenig geeignet, große Entscheidungen herbeizuführen.

Dagegen wuchs der Einfluß der Cavalerie. In ihr lagen bei Beginn des Krieges noch zwei entgegengesetzte Principien im Streit. Die alte Rittertradition hatte Methode und Bewaffnung gemischt mit dem Landsknechtswesen, welches auch auf die Pferde gestiegen war. Noch galt die schwere Reiterei für eine aristokratische Truppe, noch führte der Edelmann sein Schlachtroß, die Ritterrüstung, die alte Ritterlanze und seinen Haufen Knechte, für welche er den Sold bezog, zu den Standarten der Cavalerieregimenter. Aber der Krieg machte auch diesen Resten alter Sitte allmählich ein Ende. Doch blieb der Ehrgeiz, als Freireiter mit eigner Ausrüstung und einem Knecht oder auch nur als „Einspänniger" einzutreten, und wer etwas auf sich hielt oder gute Beute gemacht hatte, drängte sich unter die Reiterstandarte. Bei den deutschen Heeren waren vier Gattungen der regulären Cavalerie, die Lanziers*), bis auf die Reiterstiefeln in voller Rüstung (ohne Schild), mit Ritterlanze oder dem Rennspieß der Landsknechte, Degen, zwei schweren Sattelpistolen (den Fäustlingen); die Kürassiere mit gleicher Schutzrüstung, Pistolen und Degen; die Arkebusiere, später Carabiniers, halbgerüstet mit Sturmhaube, Halsring, schußfreiem Brustharnisch, mit zwei Pistolen und einem Handrohr an schmalem Bandelier; endlich die Dragoner, berittene Pikeniere oder Musketiere, welche fast ebensowol zu Pferde als zu Fuß fochten. Dazu kam irreguläre Cavalerie, Kroaten, Stradioten und die Husaren, welche fast hundert Jahre vorher, im Jahr 1546, in Deutschland Aufsehen gemacht hatten, als sie Herzog Moritz von Sachsen dem König Ferdinand aus Böhmen entlieh. Damals hatte ihr Aussehen nicht übel gefallen, sie hatten türkische Rüstung, Säbel und Tartsche getragen, waren aber als

*) Wallhausen (Kriegskunst zu Pferd, 1616) hält noch viel von ihnen.

wilde Räuber im schlechtesten Geruch gewesen*); Gustav Adolf brachte nur Kürassiere und Dragoner nach Deutschland, auch die Kürassiere leichter gerüstet als die kaiserlichen, aber ihnen weit überlegen an Energie des Angriffs. Während des ganzen Krieges war es Tendenz der Reiterei, ihre schwere Armatur zu erleichtern; je mehr die Heere zu Kriegsbanden herabsanken, desto zwingender wurde das Bedürfniß größerer Beweglichkeit.

Im 16. Jahrhundert war das schwere Geschütz an Kaliber, Rohrlänge und Namen sehr mannigfaltig gewesen, die scharfe Metz, die Kartaune, Nothschlange, Nachtigall, Sängerin, Falkaune, das Falkonet, die Feldschlange, das Scharfentin (Serpentin) u. s. w. mit Kugeln von hundert Pfund bis ein Pfund herab, außerdem Orgelgeschütze**), Mörser und Böller, Feuerbüchsen und Standbüchsen. Beim Beginn des dreißigjährigen Krieges waren die Formen bereits vereinfacht,

---

*) Pasquillus Novus der Husseer. (1546) 4. 9 Bl. — Rondelle oder Rundarsch (Rondache) ist ein kleiner runder Schild, Targe Tartsche der eckige.

**) Dies Geschütz bestand aus einer Anzahl kurzer Röhren, welche, parallel in Reihen (Registern) verbunden, eine nahezu cubische Masse bildeten, deren dem Feind zugekehrte Seite etwa sechs bis zehn Reihen von ebenso viel Mündungen im Quadrat geordnet wies. Dies System von Röhren ruhte auf einer Lafette und feuerte nach den Registern. Jedes einzelne Rohr aber wurde mit drei, vier und mehr Kugeln geladen, welche einzeln in Zwischenräumen aus dem Lauf flogen. Sollte das Feuern aufhören, so konnte der Mechanismus gehemmt werden. Fronsperger (Kriegsordnung Buch V. Bl. 84 b. Ausg. v. 1564) rühmt, daß so (nach einmaligem Laden) aus hundert Röhren des Geschützes tausend Schüsse geschehen könnten. — Ein Kartätschenschuß that in den meisten Fällen bessern Dienst. Auch war die überkünstliche Maschine zu theuer und unbehilflich. — Nebenbei sei bemerkt, daß man schon vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland viel an den Schußwaffen künstelte. Auch damals hatte man schon Falkonete, welche von hinten geladen wurden. Wenn sie in den Zeughäusern bis auf unsere Zeit gedauert haben, so kommt das vielleicht daher, daß sie wenig vor dem Feind zu brauchen waren.

man goß ganze, halbe, Viertel- und Achtelkartaunen, mit zweiundvierzig-, vierundzwanzig-, zwölf- und sechspfündigen Kugeln*), die ersten als Festungs- und Positionsgeschütze, die letzten als Feldgeschütze; daneben noch die unverhältnißmäßig langen Schlangen und Falken. Zum Bogenwurf aber sogen. Kammerstücke, die Mörser, welche bald auch Haubitzen genannt wurden, und die kleineren Böller für Feuerkugeln, Stinktöpfe u. s. w. Im Anfang des Krieges außerdem die Hagelstücke, welche gehacktes Eisen, Blei, Schrot, kleine Steine schossen**). Endlich von geschmiedeten Feuerwaffen für löthige Kugeln die Doppel-, einfachen und halben Haken. Immer aber war an den Stücken für Vollkugeln die Rohrlänge des Geschützes zu groß, das Pulver schlecht, der Schuß unsicher. Gustav Adolf führte kurze und leichtere Geschütze ein; seine ledernen Kanonen, kupferne Cylinder mit dichtem Hanf- und Lederüberzug, durch eiserne Reifen zusammengehalten, erhielten sich zwar nicht***); wahrscheinlich war ihre Dauerbarkeit zu gering; aber seine kurzen Vierpfünder, auch für Kartätschenschuß von bester Wirkung, von denen je zwei jedem Regiment beigegeben waren, überdauerten den Krieg. Dies Feldgeschütz feuerte nicht nur aus Position, sondern avancirte mit ziemlicher Beweglichkeit auch während des Gefechts. Unbehilflich aber blieben die Bogenwürfe und Hohlgeschosse; die

---

*) Wallhausen, Archiley Kriegskunst. 1617. — Für die entsprechenden französischen Verhältnisse sind gute Angaben in Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie par le prince Napoléon Louis Bonaparte T. I.

**) Auch sie wurden durch die Kartätschenschüsse der Feldgeschütze unnütz, sie selbst waren die vergrößerten Feuerbüchsen des 16. Jahrhunderts. Die Feuerbüchsen, einst eine beliebte Waffe, waren kurze Rohre von zwei Schuh Länge mit einer Seele von 1½–2 Zoll Durchmesser gewesen, von einem Mann zu tragen. Fronsperger a. a. O. Bl. 97.

***) In der Schlacht bei Breitenfeld waren die metallenen Geschütze der Schweden übermäßig erhitzt, da thaten die Lederkanonen ihren letzten großen Dienst gegen die Kroaten. — Specification, wie und welcher Gestalt die blutige Schlacht vor Leipzig sich angefangen. 1631. 4. S. 5.

letzteren, mit Stricken umsponnen, waren runden Kanonenschlägen ähnlicher als unsern Bomben und Granaten, und blieben von unsicherer Wirkung, weil man den Zünder schlecht verfertigte und die Zeit des Springens nicht abzumessen verstand. Das alte Bedürfniß der Germanen, auch das Leblose gemüthlich herzurichten, hatte schon in früherer Zeit den einzelnen Geschützen besondere Namen gegeben, der Brauch blieb, auch seit man Stücke desselben Kalibers in größerer Zahl goß; dann wurden die einzelnen Geschütze z. B. nach den Planeten, Monaten, Zeichen des Thierkreises benannt, auch wol zusammen als lauttönendes Alphabet aufgefaßt, in diesem Fall mit einzelnen Buchstaben bezeichnet. Auch dem Kaliber, das trotz aller Vereinfachung noch zu verschieden war, erfand man immer neue Namen. So wird der hübsche Vergleich der Geschütze mit Raubvögeln fortgesetzt, die Sechsunddreißigpfünder heißen Adler, Vierundzwanzigpfünder Falken, Zwölfpfünder Geier, Sechspfünder Habichte, Dreipfünder Sperber, die sechzigpfündigen Mörser aber Eulen*). Die Fortschritte der Artillerie und ihr Einfluß auf die Kriegführung wurden nur dadurch beeinträchtigt, daß ausgelernte Geschützmeister in der letzten Hälfte des Krieges fehlten; der größte Theil der Geschützmannschaft waren commandirte Infanteristen, der Verlust eines tüchtigen Artilleristen schwer zu ersetzen**).

*) Project zu einem Eidgenössischen Defensionale von 1630 im Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich v. 1852. S. 60. —

Hierbei sei erwähnt, daß der bildliche Ausdruck Kraut und Loth für Pulver und Blei, welcher seit dem 15. Jahrhundert nachzuweisen ist, noch immer einer Erklärung bedarf. Loth ist schon mhd. Gewicht, Blei, und Kraut (Krautkammer ist Pulverkammer) wurde im Mittelalter, ja bis in die neue Zeit zuweilen als gleichbedeutend mit „Zauber" gebraucht, z. B. in der noch lebenden Redensart: „Das müßte ja mit Kräutern zugehen."

**) Bei dem großen Uebungsschießen in Straßburg 1590 wurden aus 12 neuen Halbschlangen durch je zwei Mann nach einer Scheibe von 14 Schuh Höhe (7 Schuh im Radius um den Nagel) 14 Tage lang von 6 Uhr früh bis 6 Uhr Abends „ohne Unterbrechung" vierpfündige

Das Zahlenverhältniß der einzelnen Waffen änderte sich durch den Krieg. Beim Beginn war das Verhältniß der Reiterei zum Fußvolk etwa wie eins zu fünf, bald wie eins zu drei, in der letzten Periode war die Reiterei zuweilen stärker als die Fußtruppen. Diese auffallende Thatsache ist zugleich ein Zeugniß für die Verschlechterung der Truppen und der Kriegführung. In den ausgesogenen Landschaften war die Erhaltung der Heere nur bei starker Reiterei möglich, welche weiter fouragiren und schneller das Terrain wechseln konnte. Und da sich zur Reiterei drängte, wer Selbstgefühl besaß oder Beute hoffte, so erhielt sich die Reiterei verhältnißmäßig in besserem Zustand als das Fußvolk, welches zuletzt in dürftiger Nachlese verzehrte, was etwa die Reiter übrig gelassen hatten. Allerdings wurde auch die Cavalerie schlechter, der Mangel an guten Kriegspferden war zuletzt noch empfindlicher als der an Menschen, und die Wucht schwerer Reiterei nicht zu erhalten, während sich in der Bandenwirthschaft der letzten Jahre der Dienst der Streifcorps und Parteigänger zu großer Vollkommenheit ausbildete. Demungeachtet that auch in den Treffen die Reiterei zuletzt das Beste: denn ihr fiel wieder die Aufgabe zu, das Gefecht durch Draufgehn zur Entscheidung zu bringen. Die letzte Armee mit tüchtiger Infanterie und „holländischer Ordnung" war die der Baiern unter Merch von 1643 bis 1645.

Die Taktik der Armeen hatte sich seit hundert Jahren

Kugeln auf 500 Schritt geschossen. Es wurden im ganzen 1400 Schuß abgefeuert, davon trafen 391 die Scheibe; dem einzelnen Geschütz wurden also täglich etwa 8—9 Schuß zugemuthet, darunter waren nur 2/7 Treffer. Dies Resultat scheint mit Selbstgefühl erfüllt zu haben. Vergl. Bernh. Schmidt, Eygentliche Beschreibung deß löblichen Vbungschiessens mit groben Stucken. Straßb. 1590. 4. — Aus den Berichten über Belagerungen im großen Kriege sieht man, daß bei den Heeren das Treffen häufig nicht besser glückte. Ein Büchsenmeister oder Constabler, der das „Richten" verstand, war dem Heere so werthvoll wie einer Stadt.

langsam umgeformt. Das alte Landsknechtheer war in drei großen quadratischen Haufen, Avantgarde, Gewalthaufen, Arrieregarde, zur Schlacht gezogen, unbekümmert um Landstraßen und Saatfelder; vor ihm liefen commandirte Arbeiter, welche Gräben ausfüllen und Gebüsch niederschlagen mußten, um den unförmlichen Haufen Bahn zu machen*). Zur Schlacht selbst stellten sich die tiefen viereckigen Massen des Fußvolkes nebeneinander, jeder Schlachthaufen bestand aus vielen Fähnlein, zuweilen aus mehren Regimentern; die Reiterei stand in ähnlicher tiefer Aufstellung an den Flügeln. Regelmäßige Reserve fehlte, nur zuweilen ward einer der drei Haufen für die Entscheidung zurückgehalten; von auserwählter Mannschaft wurde ein „verlorener Haufen" gebildet für gefährlichen Dienst, zum Forciren von Flußübergängen, der Besetzung eines entscheidenden Punktes, Umgehung des Feindes. Seit das Feuerrohr neben der Pike überhand genommen, wurden die großen Schlachthaufen von Schützengliedern umgeben, Schützenflügel an sie angehängt, endlich besondere Schützenhaufen gebildet. Die Unbehilflichkeit dieser schweren Schlachtmassen führte schon in den niederländischen Kämpfen zu einem Zerlegen der Schlachtordnung in kleinere taktische Körper, welche in zwei oder drei Treffen standen. Aber nur langsam bildete sich die Treffenstellung und das System der Reserven aus. Noch war den kaiserlichen Heeren beim Beginn des Krieges vieles von der alten Methode geblieben. Immer noch wurden die Fähnlein der Infanterie zu tiefen Quadraten — den Bataillonen — zusammengefügt. Feste Stellungen suchen und die Schlacht in der Defensive aufnehmen, war gegenüber den wild anstürmenden Türken in ruhmlosen Feldzügen zu sehr Brauch geworden. Allerdings konnte die Zähigkeit und die Wucht der tiefen Massen gewaltig sein, aber sie

*) So hatte sie Sastrow am Ende des schmalkaldischen Krieges gesehen; er beschreibt ihren Marsch sehr anschaulich.

litten auch furchtbar, wenn es dem Feind gelang, mit seinem Geschütz in ihnen zu arbeiten, und sehr unbehilflich waren alle ihre Bewegungen. Gustav Adolf nahm die taktischen Neuerungen der Niederländer in geistvoller Weise auf; er stellte zur Schlacht die Infanterie sechs Mann, die Cavalerie vielleicht nur drei Mann tief, zerlegte die großen Massen in kleine Abtheilungen, welche in fester Verbindung miteinander die Einheit der „schwedischen Brigade" bildeten; er verstärkte die Cavalerie, indem er Schützencompagnien zwischen sie stellte, führte außer der Reserve- und Positionsartillerie leichte Regimentsgeschütze ein und gewöhnte seine Soldaten an schnelle offensive Bewegungen und rücksichtsloses Vorgehen. Seine Infanterie feuerte schneller als die kaiserliche, in der Schlacht bei Breitenfeld erschütterte zum ersten Mal nahes Pelotonfeuer die alten Wallonenregimenter Tilly's; für seine Cavalerie stellte er zuerst die Lehre auf, durch welche hundert Jahre später Friedrich der Große seine Reiterei zur ersten der Welt machte, sich nicht mit Feuern aufzuhalten und in schnellster Gangart über den Feind herzufallen.

Während der Schlacht erkannten die Soldaten einander am Feldgeschrei und an besonderen Abzeichen, die Officiere an den Feldbinden. Bei Breitenfeld trugen z. B. die Tilly'schen weiße Bänder um Hut und Helm, weiße Schnüre um den Arm, die Schweden grüne Zweige. Die kaiserliche Feldfarbe war roth, Gustav Adolf verbot deshalb seinen Schweden Roth zu tragen*); die Feldbinden der schwedischen Officiere in der Schlacht bei Lützen waren grün, die kursächsischen Feldbinden während des Krieges schwarz und gelb, später, seit Erwerbung der polnischen Krone, roth und weiß.

Die Soldaten standen in Fähnlein oder Compagnien, der taktischen Einheit, und diese waren zu Regimentern, der administrativen Einheit, verbunden. Das deutsche Regiment

*) Doch hatte er selbst eine Brigade, welche die rothe hieß.

Fußvolk sollte aus 3000 Mann in 10 Fähnlein zu 300 Mann bestehn, die Fähnlein erreichten selten die Normalstärke und verloren im Kriege mit reißender Schnelligkeit ihre Mannschaft. Regimenter von 1000 bis 300 Mann, Compagnien von 70, 50, 30 sind nicht selten. Vom Cavaleriereɡiment forderte man eine Stärke von 500 bis 1000 Mann, die Compagniezahl war verschieden, ihre wirkliche Kriegsstärke noch wandelbarer*).

Titel und Amt der Officiere hatten schon Aehnlichkeit mit der modernen deutschen Einrichtung. Oberst des Regiments hieß, wer das Regiment seinem Kriegsherrn geworben hatte, auch wenn er sonst Generalrang hatte; unter ihm stand der Oberstlieutenant und Oberstwachtmeister. Wichtiger für den Zweck dieser Blätter sind die Officiere der Fähnlein: der Hauptmann oder Rittmeister mit seinem Lieutenant, der Fähnrich und der Feldweibel oder Wachtmeister, Unterofficiere und Gefreite, zuletzt der Profoß.

War der Hauptmann bei der Musterung seinem Fähnlein im Ringe als Oberhaupt und Vater vorgestellt, so bat er freundlich die lieben Kriegsleute, ihm treu und gehorsam zu sein, zählte ihre Pflichten auf, versprach in jeder Noth zu ihnen zu halten und Leib und Leben und alles, was er in seinen Kleidern trüge, bei ihnen zu lassen, als redlicher Mann. Leider that dem Hauptmann vor allem Andern Treue in Geldsachen Noth, sowol gegen den Oberst als gegen seine Leute: dem Musterherrn tüchtige Leute zu werben, nicht mehr Söldner

*) Squadron (quaternio) bezeichnet im Anfang des dreißigjährigen Krieges noch den Schlachthaufen der Reiterei, welcher ursprünglich aus vier Compagnien zusammengesetzt war. Die Reitercompagnie wird oft Cornet genannt, wie der Fähnrich und seine Fahne. — Das häufige Prädicat „reformirter“ Oberstlieutenant, Hauptmann u. s. w. bedeutet einen Officier, welchem seine Mannschaft so geschwunden ist, daß die etwa übrigen Leute bei einer Neubildung der Truppentheile — Reformation — andern Fahnen untergesteckt werden mußten. Er ist im Dienst, aber ohne festes Commando.

anzurechnen als recht war, den Kriegsleuten aber den Sold völlig zu zahlen. Beides geschah häufig nicht; die Versuchung des Werbesystems war groß, und Gewissenhaftigkeit war in dem unsicheren Kriegsleben eine Tugend, welche leicht schwand; auch der Ehrliche gerieth in gefährliche Klippen, wenn der Sold lange ausblieb oder unvollständig gezahlt wurde. Sonst sollte der Hauptmann ein ernster, wohlerfahrener Mann sein, billig und gütig im Gemüth, aber scharf in allen Rechtssachen. Die Woche hindurch sollte er nach altem Sprichwort sauer sehen und die Kriegsleute nicht eher anlachen als am Sonntag, wenn man im Felde predigte; dann saßen die Leute auf der Erde und standen auf, den Hut vor dem Hauptmann abzuziehen. Wer aber eine Sturmhaube trug, behielt sie auf. — Auf dem Marsche ritt der Hauptmann, vor dem Feinde aber sollte er zu Fuß eine Pike oder die Muskete seinem Fähnlein vortragen*).

Die Fahne des Fußvolks, das Heiligthum der Compagnie, hatte kaum die Stangenlänge der unseren, aber ihr Seidenstoff reichte wie ein großes Segel fast bis zum Ende der Stange; es war schwerer Stoff, nach damaligem Zeitgeschmack mit aufgemalten allegorischen Bildern und kurzen lateinischen Sentenzen schön verziert. Die „Cornete" der Reiterei, zuweilen ausgezackt, waren kleiner und wurden an der Stange befestigt, wie unsere Fahnen. Nach der Fahnenfarbe wurden nicht selten die Regimenter benannt, z. B. bei den Kursachsen, wo der Fahnengrund immer zweifarbig war: das schwarz und gelbe, blau und weiße, roth und gelbe Regiment; dann hatte von den zehn Fahnen des Regiments jede besonderes Emblem und Motto und verschiedene Verbindung derselben Regimentsfarben: geflammt, gestreift, in Rauten; doch die Haupt- oder Leibfahne wies zuweilen die Regimentsfarben nur im Saum. Die Cornete der Reiterei hatten einfarbigen Grund, auch die

*) Der Lieutenant führte eine Partisane, die Unterofficiere Hellebarden.

Reiter bezeichnete man nach der Fahnenfarbe und nicht nach einer Uniform, die sie nur selten trugen, z. B. zwei oranienfarbene Cornet Kürassiere, fünf stahlgrüne Cornet Arkebusiere. Auch die Schweden unterschieden ihre Brigaden, welche in Deutschland häufig Regimenter genannt wurden, nach der Fahnenfarbe, so außer dem (gelben) Leibregiment: das grüne, blaue, weiße, rothe. Oft wurden die Farben der Fahne und des Regiments nach den Wappenfarben des Obersten gewählt, zumal wenn er das Regiment geworben hatte*). — Allmählich aber wurde in allen Armeen Brauch, das Regiment nach dem Namen des Obersten zu nennen.

Im Ringe der geworbenen Kriegsleute wird das Fähnlein an die Stange gebracht und aufgerichtet, der Oberst übergiebt dem Fähnrich die Fahne und bindet sie ihm ein „als eine Braut und leibliche Tochter, aus der rechten Hand in die linke Hand, wo euch beide Arme abgeschossen oder gehauen werden, sollt ihr's in den Mund nehmen; ist keine Hilfe noch Rettung da, so verwickelt euch drein, befehlt euch Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden, als ein ehrlicher Mann." So lange die Fahne fliegt und ein Stück an der Stange ist, sollen die Kriegsleute dem Fähnrich in den Tod folgen, bis alles über einen Haufen an der Wahlstatt liegt. Die Fahne soll über keinem Bescholtenen oder Missethäter fliegen; ist gegen den Fahneneid gefrevelt, so darf der Fähnrich die Fahne einschlagen und dem Frevler Fahne und Wacht verbieten lassen; dann muß dieser beim Troß gehn unter Huren und Jungen, bis zum Ausgang der Sache. Der Fähnrich soll ohne Erlaubniß keine Nacht die Fahne verlassen; wenn er schläft, soll er sie bei seinem Lager haben, sich nie davon trennen; wird sie ihm durch Verrath oder schelmische Diener von der Stange gerissen, so soll der Fähnrich dem ge-

*) Geijer, Gesch. Schwedens, III. S. 200 erwähnt die Farben nach dem Swedish intelligencer, I. 28.

meinem Kriegsmann mit Leib und Leben verfallen nach ihrem Willen. Er soll ein großer, kräftiger, männlicher, tapferer und fröhlicher Gesell sein, der erste beim Sturme, sonst freundlich mit jedermann, Fürsprecher und Friedenstifter; Strafen verhängt er nicht, daß sich kein Haß an ihn hänge. Im freien Feld bei fliegenden Fahnen werden Bestallung und Kriegsartikel vorgelesen; der Reiter darf sich ohne Erlaubniß nur so weit vom Zug oder Lager entfernen, als die Fahne gesehen werden kann; wer im Kampfe von der Fahne flieht, soll dafür sterben, wer den Fliehenden niedersticht, ist straflos*); wenn der Fahnenträger eine Festung oder Schanze verläßt, bevor er drei Stürme ohne Entsatz ausgehalten, verfällt er dem Kriegsgericht; das Regiment verliert die Fahne, wenn es aus Feigheit eine Festung vor der Zeit übergiebt. Noch war's nicht lange her, daß das Spießrecht abgekommen war, das herbe Gericht der Landsknechte, wo vor dem Ringe der Gemeinen der Profoß den Missethäter verklagte, und vierzig erwählte Mann, Officiere und Gemeine, das Urtheil sprachen; auch damals schlugen beim Beginn des Gerichts die Fähnriche ihre Fahnen zusammen, steckten sie verkehrt, mit der eisernen Spitze, in die Erde und forderten ein Urtheil, weil die Fahne nicht über einem Missethäter fliegen dürfe. Und war der Verbrecher zum Spießen oder als Schütze zum Arkebusiren verurtheilt, dann bedankten sich die Fähnriche gegen den gemeinen Mann, schlugen die Fähnlein wieder auf und ließen sie fliegen gegen Aufgang der Sonne, trösteten den armen Sünder und versprachen ihm auf halbem Wege entgegenzulaufen und ihn dadurch zu erledigen, daß sie ihn unter den Schutz der Fahne nahmen. Und wenn die Gasse gebildet war, traten sie an das Ende derselben mit dem Rücken gegen die Sonne, der Verbrecher aber mußte die Kriegsleute segnen und um schnellen Tod bitten, dann gab

*) Z. B. Kursächsische Reiterbestallung 1619; Schwedisches Kriegsrecht 1631.

ihm der Profoß mit seinem Stab drei Schläge auf die rechte Achsel und stieß ihn in die Gasse. Wer aber unehrlich war, der wurde ehrlich, wenn die Fahne dreimal über ihn geschwenkt war, so der Steckenknecht, wenn er sich ordentlich gehalten und entlassen werden sollte. Der Fähnrich erhält alle drei Jahre Geld auf ein neues Fähnlein, oder ein neues Kleid*) (achtzig bis hundert Gulden); dafür mußte er dem Fähnlein eine Verehrung geben, zwei Faß Bier oder Wein.

Die Fahne tragen war aber nicht nur ein wichtiges Amt, es war auch eine Kunst, welche Kraft, Gewandtheit und lange Uebung erforderte. Denn das „Fahnenspiel" war schon vor dem Kriege in ein System gebracht; in den Kriegsjahren und unmittelbar nachher erhielt es weitere Ausbildung; deutscher, italienischer, französischer und spanischer Brauch verbanden sich; es gab Ober- und Unterhiebe, Prassaden, Stockaden, Cavaden, das vollkommene und das verkehrte Rosenbrechen und andere kunstvolle Schwenkungen; ob das Tuch ganz, ob halb fliegen, ob es über die Stange laufen oder sich wie Wasserwellen bewegen durfte, alles war vorgeschrieben. Und zu vielen Bewegungen der Fahne gehörten entsprechende Tritte und Bewegungen des Körpers. Im Zirkelschwung drehte der Fähnrich die Fahne um das Haupt, er schwang sie zur rechten und linken Hand, in seinem Rücken, ja nach vorn und hinten durch die Beine; er warf die Stange in die Höhe, schoß, während die Stange in der Luft schwebte, sein Pistol ab oder zog den Degen, fing die Fahne dann wieder auf, schlug das Tuch von hinten um sich, stand majestätisch halb vom Tuch verhüllt, steckte den Degen zierlich wieder ein und machte Reverenz, indem er beide Knie beugte. Diese Bewegungen waren aber nicht allein um der Schönheit willen da, durch sie wurden seit dem Kriege auch die Marschweisen

*) Adam Junghans von der Olnitz, Kriegsordnung zu Wasser und Landt. 3. Ausg. Cöln, 1598. S. 3 b.

und einzelne Signale commandirt; deutscher Marsch, Burgundermarsch, alter Schweizermarsch, denn die Spielleute der Compagnie blickten auf den Fähnrich, sein heroisches Wesen gab ihnen die Zeichen. Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts war das Exerciren mit der Fahne eine beliebte Turnübung der adlichen Jugend, noch Ludwig XIV. stiftete für den Dauphin einen besondern Kinderorden vom Pavillon. Seitdem ist die werthe Kunst fast verloren, die letzten Traditionen dauern in einigen entschlossenen Bewegungen des modernen Tambourmajors, das „Fahnenspiel" schwindet jetzt selbst im Circus der Kunstreiter, unter denen sich diese Technik der Landsknechtheere am längsten erhalten hat*).

Das Amt des Reiterfähnrichs war weniger verantwortlich. Frisch in den Feind dringen und nach dem Angriff die Standarte in die Höhe halten, damit sich sein Volk um ihn sammle, das war seine Aufgabe. In den ungarischen Kriegen war zuweilen der Fähnrich im Range dem Lieutenant vorgegangen, und bei einigen Regimentern, z. B. der Wallensteinischen Armee, hatte sich dieser Brauch erhalten.

Der wichtigste Mann der Compagnie nächst dem Hauptmann war der Feldweibel; er war der Drillmeister, der Sprecher für die Kriegsleute, und hatte die Aufstellung des Fähnleins in die Schlachthaufen der kaiserlichen Bataillone und schwedischen Brigaden zu besorgen, die Mannschaften zu ordnen, in die vordersten und hintersten Glieder und an die Ecken die Tüchtigsten und am besten Bewaffneten, hatte die Hellebarden und kurzen Wehren einzumischen, die Schützen

---

*) Wen es interessirt, die Fortschritte dieser untergehenden Kunst zu verfolgen, der vergleiche die kleinen Fahnenbüchlein vor und nach dem Kriege. Schon in dem ältesten (?) von Joh. Renner und Seb Heußler (Nürnberg, 1615) ist der Brauch fremder Heere berücksichtigt, und schon damals gehörte das Fahnenspiel zu den Turnübungen der Höfe und Universitäten. Aber die kunstvolle Technik findet sich in Andr. Klette, Kleine Fahnen-Schule (Nürnberg, 1679).

anzuhängen und zu führen. Er war der weise Mann der Compagnie, der Recht und Kriegsbrauch seiner Waffe genau kennen mußte.

Da das „Volk“, welches aus nah und fern unter der Fahne zusammenlief, schwer zu bändigen, zum großen Theil unsicher und schlecht in Waffen geübt war, mußte die Zahl der Unterofficiere sehr groß sein. Gewiß bestand oft mehr als der dritte Theil der Mannschaft aus Chargirten. Wer irgend kriegstüchtig oder ein sicherer Mann war, wurde durch einen Unterbefehl, Vertrauensposten und höheren Sold ausgezeichnet. Unter den zahlreichen Functionen und mannigfaltigen Namen der Subalternen sind einige besonders charakteristisch. Im Anfang des Krieges hatte noch jede Compagnie nach altem Landsknechtgebrauch ihren „Führer“, der wenigstens ursprünglich von den Soldaten gewählt worden war. Er war der Tribun der Compagnie, ihr Sprecher, welcher ihre Beschwerden und Anliegen dem Hauptmann vorzutragen, das Interesse des Volkes zu vertreten hatte. Es ist leicht begreiflich, daß ein solches Amt die Disciplin der Compagnie nicht kräftigte, es wurde im Kriege beseitigt. Auch das undankbare Amt des Fouriers war von größerer Bedeutung als jetzt. Er hatte Trotz und gefürchtete Wucht gegen die Vorwürfe der Soldaten zu setzen, welche über die schlechten Quartiere haderten, die er ihnen angewiesen. Wenn das Fähnlein in ein wüstes Dorf kam, warfen alle Rottenmeister ihre Messer in den Hut des Fouriers, dann lief er von Haus zu Haus und steckte die Klingen, wie sie ihm zur Hand kamen, in den Pfosten, und jede Rotte (6—8 Mann) zog dem Messer ihres Meisters nach. Wenn Arme vom Adel, Adspiranten für Officierstellen, eintraten, wurden sie zu den Gefreiten eingeschrieben, deren Zahl oft sehr groß war. Alte anspruchsvolle Landläufer zeichnete das militärische Küchenlatein durch die Titel „Ambesaten“, später „Landspassaten“ aus, sie waren Ordonnanzen und Boten, im Sold bevorzugt, Stellvertreter

und Gehilfen der Corporale. Im allgemeinen war das Bestreben, jeder Charge einen Stellvertreter beizuordnen; wie der Lieutenant dem Hauptmann, stand dem Fähnrich ein Corporal der Gefreiten als Unterfähnrich, dem Feldweibel die Gemeinweibel und für Wachtposten häufig auch bei der Infanterie ein Wachtmeister zur Seite, so den Unterofficieren die Gefreiten, den Corporalen die Landspassaten, dem Profoß der Rumormeister u. s. w.

Die Heere bestanden mit wenigen Ausnahmen aus geworbenen Söldnern. Der Kriegsherr bevollmächtigte durch Patent einen versuchten Führer, für ihn ein Heer, ein Regiment, ein Fähnlein zu werben, dann wurden Werbeplätze gesucht, ein Musterplatz festgesetzt, auf dem sich die Geworbenen sammelten. Wer sich anwerben ließ, erhielt Lauf- oder Werbegeld, das beim Beginn des Krieges unbedeutend war und zuweilen von der Löhnung abgezogen wurde*). Im Lauf des Krieges stieg das Werbegeld und blieb dem Soldaten. Auf dem Musterplatz wurde noch im Anfang des Krieges mit jedem Söldner besonders über seine Löhnung verhandelt; der Soldat hatte außer dem Servis in seinem Quartiere nichts als den Sold zu erhalten, der um 1600 für die gemeinen Fußsoldaten von fünf bis sechzehn Gulden auf den Monat betrug**). Sie mußten dafür beim Beginn des Krieges in der Regel Waffen, Kleidung und Kost selbst beschaffen, den

*) Adam Junghans von der Olnitz, Kriegsordnung zu Wasser und Landt, T. 2.

**) Um 1600 war 1 Gulden gutes Reichsgeld = 40 Sgr. unseres Geldes, 1 preußischer Scheffel Roggen kostete damals durchschnittlich etwa 25 Sgr. gegen jetzt 50 Sgr. So hatten 16 Gulden Reichsgeld damals den Verkehrswerth von 25 3/5 preuß. Scheffeln Roggen oder 42 Thalern unseres Geldes. Noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte der gewöhnliche Monatsold des Landsknechts 4 Gulden Reichsgeld betragen, seitdem hieß der Betrag von 4 Gulden ein Sold. Das zunehmende Steigen der Preise und die Verschlechterung des Geldes bewirkten, daß für einfachen Sold niemand zu werben war und daß die Doppelsöldner 3 bis

Besatzungen wurde der Proviant durch die Quartiermeister gegen Vergütung geliefert. Während des großen Krieges aber kam das Handeln um den Sold ab, es ward von dem Kriegsherrn den Soldaten eine gleiche mäßige Löhnung sehr unregelmäßig gezahlt.

Bei den Kaiserlichen betrug der Sold (exclusive Verpflegung) für den Pikenier neun, den Musketier sechs Gulden, bei den Schweden war er noch niedriger, wurde aber im Anfang regelmäßiger gezahlt und für die Verpflegung bessere Sorge getragen. Die gesammte Verpflegung des Heeres wurde durch ein rohes Requisitionssystem den Landschaften aufgebürdet, auch auf befreundetem Territorium. Die Gehalte der Oberofficiere waren sehr hoch und bildeten doch nur den kleinsten Theil ihrer Einnahme. Während der Dienstzeit wurde die Mannschaft zuweilen durch eine Controlbehörde, Musterherren oder Commissarien des Kriegsfürsten, in die Rollen aufgeschrieben, um zu verhindern, daß nicht Obersten und Hauptleute für eine größere Anzahl Sold bezogen, als sie unter der Fahne beisammen hatten; dann wurden die Entlaufenen apart geschrieben, hinter jedem ein Galgen gemalt. Wer auf freier Musterung aufgenommen war, der wurde, wenn er untüchtig geworden oder eine gute Zeit gedient hatte, ausgemustert, frei erkannt, abgedankt und mit einem Paßbrief oder Freizettel versehen. Auch wer sich mit Urlaub von der Fahne entfernte, erhielt einen Paßzettel. Für die Kleidung sorgte der Soldat nach altem Brauch selbst; eine Uniformirung fand vor dem Kriege nur ausnahmsweise bei den Trabanten der Leibwache oder wol auch bei bevorzugten Regimentern statt, z. B. bei den schwer gerüsteten Reitern, denen die Rüstung vom Kriegsherrn geliefert wurde, und zwar gegen Soldabzug oder so, daß der Oberst nach der Campagne die

4 Sold erhielten. Wegen der Münzverwirrung sind alle Soldangaben aus den ersten Jahren des Krieges für uns wenig werth

Armatur zurücknahm. Doch tragen im Anfange des Krieges bereits einzelne, zumal kaiserliche Regimenter gleichfarbige Röcke, die dann vom Soldherrn geschafft wurden, und obgleich diese neue Einrichtung in der Kriegsnoth nicht erhalten werden konnte, so wurde doch die Uniformirung Wunsch der Kriegsherren und wahrscheinlich auch Forderung der Soldaten. Nach dem Kriege wenigstens ist bei neugebildeten Heerkörpern Gleichmäßigkeit der Tracht die Regel.

Die Kriegszucht der Deutschen war beim Beginn des Krieges im schlechtesten Ruf. Die deutschen Kriegsleute galten für eitle, turbulente, aufsätzige Renommisten auch bei andern Nationen*). Nicht wenig verdarb der Dienst in halbwilden Ländern, wie damals Ungarn und Polen waren, und gegen einen barbarischen Feind, die Türken. Schon wenn der Sold der Einzelnen behandelt wurde, begann die Unzufriedenheit; dem Hauptmann, der die Prätensionen des angeworbenen Söldners nicht befriedigen wollte, warf der Gekränkte die Muskete zornig vor die Füße und entfernte sich mit seinem Laufgeld, es gab kein Mittel ihn zu halten. War das Fähnlein vereidigt, so fand der Hauptmann nur zu häufig seinen Vortheil darin, das Plündern und die nächtliche Entfernung von der Fahne zu begünstigen, denn er erhielt seinen Antheil am Raube der Soldaten. „Die ärgsten Mausköpfe waren die besten Bienen.“

Tief verhaßt waren stets die Zahlherren gewesen, weil sie in der Regel den Sold unvollständig und in schlechtem Gelde zum Regiment brachten; sie und andere Commissarien des Landesherrn waren, wenn sie in das Lager kamen, sogar Mißhandlungen ausgesetzt. Den höhern Befehlshabern wurde das Aergste nachgesagt, vor allem, daß sie mehr Sold empfangen, als sie den Soldaten ausgezahlt. Noch schlimmer

*) Junghans am Schluß; Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß a. m. O., z. B. S. 20.

waren die Unterbefehlshaber daran. Nicht selten brach offene Meuterei aus, dann setzten die Empörer Oberst und Hauptleute ab und wählten sich Führer aus ihrer Mitte. Dergleichen geschah öfter in Ungarn. Ja es ereignete sich noch während des Waffenstillstandes, der dem westphälischen Frieden vorausging, daß in einem bairischen Dragonerregiment ein Corporal der Garnison von Hilperstein sich zum Obersten des Regiments ernannte und mit seinem Anhang die Officiere wegjagte; das Regiment wurde durch commandirte Völker umringt, der neue Oberst mit achtzehn ansehnlichen Rebellen gerichtet, dem Regiment die Musketen genommen, es mußte von neuem schwören und wurde als Reiterregiment neu formirt*). Gewöhnlicher Grund der Meuterei war Ausbleiben des Soldes. Dann wurden in der höchsten Noth Anleihen zu Wucherzinsen gemacht, um die Soldaten zu befriedigen. Im Jahr 1620, dem geld- und kopflosen böhmischen Sommer, meuterte das Regiment des Grafen Thurm. Der ehrliche alte Herr beruhigte durch eine Abschlagzahlung, die er bei den Marketendern entlieh, und weinte darauf bitterlich über die üble Regierung und vieles andere. Zu derselben Zeit meuterte das Regiment des Grafen Mansfeld. Dieser begann seine Zahlung, indem er aus dem Zelt trat und mit eigner Hand zwei Soldaten niederhieb, viele schwer verwundete, worauf er sich zu Pferde setzte, unter die Meuterer sprengte und wieder mehre erschoß. Er allein mit drei Hauptleuten brach den Trotz von sechshundert Mann, nachdem er elf getötet, sechsundzwanzig schwer verwundet hatte. — Wenn für militärischen Befehl noch leidlicher Gehorsam gefunden wurde, während die Fahne flatterte, so kam doch aller Groll zu lautem Ausbruch, so oft die Fahne abgerissen und das Regiment abgedankt wurde. Dann verbargen sich der Profoß, der Hurenweibel und die Steckenknechte; Hauptmann, Lieute-

---

*) Grimmelshausen, Springinsfeld, Cap. 20.

nant und die untern Befehlshaber mußten Schimpfreden und Herausforderungen ertragen und sich sagen lassen: „Ha, Kerl, du bist mein Befehlshaber gewesen, jetzt bist du nicht ein Haar besser als ich, ein Pfund deiner Haare gilt mir nicht mehr als ein Pfund Baumwolle; heraus, raufe dich mit mir!"*) So hatten die Befehlshaber bei jeder Strafhandlung die spätere Rache des Missethäters und seiner Freunde zu fürchten. Und wie mit den Officieren haderten die Entlassenen auch unter einander; dann standen auf einem Platz wol an die hundert Parteien im Zweikampf, die leichtfertigsten Mordthaten und Totschläge wurden verübt, die sonst nicht erhört waren, so lange die Christenheit steht. Denn es war Brauch, daß die Streitenden, während die Fahne wehte, einander die Hände gaben und gelobten, ihren Zwist am Ende der Dienstzeit auszufechten und bis dahin als Brüder in Liebe miteinander zu leben. Bei solcher Abdankung rotteten sich die Leichtfertigsten in Haufen zusammen und begannen ein „Harnischwaschen" mit solchen Kameraden, denen die Officiere während der Dienstzeit Gunst erwiesen hatten, d. h. sie beraubten dieselben, zogen ihnen die Kleider aus, schlugen sie auch wol gar tot. Und all solcher Frevel wurde geduldet, die machtlosen Oberbefehlshaber hatten sich gewöhnt, dergleichen als Kriegsbrauch ruhig anzusehen.

In den ungarischen Sommerfeldzügen hatten die Kriegsleute gelernt, nur während der Sommermonate bei der Fahne zu bleiben. Sie fanden ihre Rechnung dabei, nicht länger zu dienen, und meuterten, wenn ihnen solche Zumuthung gestellt wurde; denn im Herbst und Winter zogen sie oft mit zwei, drei, vier Jungen als „Gartbrüder" durch das Land, eine furchtbare Plage für den Landmann im östlichen Deutschland. In den Grenzländern, Schlesien, Oesterreich, Böhmen, Steiermark, war sogar durch die Landesherren befohlen, jedem

*) Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß, S. 20.

Soldaten, der auf der Garte umherstrich, einen Heller zu geben. So ertrotzten sie täglich einen halben Gulden und mehr, ihre Jungen mausten, wo sie konnten, sie waren berüchtigte Hühnerfänger. Wallhausen berechnet unter lebhaften Klagen, daß die Unterhaltung eines stehenden Heeres den Fürsten und Landschaften weniger kosten und ganz andere Erfolge vor dem Feinde sichern werde, als der alte schlechte Brauch.

Mehr als einmal während des langen Krieges wurden die wilden Heere durch den kräftigen Willen eines Einzelnen zu straffer Disciplin zusammengezwungen, und jedesmal wurden militärische Erfolge erreicht; nie aber hatte dergleichen Dauer. Die Disciplin des Wallensteinischen Heeres war in rein militärischen Angelegenheiten vortrefflich, dafür war greulich, was der Befehlshaber gegen Bürger und Bauer erlaubte. Auch Gustav Adolf's Genie vermochte kaum länger als ein Jahr die straffe Zucht zu erhalten, welche bei seiner Landung in Pommern die protestantischen Geistlichen häufig und triumphirend verkündet hatten. Zwar die Kriegsrechte und Artikelsbriefe aller Kriegsfürsten enthalten eine Anzahl von gesetzlichen Bestimmungen über die Schonung, welche der Soldat auch in Feindes Land gegen Menschen und ihre Habe beobachten soll. Frauen, Kranke, Greise sollen unter allen Umständen verschont, Mühlen, Pflüge nicht beschädigt werden. Aber nicht die Gesetze, sondern ihre Handhabung ist vorzugsweise charakteristisch für Beurtheilung einer Zeit.

Die Strafen selbst waren streng. Bei den Schweden Soldabzug für das Hospital oder invalide Soldaten, das hölzerne Pferd, in Eisen gelegt, Gassenlaufen, — dazu vermietheten sich harte Gesellen*), indem sie das Verbrechen auf sich nahmen, — Verlust der Hand, arkebusirt, gehängt. Und für ganze Truppentheile: Verlust der Fahne, außerhalb des

*) Schwedisches Kriegsrecht, §. 105.

Lagers liegen und dasselbe reinigen, und Decimirung. Beim Beginn des Krieges war den Heeren noch vieles von dem alten Landsknechtgebrauch erhalten, ihr „Malefitzgericht", worin nach deutschem Brauch die Gemeinen durch erwählte Schöffen selbst Recht sprachen. Schon vor dem Kriege war daneben das Standrecht eingeführt worden, ein summarisches Verfahren, bei welchem Schultheiß und Schöffen nicht saßen, und die Officiere das Urtheil in der Hand hatten. Während des Krieges organisirten sich die Militärgerichte in moderner Weise unter Vorsitz des Generalauditors, der Generalgewaltige oder Generalprofoß besorgte die Executionen. Aber auch bei den Strafen empfindet sich das Heer im Gegensatz zum Bürger und Bauer. Der Soldat wird in Eisen gelegt, nicht in Stock und Gefängniß gesetzt, kein Kriegsmann soll an einem gewöhnlichen Landgalgen oder gemeinen Hochgericht gehängt werden, sondern am Baume oder Quartiergalgen, der in den Städten für die Soldaten auf dem Marktplatz errichtet ward; die alte Formel, womit der Delinquent dem Freimann übergeben wurde, lautete: „er soll ihn führen zu einem grünen Baum und anknüpfen an seinem besten Hals, daß der Wind unter und über ihm zusammenschlägt, und soll ihn Tag und Sonne anscheinen drei Tage, dann soll er wieder abgelöst und begraben werden, wie Kriegsgebrauch ist." Der meineidige Ueberläufer aber wurde an einem dürren Baume gehängt. Und wer mit dem Schwert gerichtet wird, den soll der Scharfrichter führen auf einen freien Platz, wo am meisten Volk ist, und mit dem Schwert seinen Leib in zwei Stücke schlagen, daß der Leib das größte und der Kopf das kleinste Theil bleibt. Auch der Profoß und seine Gehilfen sind nicht in der Weise unehrlich, wie der bürgerliche Scharfrichter; sogar der Steckenknecht, das gemiedene „Klauditchen" des Heeres, welcher häufig aus Uebelthätern genommen wurde, denen man die Wahl ließ zwischen dem unehrlichen Amt oder der Strafe, konnte, wenn er sein Amt treulich

versehen hatte, bei der Auflösung des Fähnleins ehrlich gemacht werden; dann erhielt er seinen Freizettel wie ein anderer, wackerer Soldat, und durfte ihm niemand etwas nachreden *).

Was die Heere des dreißigjährigen Krieges sehr von den modernen unterscheidet und ihren Einmarsch in eine Landschaft dem Einbruch eines fremden Völkerstammes ähnlich machte, war der Umstand, daß der Soldat trotz der kurzen Dienstzeit im Felde seinen eignen Haushalt führte und wie ein Handwerksmeister mit Weib und Jungen wirthschaftete. Nicht nur die höhern Officiere und Hauptleute nahmen ihre Frauen mit in's Feld, auch der Reiter oder Fußknecht fand es angenehm, zuweilen sein angetrautes Weib, häufiger eine hübsche Dirne zu unterhalten. Weiber aus allen Ländern, gestäupte, gebrannte Dirnen zogen dem Kriegshaufen zu, putzten sich nach Kräften auf, suchten Zutritt, weil sie einen Mann, Freund oder Vetter im Lager hätten. Bei der Musterung und bei der Abdankung eines Regiments wurden ehrliche Mädchen unter den grausamsten Vorspiegelungen oft von ganzen Rotten entführt, und wenn das Geld verzehrt war, zuweilen ohne Kleider verlassen. Oder sie wurden von einem dem andern um eine Zeche Wein oder um ein paar Thaler verkauft. Mit seiner Beischläferin wohnte der Soldat unter dem engen Strohdach des Lagers und im Quartier, das Weib buk, kochte und wusch für ihn, pflegte den Erkrankten, schenkte dem Zechenden ein, duldete seine Schläge und trug auf dem Marsche Kinder, Beutestücke oder Geräthschaften der flüchtigen Wirthschaft, die nicht auf den Bagagewagen geschafft werden konnten. Es ist bekannt, daß der Schwedenkönig bei seiner Ankunft in Deutschland keine Dirnen im Lager duldete. Nach seiner Rückkehr aus Franken scheint auch diese strenge Zucht aufgehört zu haben. So wurde das Heer von einem Haufen

*) Adam Junghans a. m. O.

Weiber begleitet, in jeder Abstufung des Alters und der Ansprüche, von der Frau oder „Maitresse" des Obersten, einer großen Dame, die mit ihrem Hofstaat unter besonderer Bedeckung reiste und als einflußreiche Person vom Regiment eifrig besprochen wurde, bis zur Dirne eines armen Pikeniers, die, ihr Kind auf dem Rücken, mit wunden Füßen über das Blut der Schlachtfelder laufen mußte, und bis herab zu der Vettel, die aufgegeben hatte begehrungswerth zu erscheinen und durch die lange Gewöhnung an wilde Aufregungen beim Heer festgehalten wurde, wo sie sich durch die schmutzigsten Dienste erhielt. Wer die alten Kirchenacten der Pfarrdörfer durchblättert, der findet zuweilen den Namen einer entführten Dirne, die nach Jahresfrist in ihr Heimatsdorf zurückkehrte und sich strenger Kirchenbuße unterwarf, um unter dem verdorbenen Landvolk ihres Geburtsortes zu sterben. Die meisten verschlang der Krieg in der Ferne. Auch die Weiber des Lagers standen unter dem Kriegsrecht. Für grobe Vergehen wurden sie gestäupt und von den Steckenknechten aus dem Lager gestoßen. Der Soldat, mit dem sie lebten, war ihr harter Herr, für gutes Essen und Trinken wurden sie mächtig übel geschlagen, ehe sie ihr Amt recht gewöhnt wurden, und wenig wurde ihnen gehalten, was ihnen im Anfang versprochen war*). In Quartieren, wo viele Weiber zusammen lagen, war schwer Friede zu halten, da übertrug der Soldat seine Gewalt über das Weib dem Rumormeister und dem Weibel, der einen „Vergleicher" von Armlänge in der Hand führte, womit er sie strafte. Dennoch war vielen Soldaten der größte Stolz, eine hübsche Dirne zu haben, und mancher wandte sein Alles, Sold und Beute daran, sie zu schmücken und gut zu halten. In solchen Fällen übte sie souveräne Herrschaft über ihn, und wenn der Sold ausblieb und Mangel im Lager ausbrach, stachelte sie ihn zur Meuterei. Wenn aber der rohe

*) Fronsperger, Kriegßbuch. Ausg. v. 1596, I. Bl. 88.

Mann seine Dirne arger Vergehen beschuldigte, dann konnte er sie nach scheußlichem Lagerbrauch den Reiterjungen und Troßbuben preisgeben; dann wurde die Elende von der wilden Meute der Menschen und Lagerhunde in den nächsten Busch gehetzt*). —

Mit den Weibern zogen die Kinder. Bei den Schweden waren durch Gustav Adolf Feldschulen eingerichtet, in denen die Kleinen auch im Lager unterrichtet wurden. In diesen Wanderschulen herrschte militärische Disciplin, und ein französischer Agent erzählt von der wilden Brut des Krieges, daß sie ihren Vätern beim Kugelregen die Suppe in die Laufgräben trug und in den Lagerschulen nicht von der Bank wich, wenn auch einschlagende Kanonenkugeln drei und vier aus ihrer Mitte niederstreckten**).

Der Kriegsmann, welcher nicht Lust oder Ansehen hatte sich ein Weib zu bewahren, hielt auf einen oder mehre Buben, ein abgefeimtes hartes Geschlecht von Taugenichtsen, die ihrem Herrn aufwarteten, das Pferd striegelten, zuweilen die Armatur trugen und den zottigen Hund fütterten, behende Spione, welche weit in der Nachbarschaft nach wohlhabenden Leuten und verborgenem Gelde umherstreiften. Auch diese Buben in jeder Abstufung von Ansprüchen und Nichtsnutzigkeit, vom Pagen, der hinter dem Feldherrn her ritt, bis zu dem kleinen Läufer des Subalternofficiers, der in auffallender Kleidung, den kurzen Spieß mit Bändern verziert, vor seinem Herrn herlief, vom Reiterbuben des Kürassiers, der im geordneten Haufen seiner Genossen hinter dem Regiment seines Herrn ritt und sich in das Gewühl stürzte, den Verwundeten herauszuziehen oder ihm ein neues Pferd anzubieten, bis zum Bettelbuben eines ausgewetterten alten Musketiers, eines „Wolfs“ und „Eisenbeißers“, der die Hahnen-

*) Grimmelshausen, Landstörzerin Courage und im Simplicissimus.

**) Recueil de plusieurs pièces servans à l'histoire moderne. Cologne 1663. p. 468.

federn seines Hutes vielleicht vor zwanzig verschiedenen Fahnen geschwenkt hatte.

Bei Plünderung der Quartiere trieb es der Troß am ärgsten, auch in Freundes Land. Wenn die Weiber und Buben mit ihren Soldaten in einen Bauerhof drangen, fielen sie wie Geier über das Geflügel im Hofe, über Truhen und Kisten her, schlugen die Thüren ein, schmähten, drohten und quälten, legten sich in die Betten, und was sie nicht verzehren und rauben konnten, zerschlugen sie; war ein Kupferkessel zu groß zum Mitnehmen, so traten sie ihn ein. Beim Aufbruch zwangen sie den Wirth anzuspannen und sie in's nächste Quartier zu fahren. Dann stopften sie den Wagen mit den Kleidern, Betten und dem Hausrath des Bauern voll und banden sich in den Rock und um den Leib, was nicht in Sack und Pack fortgebracht werden konnte. „Dann — so erzählt der zürnende Berichterstatter Wallhausen (Defensio patriae 1621. p. 172) — wenn die Wagen angeschirrt sind, fallen die Weiber, Kinder und Dirnen auf die Wagen wie ein Haufe Raben. Die Dirne, welche am ersten auf den Wagen kommt, nimmt den besten Platz, dann kommt der Junge ihres Herrn und bringt sein Bündel, welches von gestohlenem Gut so voll ist, daß es kaum ein Pferd tragen kann. Darauf setzt sich schnell die Dirne. So drängt eine die andere. Wenn dann die Ehefrau eines Soldaten nicht mehr Platz findet und auch zu Fuß gehen soll, da heißt es: „Ei, du schlechte Dirne, du willst dich fahren lassen, und ich bin so viele Jahre eine Soldatenfrau gewesen, ich habe so manchen Zug mitgemacht, und du Balg willst es mir zuvorthun." Da fallen die Dirnen und Weiber übereinander her, werfen mit Prügeln und Steinen, und wenn der Troß sich eine Weile so zerbürstet hat, läuft die Soldatenfrau zu ihrem Mann, die Haare hängen ihr um den Kopf, sie schreit und ruft: „Guck, Hans, da ist die und dessen Dirne, sitzt auf dem Wagen und will fahren, und ich soll zu Fuß gehn und bin dein Eheweib."

Da wischt denn der Soldat an die Dirne, will sie herunter- und seine Frau hinaufheben, da kommt auch der Dirne Soldat hinzu, der sagt: „Laß mir mein Mädchen in Frieden, sie ist mir so lieb als dir deine Ehefrau;“ da wischen auch die Soldaten hintereinander her, heraus mit dem Degen, hauen, stechen einander zu Tode oder zu Krüppeln. Das ist nichts Seltenes, denn wenn man auf dem Zuge ist, vergeht fast kein Tag, daß nicht drei, vier, zehn Soldaten um der Weiber willen Leben und gerade Glieder verlieren. Ist aber dieser Actus vorbei und das Gesindlein aufgesessen, so sind die Wagen zuweilen so schwer beladen, daß die Pferde oder Ochsen sie nicht von der Stelle bringen können. Dann sitzen zehn, zwölf Weiber, eben so viel Kinder und etwa sechs Jungen in den schweren Packen, wie die Raupen im Kohl. Und wenn die Pferde bergauf nicht mehr fortkönnen, da stiege nicht eines vom Wagen, denn stracks wären andere Jungen und Dirnen zur Stelle, die hinaufsprängen, und dann brächte sie kein Teufel herab, denn sie sagten: ei, der Wagen sei sowol für sie als für die andern; den Bauer aber schelten sie mit erschrecklichen Flüchen, fahren hinter ihm und seinem Vieh mit Prügeln her, oft sind vier, sechs Jungen um den Wagen herum, alle werfend und schlagend. So habe ich Ochsen und Pferde tot in dem Geschirre niedersinken sehen. So muß der Unterthan des Landesherrn die Dirnen und das Gut, das sie ihm gestohlen, selbst fahren.

Oft wollen die Dirnen nicht mit Ochsen fahren, dann müssen Pferde sechs Meilen weit mit großen Kosten der Landleute zur Stelle geschafft werden. Und kommen sie mit dem Geschirr in's nächste Quartier, so lassen sie die armen Leute nicht wieder nach Haus, schleppen sie fort in andere Herrschaften, zuletzt stehlen sie ihnen gar die Pferde und machen sich damit unsichtbar.“ —

In den ersten Jahren des Krieges hatte ein deutsches Fußregiment etliche Tage durch das Land seines eignen Kriegs-

herrn zu marschiren. Es fanden sich alsbald so viel Dirnen und Jungen zum Troß, als Soldaten waren, und der Troß stahl in acht Tagen den Unterthanen des Kriegsherrn so viel Pferde, daß beinahe jeder Soldat beritten war. Der Oberst, ein tüchtiger Mann, riß oft die Soldaten selbst von den Pferden und zwang sie endlich durch die äußerste Strenge, ihre Pferde zurückzugeben. Es war aber unmöglich, den Dirnen das Reiten zu wehren; da war keine, die nicht ein gestohlenes Pferd gehabt hätte, und wenn sie nicht ritten, so spannten sie drei, vier zusammen vor einen Bauerkarren*). Dann reichte die Autorität ihres Weibels nicht aus sie zu bändigen, und es war zuweilen eine „Komödie" für die Officiere, zuzusehen, wie eine Dirne der andern vorfahren wollte, sie jagten bei einander vorbei und fuhren einander in die Wagen; vierzig bis fünfzig Wagen hingen in wirrem Knäuel, und stundenlange Arbeit war nöthig sie auseinander zu bringen, dazu scholl lautes Fluchen und Schwören, Haarraufen und Schlagen.

Die Weiber, Buben und Troßknechte standen zusammen unter der Aufsicht des Hurenweibels, eines alten für den Felddienst untüchtigen Kriegsmannes, der sich ohne sonderliche Wahl durchzuhelfen suchte. Wer ein Bein, eine Hand oder ein Auge verlor, den erklärte der rohe Spott des Lagers für brauchbar zu diesem Amt. Wenn der Oberst oder Hauptmann ihn bei der Musterung den Kriegsleuten vorstellte, so ermahnte er die Soldaten den Mann doch zu achten, weil er mit Ehren verdorben sei. Und der Hurenweibel verneigte sich und empfahl sich den Kriegsleuten, und bat sie, jeder möge sein Weib, Kind oder Jungen ermahnen, daß sie sich von ihm lenken ließen ohne Trotz und ohne seine Schelte übel zu nehmen**). Er war immerhin für den gemeinen

*) Wallhausen, Defensio patriae p. 177.

**) Adam Junghans a. a. O.

Soldaten, eine wichtige Person, und es war rathsam, sich gut mit ihm zu stellen, denn er behütete die Angehörigen und die Beute des Kriegsmannes; deshalb ward auch sein Zug, wenn er am Ende des Heeres marschirte, durch besondere Nachhut gedeckt. War ihm der Troß eines ganzen Regiments untergeben, so hatte er wol gar einen Lieutenant und Fähnrich; denn auf dem Marsche führte der Troß eine besondere Fahne und zog in militärischer Ordnung, Troßknechte, Buben und handfeste Weiber mit Spießen bewehrt, der Weibel selbst an der Spitze, die hübschesten Dirnen in seiner Nähe, sie vor Ungebühr der Buben zu schützen, hinter ihm der verdorbene Haufe mit Gepäck und Karren, mit Kindern und Hunden. Seine Pflicht war zu achten, daß die Bande in den Reihen blieb und sich nicht plündernd wie „Zigeuner und Tartern" in den Dörfern zerstreute. Bezog das Heer seinen Lagerplatz, so war er der letzte, der einrückte; denn wenn die Dirnen und Buben vor den Kriegsleuten eindrangen, stahlen sie den angefahrenen Lagervorrath, Heu, Stroh, Holz*). Beim Aufbruch zog er vor das Thor, hielt jeden an, der zum Troß gehörte, und zwang ihn bei der Troßfahne zu bleiben; kam es zur Schlacht, so hatte er den Troß im Rücken des Heeres an gesicherter Stelle bewaffnet aufzustellen und hinter den zusammengefahrenen Wagen eine Vertheidigung vorzubereiten. Oefter wurde bei solcher Gelegenheit der Troß von feindlicher Reiterei überfallen, dann war es Pflicht der Buben und Troßknechte, dem Einbruch zu widerstehn. Im Lager aber war es das Amt der Dirnen und Buben, die Gassen und Märkte, auch die „Mumplätze" zu fegen und zu säubern; es war ein harter Zwang, denn die unehrlichen Steckenknechte führten die Aufsicht, und die Dirne, welche sich der unsaubern Arbeit weigerte, konnte von den andern Weibern preisgegeben

*) Fronsperger, Kriegßbuch. Ausg. v. 1596, III. 65 und Holzschnitt nebst Versen.

werden. Auch wo Faschinen zu binden, Gräben zu füllen, das Geschütz an unwegsamen Stellen auszugraben war, mußten Dirnen und Buben helfen.

Außerdem gehörten zum Troß der Heere vor allem die Marketender unter Schutz und Aufsicht des Profoßen, wichtige, oft wohlhabende Leute, welche in ihrem bepackten Karren einen guten Theil der Beute ansammelten, die von den Soldaten verthan wurde. Die sichersten waren bei den einzelnen Fähnlein eingeschworen, bewaffnet und im Fall eines Angriffes zur Vertheidigung des Trosses verpflichtet. Ferner die „Commißmetzger", die „Sudelköche", Handwerker, Handelsleute und Hausirer, Wagenführer und Troßknechte, zuweilen zusammengetriebene Schanzgräber, welche unter besonderen Fähnlein marschirten*).

Nur einzeln entgleiten den wortreichen Schriftstellern jener Zeit Bemerkungen über diesen verachteten Theil des Heeres, doch fehlen nicht ganz Angaben, aus denen sich schließen läßt, welch großen Einfluß der Troß auf die Geschicke der Heere und der Landschaften hatte. Zunächst durch seinen ungeheuern Umfang. Am Ende des 16. Jahrhunderts rechnet Adam Junghans in einer belagerten Festung, wo der Troß auf die möglich kleinste Zahl beschränkt ist, auf dreihundert Fußknechte fünfzig Dirnen und vierzig Jungen, also Marketender, Pferdeknechte u. s. w. dazu gerechnet, sicher etwas mehr als ein Drittheil der Soldaten. Aber im Felde war das Verhältniß schon beim Beginn des Krieges ein ganz anderes. Wallhausen zählt**) auf ein Fußregiment deutscher Soldaten als unvermeidlich viertausend Dirnen, Jungen und andern Troß. Ein

*) Es ist bezeichnend, daß in diesem Kriege das Wort Bagage die noch jetzt dauernde Nebenbedeutung Gesindel, schlechtes Volk, erhielt. So in einer Flugschrift des Predigers zu Mittweida, Andreas Ortelius, Pagage, das unrechtmessige, unchristliche und unverantwortliche Rauben und Plündern. Dresden. 1640. 4°.

**) Defensio patriae p. 161 und 173.

Regiment von dreitausend Mann hatte zum wenigsten dreihundert Wagen und jeder Wagen war zum Brechen voll mit Weibern, Buben, Kindern, Dirnen und geplündertem Gut; wenn ein Fähnlein aus seinem Quartier aufbrechen sollte, weigerte es sich, wenn es nicht dreißig und mehr Wagen erhielt. Als beim Beginn des Krieges ein Regiment hochdeutscher Kriegsleute dreitausend Mann stark von dem Musterplatz abzog, wo es einige Zeit gelegen hatte, folgten ihm zweitausend Weiber und Dirnen. Der ehrliche Oberst wollte den Troß abschaffen, er ließ einige Tage vergehn, und als man an einen Flußübergang kam, ließ er den Troß zurück und verbot den Schiffern, in den nächsten Tagen Leute überzusetzen. Die Dirnen aber erhoben am Ufer ein lautes Geschrei und Weinen, als die Schiffer nicht zurückkamen; da lief das ganze Regiment auf der andern Seite ebenso schreiend zusammen. Die Soldaten riefen in hellen Haufen: „Ho, Potz schlapperment, ich muß meine Dirne wieder haben, sie trägt meine Hemden, Kragen, Schuhe und Strümpfe." Wollte der Oberst die Soldaten vorwärts bringen und ein großes Unglück verhüten, so mußte er die Dirnen und das andere Gesindlein doch mitziehen lassen. Da wählte er ein anderes Mittel, er ließ mit der Trommel umschlagen und ausrufen, jeder solle bei Leibesstrafe seine Dirne abschaffen, nur die Ehefrauen dürften bleiben. Da liefen die Soldaten mit ihren Dirnen nach allen Dörfern in der Runde zur Kirche, es gab nicht Geistliche genug zum Copuliren, in zwei Tagen wurden achthundert Dirnen zu Ehefrauen gemacht, darunter die elendesten Creaturen.

Von da ab wuchs der Troß bis zum Ende des Krieges. Nur auf kurze Zeit vermochten große Heerführer, wie Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf, dies größte Leiden der Heere zu beschränken. Noch im Jahr 1650, als der Troß der zurückgebliebenen Truppen sich in den Standquartieren bedeutend vermindert hatte, zählten die vier schwedischen Compagnien,

welche bei Köthen auf Grund der Nürnberger Artikel revoltirten und ihre Entlassung forderten, zusammen 690 Soldaten, 650 Weiber und 900 Kinder. Dreihundert Männer der Compagnien wurden auf Befehl ihres Oberstlieutenants niedergemetzelt; der Frau eines alten Unterofficiers, welche in der Schürze 900 Thaler für das Leben ihres Mannes bot. wurde das Geld abgenommen und die Frau mit dem übrigen Troß unter Schlägen fortgejagt. Und 1648 am Ende des großen Krieges berichtet der bairische General Gronsfeld, daß bei der kaiserlichen und bairischen Armee vierzigtausend Soldaten wären, welche Kriegsrationen bekämen, und hundertvierzigtausend Personen, welche nichts bekämen; wovon dieser Troß leben solle, wenn er die Nahrung nicht erbeute, zumal es in der ganzen Gegend, wo das Heer lagere, keinen einzigen Ort gebe, wo der Soldat ein Stück Brot kaufen könne? So ist im Jahr 1648 der Troß des Heeres drei und ein halb Mal so stark als die Zahl der Kämpfenden. Diese Zahlen sprechen deutlicher als alle Ausführungen, welche grausenhafte Masse von Elend auch um die Fahnen herumlag.

Bevor der Einfluß dargestellt wird, welchen Heeresmassen von solcher Beschaffenheit auf das Leben des deutschen Volkes ausübten, möge man sich noch einmal erinnern, daß der dreißigjährige Krieg dies Unwesen nicht geschaffen hat, sondern in der Hauptsache vorfand. Deshalb werden hier einige Betrachtungen mitgetheilt, welche Adam Junghans von der Olnitz in seinem jetzt seltenen, oben angeführten Büchlein zu der Zeit macht, in welcher die alte Tüchtigkeit des Landsknechtheeres in wüster Söldnerwirthschaft unterging. Sie stehen hier als Prolog zu dem furchtbaren Trauerspiel, welches zwanzig Jahre später begann.

„Ein jeder Oberst, Rittmeister oder Hauptmann weiß wol, daß ihm keine Doctoren, Magister oder sonst gottesfürchtige Leute zulaufen, sondern ein Haufen böser Buben aus allerlei Nationen, und seltsames Volk, das Weib und

Kind, Nahrung und alles verläßt und dem Kriege folgt; alles, was Vater und Mutter nicht folgen will, muß allda dem Kalbfell, so über die Trommel gespannt ist, folgen, bis man sie in eine Feldschlacht oder Stürmen bringt, wo etliche Tausende auf der Walstatt liegen, erschossen und erstochen; denn eines Landsknechts Leben hängt an einem Haar und seine Seele sitzet auf dem Hut oder Aermel*). Zudem wächst allezeit bei Kriegshändeln dreierlei Kraut: das ist scharfes Regiment, fünfzig verbotene Artikel, und strenges Urtheil, schleuniges Recht, das bringt manchen Mann um seinen besten Hals.

Es ist nicht damit gethan, daß ein Kriegsmann stark, gerade, mannhaft, tyrannisch, blutgierig, gleich einem grimmen Löwen thut und sich für einen Eisenfresser ausgiebt, als wollte er den Teufel allein fangen und verzehren, daß seine Mitgesellen nichts davon bekommen. Solche Hahnenreißer bringen sich muthwillig durch ihren dummen Verstand um ihr Leben und andere gute Gesellen dazu. Ein anderer ist ein Schnarcher und Pocher, der da schnarcht wie ein ungestümer Gaul auf der Streu, und wenn es an ein Fechten geht und Kugeln um den Kopf pfeifen, da ist er ein Märtyrer und armer Sünder, und möchte vor Leid die Hosen verunreinigen, läßt auch wol seine eigne Wehr aus der Hand fallen. Wenn sie vor dem Zapfen sitzen, oder in Marketenderhütten oder Wirthshäusern, da haben sie viel gesehen und wollen nichts thun als balgen, da ärgert sie eine Fliege an der Wand, die hat keinen Frieden vor ihnen, dann wollen sie mit ihrem großen Fluchen den Feind schlagen. Solche Bärenstecher werden am häufigsten angetroffen; selten findet man einen, der nicht lahme Fäuste, lahme Arme oder einen Wachtelstrich über einem Backen hat, und ist doch sein Lebtag nie recht vor den Feind gekommen. Vor solchen Gesellen

*) Am Hut oder Aermel wurde vor der Schlacht das Feldzeichen der gemeinen Soldaten befestigt, grüner Busch, Binde u. dergl.

mag sich ein Hauptmann wol hüten, denn sie sind gemeiniglich Aufrührer und Meuterer. Ein verständiger Kriegsmann meidet Hadern und Balgen, wo er darf, damit er seine Haut ganz unversehrt vor den Feind bringt. Wird man vom Feinde beschädigt, das ist eine Ehre. Wer aber muthwillig um seine Gesundheit kommt, der muß Hohn und Spott hören und ist keinem Heer etwas nütz. Ein solcher Gast muß sein Lebtag ein Eier- und Käsebettler sein und bleiben, er läuft das Land auf und nieder, bettelt das Brot, verkauft es wieder, muß sich ernähren wie ein Wolf, und wenn der Bäuerin Ratten und Mäuse in der Milch ertrunken sind, erhält er die Käse, muß der Bauern unnütze Worte auflesen und mit andern armen Bettlern Innung halten bis an seine Ende. Ferner sind auch viele, die wollen Kriegsleute sein, Muttersöhne und Milchmäuler, wie die jungen Kälber, die von keinem Leiden wissen, sie kommen aus einer guten Küche her, haben hinter dem Ofen gesessen und Aepfel gebraten und in warmen Betten gelegen. Wenn sie dann in fremdes Land geführt werden, und ihnen allerlei seltsame Ordnung mit Speise und Trank und andern Dingen vorkommt, da sind sie wie weiche Eier, die durch die Finger fließen, oder wie Papier, wenn's im Wasser liegt. Und so geht's nicht allein Landsknechten zu Fuß, sondern denen vom Adel auch. Führt man sie dann zu Feld in wüste Länder, wo alles verzehrt und verheert ist, und sie Brotsack und Trinkflasche nicht stets am Halse hängen haben, so wollen sie verschmachten, verhungern und verdursten, dann essen und trinken sie ungewöhnliche Dinge, wovon allerlei Krankheit folgt. Solch Gesindlein bleibe zu Haus, warte des Ackerbaues oder sitze im Kramladen bei den Pfeffersäcken und behelfe sich, wie Vater und Mutter gelebt haben, fülle den Bauch alle Abend voll und gehe zu Bett, so wird man in keinem Kriege erschlagen. Denn man sagt, und es ist auch wahr, Kriegsleute müssen harte und feste Leute sein, Stahl und Eisen gleich, und gleich den wilden Thieren, die

mancherlei Speise essen. Wie auch die Scherzrede geht: ein Landsknecht muß Spitzen von Radnägeln verdauen können, ihnen muß nicht grauen, wenn sie Hunde- oder Katzenfleisch essen müssen, da es die Noth erfordert, Pferdefleisch vom Anger ist ihnen ein gutes Wildpret, und Kraut, das weder gesalzen noch geschmalzen ist. Denn Hunger lehrt essen, wenn man in drei Wochen kein Brot gesehen hat. Das Getränk hat man umsonst: wenn man kein Bachwasser bekommen kann, zecht man mit den Gänsen aus dem Pfuhl oder der Lehmpfütze. Und schlafen muß man unter einem Baum oder im Felde, da ist Raum genug den Erdboden unterzulegen und den Himmel überzudecken, dort muß oft des Landsknechts Schlafkammer sein, und von solchem Bett werden ihm keine Federn in den Haaren hängen. Daher kommt auch der alte Streit der Hühner und Gänse mit den Landsknechten, weil jene stets in Federn schlafen, und die Landsknechte müssen oft in Stroh liegen. Und noch ein anderes Thier ist den Landsknechten zuwider, das sind die Katzen. Weil die Kriegsleute selbst gut mausen können, darum sind sie den Katzen feind und den Hunden günstig. Wie der alte Reim sagt: Ein Landsknecht soll stets bei sich haben eine schöne Hur, einen Hund und jungen Knaben, einen langen Spieß, einen kurzen Degen; frei sucht er den Herrn, der ihm Bescheid thut geben. Und drei Kriegszüge soll ein Landsknecht thun, ehe er ein ehrlicher Mann wird. Nach dem ersten Zuge soll er zu Hause kommen und zerrissene Kleider anhaben; nach dem zweiten Zuge soll er zu Hause kommen und soll eine Schramme auf einem Backen mitbringen und viel von Stürmen, Schlachten, Scharmützeln und Lärmen zu sagen wissen, und durch die Schramme beweisen, daß er ein Landsknechtzeichen bekommen habe. Und beim dritten Mal soll er auf einem hübschen Gaul wohlgeputzt nach Hause kommen und den Beutel voller Gold mitbringen, daß er ganze Kronen als Beutepfennig auszutheilen habe.

Wol ist es ein wahres Wort, ein Kriegsmann muß Essen und Trinken haben, bezahle es der Küster oder Pfaff; denn ein Landsknecht hat weder Haus noch Hof, weder Kühe noch Kälber, und keinem trägt man die Kost zu. Darum muß er sich's holen, wo es ist, und ohne Geld kaufen, ob die Bauern süß oder sauer sehen. Denn bald müssen die Brüder Hunger leiden und böse Tage haben, ein anderes Mal haben sie Ueberfluß und vollauf, daß man die Schuhe an der Erde mit Wein und Bier putzt. Dann fressen ihre Hunde Gebratenes, die Dirnen und Jungen bekommen gute Aemter, sie werden Haushälter und Kellermeister über anderer Leute Gut. Wo der Wirth mit Weib und Kind verjagt ist, da haben Hühner, Gänse, fette Kühe, Ochsen, Schweine und Schafe böse Zeit. Dann theilt man das Geld mit Hüten, mißt Sammt, Seidenzeug und Tuch mit langen Spießen aus, schlachtet eine Kuh um der Haut willen, schlägt Kisten und Kasten auf, und wenn alles geplündert und nichts mehr da ist, steckt man das Haus in Brand. Das ist das rechte Landsknechtfeuer, wenn fünfzig Dörfer und Flecken in Flammen stehn. Dann zieht man in ein ander Quartier und fängt's ebenso wieder an. Das macht Kriegsleute lustig und ist ein gutes, erwünschtes Leben, außer für den, der's bezahlen muß. Das lockt zum Felde manches Mutterkind, das nicht wieder nach Hause kommt und seine Freunde auf die Füße tritt. Denn das Sprichwort sagt: Zur Arbeit haben Landsknechte krumme Finger, lahme Hände, aber zu Mauserei und Beuteholen sind alle lahmen Hände grade geworden. Das ist vor uns so gewesen und bleibt auch wol so nach uns. Und die Landsknechte lernen dies Handwerk je länger je besser, und werden sorgfältig, wie die drei Jungfrauen, die sich vier Wiegen machen ließen, eine zum Vorrath, wenn eine zwei Kinder bekäme. Wo die Kriegsleute hingeführt werden, nehmen sie die Schlüssel zu allen Gemächern mit, ihre Aexte und Beile, und wenn nicht genug Pferdeställe an einem Orte sind,

es liegt nichts daran, sie stallen die Pferde in Kirchen, Klausen, Kapellen und herrliche Gemächer. Hat man kein dürres Holz zum Feuer, es schadet auch nichts, man verbrennt Stühle, Bänke, Pflüge und alles, was im Hause ist; nach grünem Holz darf keiner weit fahren, man haut nur die Obstbäume ab, die zunächst in dem Baumgarten stehn, denn es heißt: Wie wir leben, so halten wir Haus, morgen ziehen wir wieder zum Land hinaus; drum, Herr Wirth, seid getrost, ihr habt ein wenig Gäste, ihr wärt sie gerne los, drum tragt frei auf das Beste, und schreibet's in den Rauch. Verbrennt das Haus, verbrennt die Kreide auch. Das ist des Landsknechts Brauch: Rechnen und reiten, und zahlen, wenn wir wiederkehren.

Die Franzosen, Welschen und Wallonen sind den Deutschen so feind wie den Hunden, aber die Spanier sind den Deutschen günstiger, nur daß sie unerhörte Frauenschwächer sind und zu Unzucht und gottlosem Wesen geneigt. Jedoch werden die Deutschen allwege von diesen Nationen gering geschätzt, und nicht anders genannt als die Vollsäufer, stolze Federhansen, hohe Pocher, Gotteslästerer, Hans Muffmaff mit dem Bettelsack, die gern Hasauf spielen. Und wenn man's bei Licht besieht, liegt die Wahrheit nicht weit davon. Denn der Hochdeutschen jetzt neu aufgekommener Brauch ist, wenn sie in den Krieg kommen oder einem Herrn zuziehen, so wenden sie all ihr Hab und Gut auf hoffärtige Pracht, als wollten sie zu einer Braut, zu Wohlleben oder Jungferiren reiten. Da kommen die Deutschen, welche man sonst die schwarzen Reiter nennt, dahergeritten mit silbernen Dolchen zu sieben Pfund, in Sammtkleidern, glatten Stiefeln, mit kurzen verbeinten*) Buffröhren, mit großen weiten Aermeln voller gebauschtem Zeug, sie schämen sich einen Küraß oder Rüstung zu führen, oder gar einen Speer oder ein anderes mörderisches Gewehr, wie vor Zeiten die Alten. Dazu kommt, daß sie

*) mit Bein ausgelegten.

nicht zusammenhalten. Wenn dann Hans Spanier kommt mit seinem Rennspieß und schußfester Rüstung, so müssen die Speckmuffen mit ihren kurzen Buffröhren ausreißen, oder Geld und Blut lassen.

Ferner ist auch das ein Uebelstand an den Deutschen, daß sie so sehr nachahmen, wie Affen und Narren. Sobald einer unter Kriegsvolk kommt, muß er spanische oder andere ausländische Kleider haben. Können sie die fremde Sprache ein wenig plappern, so gesellen sie sich zu den Spaniern und Welschen. Da sich aber die Deutschen so gern mit fremden Nationen vermengen und alle ausländische Tracht und Condition gefallen lassen, man soll das Ungeziefer nicht in den Pelz setzen, es kommt ohnedies herein. Es steht vor Augen, daß fremde Völker unsere Nachbarn geworden sind, und es steht zu besorgen, sie werden uns in kurzen Jahren noch näher kommen. Aber die angrenzenden Herren, welche noch in Ruhe sitzen, schlagen's in den Wind, reden gar weise davon, trösten sich selbst und haben mit dem Mund alle Städte und Dörfer voll Kriegsvolk, Land und Leute zu vertheidigen, allen Feinden Widerstand zu thun. Aber ich fürchte, daß man lieber im Winter hinter dem Ofen, des Sommers im Schatten sitzt, im Brett spielt oder auf der Cither schlägt und mit Jungfrau Grete tanzt, als daß man sein Haus mit guter Wehr und Kriegsrüstung versehe. Es steht auch wieder so: obschon mancher gemeine Mann sich gern mit Schießen und anderen Waffen üben wollte, so geht das allgemeine Geschrei und die Klage durch alle Lande, daß dem gemeinen Landsassen von seiner Obrigkeit verboten sei, ein Rohr oder Büchse außerhalb seiner Thür zu tragen, oder gar abzuschießen und sich damit hören zu lassen. — Andere sagen wieder so, sie wollten bald die Mistgabel oder den Flegel hinwerfen und Kriegsleute werden, wenn es nur einmal losgehn wollte; was man nicht könne, wolle man lernen. Ach Gott, darnach lasse sich kein Land verlangen! —

Deswegen und weil alle fremden Nationen nur cruci cruci, mordio mordio über Deutschland schreien und mit den Zähnen knirschen wie reißende Wölfe, und bitten und hoffen in deutschem Blut zu baden, so möge man Gott fleißig bitten, daß er seine Hand nicht abziehen wolle, sondern das Schifflein auf dem wilden Meer in seinen Schutz nehmen, mit seinen Flügeln bedecken, vor allem Ungestüm bewahren; denn wir sehen, wie das römische Reich von Tag zu Tag abgenommen hat, und noch für und für abnimmt. Solches Leiden kömmt von nichts anderem her, als von den Händeln der Geistlichen, worüber die ganze Welt klagt. Findet man einen rechtschaffenen Prädicanten, so sind zehn andere gegen ihn; da lobt ein jeder Krämer seine Waare, ein jeder will seine Schäflein wohl weiden und den rechten Weg zum Himmel führen, und weiß doch niemand als der Teufel und unser Herrgott, wo die falschen Hirten selbst hinfahren. Es schändet, lästert und verdammt einer den andern; wenn sie auf der Kanzel stehn, ist der Teufel ihr Präceptor, der hilft ihnen regieren, daß ein Königreich mit dem andern uneins wird, ein Land aufrührerisch gegen das andere; der Nachbar kann sich nicht mehr mit dem Nachbar vertragen, ja man findet wol an einem Tisch vier oder fünferlei Glauben sitzen, einer will auf diesen Berg, der andere auf jenen. Der ewige allmächtige Gott wolle die Herzen der lieben Hochdeutschen stärken, ihnen einen freien Muth geben und sie wieder auf die Beine bringen, daß sie dermaleinst aus der Asche wieder hervorkommen und ihren alten Beruf und ihr gutes Lob erneuern. Gott helfe dem Gerechten."

So schrieb ein ehrlicher Subalternofficier schon vor dem Jahr 1600.

2.

Der dreißigjährige Krieg.

Soldatenleben und Sitten.

Fast alle Völker Europa's sandten ihre schlechtesten Söhne in den langen Krieg. Nicht nur einzeln zogen fremde Söldner den Werbetrommeln zu, wie Krähen einer Walstatt; das ganze christliche Europa wurde in den Kampf hineingerissen; in Compagnien und Regimentern zertraten die Fremden den deutschen Acker. Engländer und Schotten, Dänen, Schweden, Finnen fochten außer den Niederländern, die vom Volk noch als Landgenossen betrachtet wurden, auf Seite der Protestanten. Sogar die Lappländer fuhren mit ihren Rennthieren an die deutschen Küsten, drei Compagnien derselben brachten im Wintermonat 1630 auf ihren Schlitten Pelze für die schwedische Armee über das Eis. Aber noch bunter sah es in den kaiserlichen Heeren aus. Die romanischen Wallonen, irische Abenteurer, Spanier, Italiener, fast jeder slavische Stamm brach in das Land, am greulichsten die leichte Reiterei: Kosaken (1620 polnische Hilfstruppen, sie wurden größtentheils vom Landvolk erschlagen), Stradioten (unter ihnen sicher auch Muhamedaner), und am meisten verhaßt die Kroaten. Es ist bezeichnend für die Stellung des Kaisers beim Beginn des Krieges, daß er fast nur slavische und romanische Krieger und nur romanisches Geld gegen die Deutschen zu setzen hatte. Durch sie wurde die nationale Erhebung niedergeschlagen;

auch die Truppen der Liga bestanden vielleicht zur Hälfte aus Fremden.

Fast jedes Heer war eine Musterkarte verschiedener Nationalitäten, fast in jedem ein Durcheinander vieler Sprachen und Dialekte. Und der Haß der Nationen ruhte selten, während die Fahne flatterte. Zumal im Lager mußten die Regimenter sorgfältig nach Beschaffenheit ihrer kameradschaftlichen Gefühle zusammengelegt werden, Deutsche und Welsche immer auseinander.

Der Feldmarschall oder Quartiermeister wählte den Platz des Lagers womöglich an fließendem Wasser, auf einer Stätte, die der Vertheidigung günstig war*). Zunächst wurde der Raum für den Feldherrn und seinen Stab ausgemessen. Dort erhoben sich die großen verzierten Zelte auf verbotenem Grund, der durch eine Barriere und eingesteckte Spieße, oft durch Befestigungen von dem übrigen Lager getrennt war. In der Nähe blieb ein freier Platz mit der Hauptwache; weilte das Heer längere Zeit im Lager, so wurde dort der Feldgalgen als Warnungszeichen aufgerichtet. Jedem Regiment und Fähnlein wird mit Zweigen seine Stelle abgesteckt, dann rücken die Truppen ein, Glieder und Rotten werden geöffnet, die Fahnen jedes Regiments werden in Reihen nebeneinander in die Erde gesteckt, dahinter liegt in parallelen Linien die Lagerstätte des Fähnleins, je fünfzig Mann in einer Reihe, bei der Fahne der Fähnrich, in der Mitte der Lieutenant, am Ende der Hauptmann, hinter beiden die Zelte der Oberofficiere und Beamten, der Feldscheer neben dem Fähnrich, der Kaplan in der Nähe des Hauptmanns. Die Officiere wohnen in Zelten, welche oft konische Form haben und mit Stricken am Erdboden befestigt sind. Die Gemeinen bauen sich auf dem angewiesenen engen Raume ihre kleinen Hütten von Stroh und Brettern. Neben der Hütte steckt der Pikenier seinen Spieß

*) Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß; Fronsperger, Kriegßbuch a. m. O

in den Boden, die Piken, Kurzspieße, Hellebarden, Partisanen und Standarten zeigen schon von weitem Rang und Waffe der Zeltbewohner. In den Hütten hausen die Soldaten häufig zu zweien oder vieren, bei ihnen Weiber, Dirnen, Buben und Hunde. So lagert Fähnlein neben Fähnlein, Regiment neben Regiment im großen Viereck oder im Kreise, das ganze Lager ist von breitem Raum umgeben, der zum Lärmplatz dient. Vor dem dreißigjährigen Kriege war es gewöhnlich, um das Lager eine Wagenburg zu schlagen, dann wurden die Train- und Bagagewagen in doppelter oder mehrfacher Reihe an einander geschoben und mit Ketten oder Klammern zum großen Viereck oder Kreis verbunden, die nothwendigen Ausgänge freigelassen. Damals hatte die Reiterei zunächst an der inneren Seite der Wagen ihr Lager; für die Pferde waren neben den Hütten und Zelten der Reiter nothdürftige Verschläge aufgerichtet. Dieser Brauch war veraltet, nur selten umschließen die Wagen das Lager, man ist bemüht, dasselbe durch Graben, Wall und die Feldgeschütze zu decken. An den Ausgängen sind Lagerwachen, außerhalb des Lagers werden Reitertrupps und eine Postenkette von Musketieren oder Schützen aufgestellt. Vor dem Zelt jedes Fähnrichs steckt die flatternde Fahne im Boden, daneben liegt eine Trommel der Compagnie, ein Musketier hält Wache, die brennende Lunte in der Hand, die Muskete wagrecht auf die Gabel gestützt.

In solchem Lager hauste das wilde Volk in zügellosem Haushalt, auch in Freundesland eine unerträgliche Plage der Umgegend. Die Landschaften, Städte und Dörfer mußten Holz, Stroh, Lebensmittel und Futter herbeischaffen, auf allen Wegen rollten die Lastwagen herzu, wurden Heerden Schlachtvieh eingetrieben. Schnell verschwanden die nächsten Dörfer vom Erdboden, alles Holzwerk und Dachstroh wurde von den Soldaten abgerissen und zum Bau der Hütten verwendet, nur die zertrümmerten Lehmwände blieben zurück. Die Soldaten

und ihre Buben strichen plündernd und stehlend in der Umgegend umher, die Marketender fuhren mit ihren Karren ab und zu. Im Lager aber drängten sich die Kriegsleute vor ihren Hütten und auf den Plätzen zusammen; unterdessen kochten die Weiber, wuschen, besserten Kleider aus und haderten untereinander. Häufig war Tumult und Auflauf, ein Kampf mit blanken Waffen, eine blutige Unthat, Schlägereien zwischen den verschiedenen Waffen oder Nationen. Alle Morgen rief die Trommel und der Ausrufer zum Gebet, auch bei den Kaiserlichen; am Sonntag früh hielt der Regimentsprediger seine Feldpredigt, dann saßen die Kriegsleute und ihr Troß andächtig auf der Erde, auch war verboten, während des Gottesdienstes in den Marketenderhütten zu liegen und Getränke zu schenken. Es ist bekannt, wie viel Gustav Adolf auf fromme Sitte und Gebet achtete, er ließ nach seiner Ankunft in Pommern im Lager zweimal täglich Betstunde halten; aber auch in seinen Kriegsartikeln war nöthig, die Trunkenheit der Feldprediger zu bedräuen.

In dem freien Raume des Lagers vor der Hauptwache war der Spielplatz, mit Mänteln überdeckt, mit Tischen besetzt, um alle drängte sich die Gesellschaft der Spieler. Dort hatte das Kartenspiel der alten Landsknechte der schnelleren Entscheidung durch Würfel weichen müssen. Oft war das Würfelspiel im Lager verboten, durch Rumormeister und Profoße verhindert worden, dann waren die Spieler heimlich hinter Hecken zusammengekommen und hatten ihr Commißbrot, Waffen, Pferde, Kleider verspielt; so fand man gerathen, diese Leidenschaft unter Aufsicht der Lagerwache zu stellen. Auf jedem Mantel oder Tisch rollten drei viereckige Würfel, in der Feldsprache „Schelmbeine“ genannt; jeder Gesellschaft stand ein Scholderer vor, ihm gehörten Mantel, Tisch und Würfel, er hatte in streitigen Fällen das Richteramt und erhielt seinen Antheil am Gewinn, oft auch Schläge. Denn häufig waren Betrug und falsche Würfel; manche Würfel hatten zwei Fünfen

oder Sechsen, manche zwei Es oder Daus, andere waren mit Quecksilber und Blei gefüllt, mit zerschnittenen Haaren, Schwamm, Spreu und Kohlen; es gab Würfel von Hirschhorn, welche oben leicht, unten schwer waren, Niederländer, die man schleifend rollen mußte, Oberländer, welche „aus der bairischen Höhe“ geworfen werden mußten, wenn sie gut fallen sollten. Und oft wurde die lautlose Arbeit durch Flüche, Gezänk und blitzende Rappiere unterbrochen. Und zwischen den aufgeregten Gesellen schlichen lauernde Handelsleute, oft Juden, bereit, die gesetzten Ketten, Ringe und Beutestücke zu schätzen und aufzukaufen*).

Hinter den Zelten der Oberofficiere und des Regimentsprofoßen, durch eine breite Straße von ihnen getrennt, standen die Buden und Hütten der Marketender in parallelen Querreihen. Marketender, Metzger und gemeine Garköche bildeten eine wichtige Gemeinschaft. Der Preis ihrer Waaren, der Speisen oder Getränke, ward vom Profoß gegen eine Abgabe in Geld oder eine Naturallieferung — er erhielt z. B. von jedem Stück Rindvieh die Zunge — bestimmt. Auf jedes Faß, welches ausgezapft wurde, schrieb er mit Kreide den Preis, um den ausgeschenkt werden mußte. Diese Verbindung und die durch Gefälligkeiten zu erkaufende Gunst des Gewaltigen erhielt die Lieferanten des Heeres in verhältnißmäßig sicherer Stellung und half ihnen zu immerhin unregelmäßiger Bezahlung ihrer langen Kerbhölzer, die sie für Officiere wie Gemeine zurechtschnitten. Oft hielt der Marketender lustige Dirnen für Officiere und Soldaten. In guten Zeiten kamen von weit her Kaufleute mit theuren Stoffen, Juwelen, Gold- und Silberarbeiten und Delicatessen in das Lager. Namentlich beim Beginn des Krieges war der Luxus und der Troß der Officiere zum bösen Beispiel für das Heer ausschweifend; jeder Hauptmann wollte einen französischen

*) Simplicissimus I. 22.

Koch halten, und die theuersten Weine wurden von ihnen massenhaft verbraucht.

Die militärischen Zeichen des Lagers gab beim Fußvolk der Trommelschläger, bei der Cavalerie der Trompeter; die Trommel war sehr groß, die Schläger oft halbwüchsige Buben, zuweilen die Narren der Compagnie*). — Aber beim Beginn des Krieges hatten die deutschen Heere wunderlicherweise für viele Fälle denselben einförmigen Schlag, und jeder Befehl, welchen der Feldherr dem Lager zu geben hatte, mußte noch durch einen Herold, der hinter dem Trompeter durch das Lager ritt, ausgerufen werden. Der Herold trug bei solchen Gelegenheiten über seinem Kleide einen „Levitenrock" von bunter Seide, vorn und hinten mit dem Wappen des Kriegsherrn bestickt. Dies Ausrufen, welches den Abend vorher dem ganzen Lager die Arbeit des nächsten Tages verkündete, war schnellen und geheimen Operationen sehr hinderlich; es verschlechterte auch die Disciplin, denn es sicherte den Lungerern und Räubern des Lagers die Nacht, wenn sie auf Beute hinausschlichen.

War gute Zeit gewesen, eine Schlacht gewonnen, eine reiche Stadt geplündert, eine wohlhabende Landschaft in Contribution gesetzt, dann war alles vollauf, Speisen und Getränke billig; es kam ausnahmsweise noch in den letzten Jahren des Krieges vor, daß man im bairischen Heere einmal eine Kuh um eine Pfeife Tabak kaufen konnte**). Dann saß in den Marketenderbuden Kopf an Kopf eine gedrängte Schaar singender, prahlender, schwatzender Helden, dann hatten die Handelsleute gute Zeit, der Soldat staffirte sich neu aus, — er kaufte theure Federn auf seinen Hut, Scharlachhosen mit goldenen Gallonen, bunte Röcke und runde Maulesel

*) Närrische Trommelschläger wünscht das Fähnlein zu haben. Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß. S. 28.

**) Grimmelshausen, Seltzamer Springinsfeld.

für seine Dirne, dann prangte er in Zobel und Marder, Stallknechte ritten ganz in Sammt gekleidet. Die Kroaten der kaiserlichen Armee in Pommern hatten im Winter 1630—31 die Gürtel mit Gold überfüllt und ganze Platten von Gold und Silber geschlagen vor der Brust*). Paul Stockmann, Pfarrer in Lützen, erzählt**), daß in der kaiserlichen Armee vor der Lützener Schlacht ein Reiter sein Pferd mit etlichen Schock goldener Sterne, ein anderer mit dreihundert silbernen Monden bekleidet hatte, daß Soldatendirnen die schönsten Kirchengewänder und Meßornate trugen; einige Stradioten ritten in geraubten Priesterröcken zum Jubel ihrer Kameraden. In solcher Zeit tranken die Zecher einander theuern Wein aus Altarkelchen zu und ließen aus dem erbeuteten Golde lange Ketten machen, von denen sie nach altem Reiterbrauch einzelne Glieder ablösten, wenn sie eine Zeche zu bezahlen hatten. Aber je länger der Krieg dauerte, desto seltener wurde solche goldene Zeit. Häufiger als Ueberfluß war Mangel und Armseligkeit. Die Verwüstung der Landschaften rächte sich furchtbar an den Heeren selbst, das bleiche Gespenst des Hungers, Vorbote der Pest, schlich durch die Lagergassen und hob die knöcherne Hand gegen jede Strohhütte. Dann hörte die Zufuhr aus der Umgegend auf, die Preise der Lebensmittel wurden unerschwinglich, der Laib Brot wurde z. B. 1640 bei der schwedischen Armee in der Nähe von Gotha mit einem Ducaten bezahlt. Dann wurde der Aufenthalt im Feldlager auch für den abgehärteten Soldaten unerträglich. Ueberall hohläugige, bleiche Gesichter, in jeder Hüttenreihe Kranke und Sterbende, Gassen und Umgebung des Lagers verpestet durch die verwesenden Leiber der gefallenen Thiere. Dann war ringsum eine Wüste von unbebauten Aeckern und geschwärzten Dorftrümmern, und das Lager selbst eine grause

*) Arma Suecica. 1632. 4. p. 121.

**) Lamentatio secunda Lützensium. 1633. 4.

Totenstatt; der Troß des Heeres, Dirnen und Knaben, verlor sich plötzlich in den Totengruben, nur die grimmigsten Hunde erhielten sich von ekler Nahrung, die andern wurden geschlachtet und verzehrt*). In solcher Zeit schmolzen die Heere schnell dahin, und keine Kunst der harten Führer vermochte das Verderben abzuwenden.

Das abenteuerliche Leben des Kriegsmanns, so sehr auf leidenschaftlichen Genuß des Augenblicks gestellt, unsicher nicht bloß vor dem Feind, steigerte nicht nur die Lasterhaftigkeit der Mehrzahl in das Ungeheuere, es entwickelte auch Eigenthümliches und Seltsames in Unart, Sitte und Bräuchen.

Ein breiter Strom von Aberglauben flutet durch die Seelen der Völker von der Urzeit bis zur Gegenwart. Lange Zeit wälzt er sich fast unbeachtet unter der dünnen Decke, welche Bildung und Wissen über ihn legt, und nur leise tönt dem Gebildeten sein Rauschen in's Ohr. Zuweilen erweitert die kranke Laune einer Zeit einzelne Richtungen zu einem weiten trüben Sumpfe, erstaunt sehen wir dann die entstellten Trümmer uralter Culturzustände obenauf schwimmen. Dann scheint wieder lebendig und mächtig, was lange abgelebt und vergessen war. Auch das Soldatenleben des dreißigjährigen Krieges hat eine Fülle von eigenthümlichem Aberglauben lebendig gemacht, der zum Theil noch heut dauert; es lohnt bei dieser charakteristischen Erscheinung zu verweilen.

Der Glaube, daß man den Leib gegen das Geschoß der Feinde verfesten, und wieder, daß man die eignen Waffen durch Zauber jedem Feinde tötlich machen könne, ist älter als das geschichtliche Leben der germanischen Völker. Aber schon in den frühesten Zeiten hängt etwas Unheimliches an solcher Kunst, sie wird leicht dem Gefeiten selbst zum Verhängniß. Die Unverwundbarkeit ist nicht unbedingt, und gegen den Zauber der treffenden Waffe giebt es einen Gegenzauber, der

*) Fascikel im Pfarrarchiv zu Seebergen bei Gotha.

stärker sein mag. Schon Achill hatte eine Ferse, die nicht gefeit war; der nordische Gott Baldur konnte durch keine Waffe verletzt werden, aber der Mistelzweig, den ein Blinder bewegte, tötete ihn; Siegfried hatte eine offene Stelle zwischen den Schultern, dieselbe Stelle, welche auch den Soldaten des dreißigjährigen Krieges für offen galt*). In zahlreichen nordischen Sagen wird von Waffenzauber berichtet. Das Schwert, die edelste Waffe des Helden, wurde gern als lebendiges Wesen aufgefaßt, als tötende Schlange oder vertilgender Brand; wenn es zersprang, so „starb" es dem nordischen Dichter; Schwerter, welche Zwerge geschmiedet hatten, konnten nicht bezaubert werden, wol aber war in ihnen ein tötender Zauber verborgen; so mußte das Schwert Hagen's, des Vaters von Hilde, eines Menschen Tod sein, wenn es aus der Scheide gezogen wurde; in Griff und Klinge der Schwerter wurden Zauberrunen geritzt. Und auch der Glaube blühte schon in der nordischen Heidenzeit, daß die beste Waffe gegen hiebfeste Kämpfer und Zauberer die Kolbe oder Holzkeule sei**). Zuverlässig galten schon im deutschen Heidenthum solche Zaubermittel für finstere Nachthilfe, von Vermessenen eifrig begehrt, von wackeren Kriegsmännern gemieden, eine verhängnißvolle Gabe für die Helden der epischen Dichtung.

Den deutschen Christen wurde der Teufel die dunkle Macht, welche solchen verderblichen Schutz gewährte. Aber daneben fehlte auch die harmlosere Hoffnung nicht, daß es dem Gebet zum Christengott und seinen Heiligen ebenfalls gelingen könne, die Unverwundbarkeit zu sichern. Denn weit anders als jetzt betrachtete man im Mittelalter die zu einer Formel verbundenen Worte und ihre Zeichen, die Schrift. In der Rede lebte eine geheime Kraft, durch welche der Mensch

*) Victorischlüssel. 1631. 4. Bl. 3. Die Flugschrift wurde wieder aufgelegt als Königl. schwedischer Victorischlüssel. 1632.

**) K. Weinhold, Altnordisches Leben. S. 204.

auf die Außenwelt zu wirken vermochte. Das Gefüge der Worte in der gesprochenen Formel war nicht nur ein Schall, der von Mund zu Ohr drang, es wohnte in ihm auch eine vielleicht furchtbare und unwiderstehliche Wirkung. Schon weise Sprichworte, kluge Lebensregeln übten besonderen Einfluß auf das Leben dessen, der sie gebrauchte; man konnte sie kaufen und wieder an Andere abgeben. Auch Gott und seine Heiligen konnte man durch bestimmte Gebete veranlassen zu erhören, ein Spruch war kräftiger als der andere. Solche Gebete und starke Sprüche fand das Mittelalter für zahllose Fälle, für viele Heilige; die Kirche war nur zu geneigt, auch auf diese heidnische Auffassung der germanischen Seele einzugehn. Außer den großen und allgemein bekannten Gebeten und Beschwörungen gab es viele geheime, die von Geistlichen und Laien in bestimmten Lebensverhältnissen eifrig gesucht und gebraucht wurden. Es war also kein befremdlicher Aberglaube, wenn die Kirche des Mittelalters ihre Gebete und Segenssprüche gegen den Tod in der Schlacht gerade so richtete, wie einst die deutsche Heidenzeit, und ganz in der Empfindungsweise jener Zeit ist es, daß diesen Gebeten und Segen auch von guten Christen sichere Wirkung zugeschrieben wurde. Solcher Schlachtsegen sind uns mehre erhalten, auch solche, durch welche sich deutsche Kaiser fest zu machen glaubten.

Die Einführung der Feuerwaffen gab diesem Aberglauben neues Ansehen und weite Ausbreitung. Blitz und Knall des Gewehres und die fernhin treffende Kugel imponirten der Phantasie um so mehr, je weniger die unvollkommene Waffe das Treffen sicherte. Tückisch und unberechenbar war der Lauf des tötlichen Geschosses, immer ungenügender wurden die Schutzwaffen, welche die neue Methode der Kriegführung ohnedies lästig machte. Zwar beschäftigt sich die Literatur der Reformationszeit nur selten mit dieser Art von Zauber, sie wird erst um die Mitte des Jahrhunderts redselig, wo es gilt, die Zustände des Volkes zu schildern. In den Heeren

aber war der Zauberglaube allgemein und verbreitet, fahrende Schüler und Zigeuner galten für die eifrigsten Verkäufer seiner Geheimnisse*), eine Generation der Landsknechte theilte ihn der nächsten mit; in Italien und den Heeren Karl's des Fünften mischten sich romanischer und deutscher Aberglaube, und fast jede Technik der Kunst festzumachen ist aus der Zeit Fronsperg's und Schärtlin's nachzuweisen.

Schon Luther, der die Gedanken seines Volkes besser kannte als irgend ein anderer Zeitgenosse, stellt die Kunst, fest zu werden und zu machen, in ihren Hauptzügen mehr als einmal dar; er weiß von solchen, welche die Waffen durch bestimmte Worte und Zeichen beschwören, so daß sie an keinem Orte verletzt werden können; er selbst sah einen Jüngling, der sich ein Schwert auf die Brust setzte und so heftig gegen sich drückte, daß sich das Heft bis zur Spitze herumbog, und doch drang die Spitze nicht in seine Haut. Andere aber konnten solche gesegnete Waffen wieder des Segens entledigen durch einen Zirkel und Zeichen, die sie in den Sand machten. „So nahm einer dem andern die Kraft seines Messers." Andere hatten Briefe, worin viel heilige Worte und Zeichen standen; wer sie bei sich trug, konnte nicht getötet werden. Bald war es ein Brief, den Papst Leo dem Kaiser Carolus in den Krieg geschickt haben sollte, bald das St. Johannisevangelium, oder sonst etwas. Manche befahlen sich dem St. Georg, andere dem St. Christophel, andere gar dem Teufel, auch solche kannte er, welche Roß und Reiter zu segnen und zu bannen vermochten**). Er hatte auch einen Landsknecht gekannt, der durch den Teufel unüberwindlich gemacht, zuletzt

*) Zimmermann, Bezaar, Handschrift der H. Bibl. zu Gotha, chart. fol. nr. 566.

**) Die Hauptstelle für den Aberglauben aus Luther's Zeit ist in: Der zehen Gebot gotes ain Schöne nutzliche Erklerung, durch Doctor Martinum Luther Augustiner. 1520. 4. A. 3; ferner in: Ob Kriegsleut auch im seligen Standt sein können. 1527. 4.

doch erstochen wurde und vorher Tag und Stelle seines Todes angab. Und Bernhard von Milo, Landvogt zu Wittenberg, sandte Luthern schon einen geschriebenen Wundsegen zur Begutachtung, es war ein langer zusammengerollter Zettel mit wunderlichen Zeichen.

Als der Augsburger Büchsenmeister Samuel Zimmermann der Aeltere in einem Folioband unter dem Titel: Bezaar, wider alle Stich, Straich und Schüß, voller großen Geheimnussen, die Erfahrungen seines Lebens etwa bis 1591 sammelte, erwähnt er zwar nur die schützenden Künste, welche er nicht für belialisch hält, es ist aber aus seinem Manuscript zu sehen, daß ihm auch zahlreiche Teufelskünste bekannt waren, die er zu verschweigen beabsichtigt. So war im Jahre 1550 ein wohlbekannter Raufbold zu Augsburg, der oft prahlte, er wolle lieber mit zweien oder dreien fechten als eine gute Mahlzeit halten, so fest, daß kein Degenstich in ihn drang; er wurde zuletzt durch einen Hellebardenschlag auf den Hinterkopf getötet. Ein anderer Bekannter Zimmermann's, der gefroren war, erhielt einen furchtbaren Dolchstich, es war keine Wunde zu sehen, aber er starb doch kurz darauf an innern Folgen des Stiches. Im Jahre 1558 war ein Schütz im Regiment des Grafen Lichtenstein, der nach jedem Scharmützel feindliche Kugeln aus seinen Kleidern und vom bloßen Leibe schüttelte; oft hatte er sie und die durchgebrannten Löcher seiner Kleider gezeigt. Er wurde zuletzt von welschen Bauern erschlagen.

Die Italiener und Spanier, welche 1568 in die Niederlande zogen, führten ganze Packete und Bücher voll Zauberei, Segen und Beschwörungen mit sich, ohne Erfolg*). Fast bei allen Toten und Gefangenen der brandenburgischen Hilfstruppen, welche 1587 durch Burggraf Fabian von Dohna den Hugenotten zugeführt waren, fanden die Franzosen Ta-

*) J. Dodinus, De magorum demonomania. I. 3.

lismane und magische Zettel um den Hals gebunden*). Als der Jesuit Georg Scheerer in der Hofkapelle zu Wien 1594 vor Erzherzog Matthias und dessen Kriegsobersten predigte, fand er für nöthig, gegen die angehängten abergläubischen Wundsegen für Hauen und Stechen, Schießen und Brennen zu eifern**).

Es ist deshalb unrichtig, wenn spätere Schriftsteller erzählen, daß die Kunst festzumachen im Anfang des 17. Jahrhunderts zu Passau von einem Studenten (fahrenden Schüler), wie Grimmelshausen angiebt, oder wie Andere wollen, von Caspar Neithardt von Hersbruck, dem Nachrichter, in die deutschen Heere gebracht worden sei. Denn als Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, die ruchlosen und schlecht disciplinirten Banden werben ließ, welche durch ihre Grausamkeit im Elsaß und Böhmen Schrecken verbreiteten, nahmen seine Söldner nur die alten Traditionen auf, die im deutschen Heidenthum wurzelten und durch das ganze Mittelalter fortgeschleppt worden waren. Ja sogar der Name „Passauer Kunst", welcher seit jener Zeit gewöhnlich wird, mag auf einem Mißverständniß des Volkes beruhen; denn im 16. Jahrhundert hießen alle, welche einen Zauber bei sich trugen, um unverwundbar zu sein, bei den gelehrten Soldaten Pessulanten oder Charakteristiker, und wer die Kunst verstand, solchen Zauber zu lösen, ein Solvant. Es ist möglich, daß die erste Bezeichnung vom Volk in „Passauer" verwandelt worden ist***).

Schon im ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges wird die Kunst festzumachen lebhaft besprochen. Eine gute Nach-

*) Mart. Delrio, Disquisit. magic. VI. 1. Ursellis 1606. p. 129. Thurneisser versah die Kriegsleute der Mark mit solchen Amuleten.

**) Er gab die drei Predigten heraus unter dem Titel: Eine bewerte Kunst und Wundsegen. Ingolstadt 1595. 4.

***) Zimmermann, a. a. O. am Ende in einem interessanten Verzeichniß von militärischen Kunstausdrücken.

richt darüber steht in: Wahrhaffter Bericht von der Belagerung und mit gestürmter Hand Eroberung der Stadt Pilsen in Behem. 4. (1619.) Die Stelle lautet in unserer Schreibweise wie folgt.

„Ein Waghals unter den Mansfeldischen, Hans Fabel genannt, nahm einstmals ein Stutzglas Bier, ging auf den Stadtgraben zu und brachte den Belagerten eins. Dem haben sie es mit Kraut und Loth gesegnet, aber er trank sein Stutzglas Bier aus, bedankte sich gegen sie, kam in den Laufgraben und nahm fünf Kugeln aus dem Busen. Dieses Pilmiskind*), ob es gleich so sehr fest gewesen, ist doch krank geworden und vor der Eroberung der Stadt gestorben. Es ist diese zauberische Kunst (Passauer Kunst) ganz gemein gewesen, ich hab's mit Verwundern gesehen. Man hätte eher von einem Felsen, als von einem solchen Bezauberten etwas geschossen. Ich glaube, der Teufel steckt ihnen in der Haut. Ja, ein guter Gesell bezaubert oft den andern, wenn es auch der Bezauberte nicht weiß, noch viel weniger begehrte. Ein kleiner Junge von vierzehn oder fünfzehn Jahren ist auf den Arm geschossen worden, als er die Trommel geschlagen, dem ist die Kugel vom Arm auf die linke Brust abgesprungen und nicht eingedrungen, was viele gesehen haben. Aber es nimmt ein böses Alter bei denen, die es gebrauchen; ich habe ihrer viel gekannt, die es gebraucht, die sind schrecklich um ihr Leben gekommen. Denn eine Gaukelei kämpft wider die andere. Eben so gut, als man einen kann gefroren machen, kann man seinen Wundsegen öffnen. Ihre teuflischen Zauberbrote sind expreß wider das erste und andere Gebot Gottes. Fleißig gebetet und sich auf Gott verlassen, das giebt andere Mittel. Wenn einer vor dem Feind ist und nicht bleibt, so ist es Gottes Wille. Wird er getroffen, so führen ihn die

---

*) Bilwizkind, so viel als Teufelskind; Bilwiz ist ein alter Name für Zauberer oder Kobold.

Engel in den Himmel, die Bezauberten holt der schwarze Kasper *)."

Zahlreich waren die Mittel, sich und Andere fest oder gefroren zu machen. Auch bei diesem Aberglauben walteten tyrannisch die Moden. Sehr alt sind die Nothhemden, Siegs- und St. Georgshemden **). Sie wurden für die Landsknechte auf verschiedene Weise gefertigt. In der Christnacht sollten nach älterer Sitte unzweifelhafte Jungfrauen das leinene Garn im Namen des Teufels spinnen, weben und nähen; auf die Brust wurden zwei Häupter gestickt, das rechte bärtig, das linke wie König Beelzebub's Kopf, mit einer Krone, vielleicht dunkle Erinnerungen an die heiligen Häupter Donar's und Wuotan's ***). Nach späterem Brauch mußte das Nothhemd von Mädchen unter sieben Jahren gesponnen sein, es wurde mit besondern Kreuznähten genäht und mußte verstohlen auf den Altar gebracht werden, bis drei Messen darüber gelesen waren. Ein solches Nothhemd wurde am Schlachttage unter dem Kleid angelegt. Erhielt der Träger doch eine Wunde, so war fremdes Garn unter das zauberkräftige gemischt worden.

Gern suchte der Abergläubische die Wunderkraft der christlichen Kirche für sich zu benutzen, wenn auch gesetzwidrig und mit bösem Gewissen. Man ließ das Evangelium St. Johannis subtil und geschmeidig auf zartes Papier schreiben, brachte es heimlich unter die Altardecke einer katholischen Kirche, wartete, bis der Priester drei Messen darüber gelesen hatte, steckte es

*) Die Versuchung liegt nahe, diese Stelle in eine ältere heidnische Formel umzuwandeln: wer mit ehrlichen Waffen auf der Walstatt fällt, den führen die Schlachtjungfrauen nach Walhall; die mit dem Zauber der Todesgötter kämpfen, nimmt sich die Helja. — Der Name „schwarzer Kasper" für Teufel findet sich schon im 16. Jahrhundert.

**) Für die Heidenzeit und das Mittelalter vergl. man bei diesen und andern Bräuchen Grimm's Mythologie.

***) Henning Groß, Magica. Eisleben 1600. 4. Bl. 99 b.

in einen Federkiel oder eine ausgehöhlte Haselnuß, verkittete die Oeffnung mit spanischem Lack oder Wachs, oder ließ solche Kapseln in Gold oder Silber fassen und hing sie an den Hals. Andere empfingen beim Abendmahl die Hostie unter stiller Anrufung des Teufels, nahmen die Oblate wieder aus dem Mund, lösten an einer Stelle des Leibes die Haut vom Fleische, steckten die Oblate hinein und ließen sie so verheilen. Die Wildesten freilich ergaben sich dem Teufel mit Haut und Haar; solche Gesellen konnten nicht nur andere Menschen festmachen, sondern sogar eßbare Dinge, Butter, Käse, Obst, so daß die schärfsten Messer nicht einzuschneiden vermochten *).

Auch bei den geschriebenen Zetteln, welche Wundsegen enthielten, wechselten Form und Name.

Aus dem frühen Mittelalter stammte Papst Leonis Segen, er enthielt gute christliche Worte und Verheißungen. Ferner der Segen des Ritters von Flandern, so genannt, weil ein Ritter, der ihn einst bei sich getragen, nicht hatte enthauptet werden können; das Blatt war mit unbekannten Charakteren und Buchstaben beschrieben, dazwischen Kreuzzeichen. Dann der Benedisten- oder Nothsegen, der im Augenblick der Gefahr Rohr und Schwert der Feinde band **).

Ebenso waren die Passauer Zettel des 17. Jahrhunderts auf Postpapier, Jungfernpergament, Hostien geschrieben mit Fledermausblut, mit besonderer Feder; die Aufschrift waren seltsame Charaktere, Drudenfüße, Zirkel, Kreuze, Buchstaben fremder Sprache; nach Grimmelshausen ***) stand

*) Victorischlüssel a. a. O.

**) Zimmermann a. a. O.

***) Wunderbarliches Vogelnest. II. Th., Satyrischer Pilgram. II. Th. — Grimmelshausen bespricht die Kunst festzumachen zwar gläubig, aber obenhin, als etwas längst Bekanntes, er ist in seinen Angaben nicht immer zuverlässig. Ihn interessirte mehr der Aberglaube, welcher um 1660 in

der Reim darauf: Teufel, hilf mir, Leib und Seele geb ich dir. Sie bannten den Schuß und thaten das Rohr des Feindes zu, wenn sie unter den linken Arm gebunden wurden. Ja sie wurden gegessen. Aber die Ansichten über ihre Wirksamkeit waren schwankend. Sie sollten nur auf vierundzwanzig Stunden schützen; nach Andern wirkte ihr Zauber erst nach den ersten vierundzwanzig Stunden, wer vorher erschossen wurde, gehörte dem Teufel. Auch andere Zaubermittel werden zum Schutz herbeigezogen, alles Häßliche und Unheimliche wird gesammelt, und vieles, was im alten Götterglauben furchtbar gewesen war, wirkt noch jetzt mit der alten Kraft. Ein Stück von dem Strick oder der Kette, woran ein Mensch erhängt war, machte fest; ebenso der Bart eines Bockes, Augen des Wolfes, Kopf der Fledermaus und Aehnliches in einen Beutel von schwarzer Katerhaut eingewickelt und am Leibe getragen*). Fest machte die Gemskugel, eine verhärtete Masse aus dem Magen der Gemse, ferner die Haube, welche jemand bei der Geburt auf die Welt gebracht hatte, u. a. m.; auch wer sein Lebtag keine Nieren gegessen, war sicher vor Schuß und Pestilenz; man glaubte in Augsburg, daß ein berühmter Ritter und wohlgeübter Kriegsoberster (Sebastian Schärtlin) sich dadurch vor dem Feinde bewahrt habe**).

Auch alte Hexenkräuter, Wegewart, Verbena, St. Johanniskraut, Vogelkraut, Siegwurz, Allermannsharnisch wurden zu Wundsegen gebraucht und das kräftigste von allen, die geheimnißvolle Vollwurz. Sie mußte mit dem besten neugeschliffenen Stahl ausgegraben und durfte nie mit der bloßen

---

besonderer Aufnahme war: die Kunst sich unsichtbar zu machen, und das Alräunchen. Am Ende des Jahrhunderts grassirte die Wünschelruthe, dann wurden die Poltergeister mächtig.

*) Klein, Kriegsinstitution. S. 58. Es ist der „Medicinbentel" der Indianer, vielleicht durch die spanischen Regimenter eingeschleppt.

**) Zimmermann, Goth. Msc. Bl. 97.

Hand, am wenigsten mit der linken, angegriffen werden, sie wurde wie ein agnus dei getragen. Sie war rund, fand sich nur auf der Walstatt großer Männerschlachten und war, wie Zimmermann sagt, um der verstorbenen Seelen willen geheiligt. Und außer ihr eine feuerfarbige Blume, welche die Kabbalisten Ekdamanila nannten; sie schützte nicht allein den Mann, der sie trug, vor Schuß, Hieb und Feuer: wenn sie bei der ersten feindlichen Kugel in belagerter Stadt über die Mauer gehängt wurde, so band sie das feindliche Stück wenigstens auf einen Monat.

Auch Amuletmünzen waren früh im Brauch; im Jahr 1555 wurde in dem Gefecht bei Marienburg zwischen den Prinzen Oranien und Nevers ein kleines Kind durch einen Schuß an den Hals getroffen, ein silberner Schaupfennig bog sich zusammen, das Kind blieb unverletzt; damals schrieb man so großen Erfolg noch einem Amuletzettel zu, den es neben der Schaumünze am Halse trug. Aber zu derselben Zeit gossen bereits „Sideristen", die in astronomischer Kunst erfahren waren, festmachende Schaupfennige von Silber und feinem Gold nach „himmlischer Influenz"; sie wurden am Halse getragen. Thurneisser verbreitete auch diese Art Amulete im nördlichen Deutschland *). Noch nach dem dreißigjährigen Kriege brachte ein Zufall die Mansfelder St. Georgenthaler in Aufnahme, besonders die von 1611 und 1613, mit der Inschrift: „Bei Gott ist Rath und That".

In dem Rufe fest zu sein standen nicht nur gemeine Soldaten, auch viele hohe Befehlshaber; zwar nicht Pappenheim, der fast bei jeder Affaire eine Wunde erhielt, wol aber Holk, — den zuletzt der Teufel persönlich in die Hölle holte, — Tilly, an dem der entsetzte Wundarzt nach der Schlacht bei Breitenfeld nur Quetschungen zu verbinden hatte, Wallen-

*) Abbildungen derselben in: Moehsen, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft in der Mark Brandenburg. Berlin, 1783.

stein und sein Verwandter Terzka; selbst Gustav Adolf's Schwert galt für gefeit. Auch Ahas Willenger, nach Fadinger's Tode Anführer der aufständischen österreichischen Bauern, war so gefroren, daß ihn eine Kanonenkugel sieben Schritt zurückriß, ohne in seine Haut zu dringen, endlich tötete ihn ein Officier der Pappenheimer*). Alle Fürsten des Hauses Savoyen hielt man noch nach dem dreißigjährigen Kriege für fest. Feldmarschall Schauenburg hat es am Prinzen Thomas versuchen lassen, als er ihn in einer italienischen Festung belagerte. Dem besten Schützen hat die Büchsenkugel versagt. Man wußte nicht, ob die Männer des hohen Hauses besondere Gnade haben, weil sie aus dem Geschlecht des königlichen Propheten David stammen, oder ob daselbst die Kunst erblich war sich festzumachen**). Dasselbe glaubte man von den Hohenzollern noch am Ende des vorigen Jahrhunderts; daß Friedrich der Große seinem Heer für unverwundbar galt, war in der Ordnung, aber auch Friedrich Wilhelm II. war im Feldzug von 1792 nach der Ansicht alter Unterofficiere nur durch silberne Kartätschenkugeln des Feindes zu treffen***).

Es gab kaum jemand, welcher den Glauben an die geheimnißvolle Kunst nicht theilte. Der berühmte französische Feldherr Messire Jacques de Puysegur mußte im Jahre 1662 in den französischen Bürgerkriegen einen Gegner, qui avait un caractère, weil er ihn mit der Waffe nicht töten konnte, durch Nackenschläge mit einem Hebebaum umbringen lassen und über das Abenteuer seinem König berichten†). Schon bei der Blokirung von Magdeburg im Jahre 1629 wurde die Klage über solche Mittel so allgemein, daß die Kriegführen-

*) Belli, Laurea Austriaca zum Jahr 1626.
**) Simplicissimus, Continuatio 13.
***) F. C. Laukhard's Leben. III. S. 167.
†) Les mémoires de Puysegur, Amsterdam, 1690. I. p. 16.

den darüber verhandelten*). Selbst Gustav Adolf verbot in § 1 seiner Kriegsartikel eifrig Götzendienst, Hexerei oder Zauberei der Waffen als eine Sünde gegen Gott.

Aber die dunkeln Mächte, welche sich der Kriegsmann zu Helfern warb, waren treulos. Sie schützten nicht gegen jedes. Schon das war unbequem, daß sie nicht vor der Hand des Scharfrichters bewahrten; Zimmermann berichtet mehre Fälle, wo die zu weit gehenden Hoffnungen eines Gefrorenen und seiner Anhänger auf der Richtstätte getäuscht wurden**). Einzelne Theile des Körpers, der Nacken und der Rücken zwischen den Schultern, die Armhöhle, die Kniekehlen galten für nicht hart oder fest. Auch war der Leib nur gefeit gegen die gewöhnlichen Metalle, Blei und Eisen. Den Gefrorenen tötete die einfachste Bauernwaffe, die Holzkeule, ferner Kugeln von edlem Metall, zumal ererbtes Silber. So konnte ein österreichischer Gouverneur von Greifswald, auf den die Schweden mehr als zwanzig Kugeln abgeschossen hatten, nur durch den geerbten silbernen Knopf, den ein Soldat in der Tasche trug, erschossen werden. So ward eine Hexe in Schleswig, die in einen Werwolf verwandelt war, durch Erbsilber getötet***). Auch durch andere Mischungen beim Kugelgießen sowie durch geheime Waffenweihe vermochte man den Zauber zu öffnen. Von den alten Zaubermitteln der Heidenzeit mochten sich manche erhalten haben. Es gab Nothschwerter und Nothbüchsen. Die Schärfe des Stahls ward mit Roggenbrot, das in der Osternacht gesäuert und gebacken war, kreuzweise überstrichen, auf Klingen und Rohr wurden Zeichen geätzt; man verstand Kugeln zu gießen, welche töteten ohne die Haut zu verletzen, andere, welche Blut haben mußten,

---

*) Die andere Belägerung der Stadt Magdeburg. 1630. 4. zum 19. August.

**) Goth. Msc. Bl. 81.

***) Müllenhoff, Sagen. S 231. — Temme, Pommersche Sagen. Nr. 244.

solche, welche jede Festigkeit öffneten, und präparirte diese durch Beimischung von pulverisirten Weizenkörnern, Spießglanz, Donnerkeilen, durch Ablöschen in Giften. Auch diese Künste galten für unnatürlich und gefährlich. Daneben suchte man eifrig nach „natürlichen" Kunststücken, welche ein ehrlicher Kriegsmann mit Vortheil gebrauchen könnte. Man glaubte durch Beimischung von gepulvertem Hundsgebein Büchsenpulver zu verfertigen, welches keinen Knall gab. Man richtete Pulver zu, womit man das Geschossene nicht beschädigte, aber auf Stunden betäubte, anderes, das nicht anbrannte, auch wenn man glühenden Stahl hineinsteckte. Durch Beimischung von Borax und Quecksilber wußte man Sprengpulver zu schaffen, womit man die Stücke des Feindes, die man beim Ausfall nicht zu vernageln Zeit hatte, zersprengte. Man suchte das Geheimniß, einem Menschen auch ohne Zauberei doppelte Stärke zu geben, u. s. w.

Eine eigenthümliche, ebenfalls sehr alte Art des Zaubers war das Festbannen der Feinde durch geheimnißvolle Sprüche, die im Augenblick der Noth recitirt wurden. Der Wissende vermochte ganze Haufen Reiter und Fußvolk zu stellen, d. h. unbeweglich zu machen, ebenso durch andern Spruch den Zauber wiederaufzulösen, und dieser Aberglaube hat in dem Romanusbüchlein (o. O. u. J.) noch in unserm Jahrhundert seine abgeschmackten Formeln in die katholischen Heere gebracht. Wer die Beschwörungen dieses Büchleins durchblättert, findet in einem Wust von Unsinn, unter vorgeschriebenen Kreuzzeichen, Anrufung von Heiligen und Bibelstellen, auch einige poetische Formeln, die wahrscheinlich durch fünfzig Generationen fortgepflanzt worden sind. Ein anderes Zauberkunststück war Reiter in's Feld zu machen, d. h. zur Rettung in eigener Gefahr den täuschenden Schein hervorzubringen, als ob in der Entfernung Kriegsvolk heranziehe. Durch ähnliche Spukbilder hatten, wie Gregor von Tours erzählt, schon um 568 die Avaren den Frankenkönig Sigibert im Treffen be-

siegt. Ja in größter Noth war es möglich sich und das eigene Heer zu verwandeln. So war Herzog Hans Adolf von Plön nicht nur kugelfest und wohlbewandert in der Kunst unsichtbar zu machen, er vermochte auch einmal in den Türkenkriegen sich und seine Leute so täuschend in Bäume zu verwandeln, daß die Feinde an diese Bäume traten und dem Herzog und seinen Leuten die Stiefeln benäßten*). Solche Beschwörungen sind Trümmer geheimer heidnischer Wissenschaft, welche in manchen Sagen und Märchen bis zur Gegenwart fortklingt. Dergleichen Ueberlieferungen mag es noch viele gegeben haben, sie waren sicher am Lagerfeuer und in der Marketenderhütte beliebter Gegenstand geheimnißvoller Unterhaltung.

Der unheimlichste Mann des Regiments war der finstere Profoß; es war natürlich, daß vorzugsweise er für einen Wissenden galt. Schon 1618 wußte der Henker von Pilsen mit einem Gehilfen alle Tage drei treffende Kugeln gegen das Mansfeldische Lager zu schießen; er wurde nach Eroberung der Stadt an einem besonderen Galgen gehängt. Noch größere Zauberkünste verstand der Profoß der Hatzfeldischen Armee von 1636, er wurde, weil er gefroren war, von den Schweden mit einer Axt erschlagen. Es lag sehr im Interesse dieser Gewaltigen, den Glauben an ihre Unverwundbarkeit bei den rachelustigen Soldaten zu erhalten.

Wir dürfen zu solchem Glauben auch das Bestreben rechnen, aus dem Lauf der Gestirne den Ausgang der Kriegsaffairen und das eigne Schicksal zu lesen. Die Prognostica häuften sich während des Krieges, unermüdlich wurden aus Constellationen, Sternschnuppenfall, Kometen und atmosphärischen Erscheinungen die Schrecken der nächsten Jahre prophezeit, und durch eine gräßlichere Wirklichkeit widerlegt. Die

*) Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein. S. 78. Dasselbe von einem kaiserlichen Obersten in Bechta, bei Kuhn, Sagen aus Westphalen. S. 19.

Nativitätstellerei war allgemein. Auch das zweite Gesicht besaßen einzelne Individuen, sie empfanden vorher, wem die nächste Zukunft Verhängniß bringen werde. Als 1636 die sächsisch-kaiserliche Armee vor Magdeburg lag, war ein kranker „Mathematicus“ im Lager, der seinen Freunden vorhergesagt hatte, daß ihm der 26. Juni Verderben bringen werde. Er lag im geschlossenen Zelt, da ritt ein Lieutenant heran, knüpfte die Zeltschnüre auf, drang ein und bat den Kranken, er möge ihm die Nativität stellen. Nach langer Weigerung prophezeite ihm der Kranke, er werde noch in dieser Stunde aufgehängt werden. Der Lieutenant, empört darüber, daß einem Cavalier solches gesagt werden dürfe, zog seinen Degen und erstach den Kranken. Es entstand ein Auflauf, der Mörder schwang sich auf sein Pferd und wäre entkommen; da wollte der Zufall, daß der Kurfürst von Sachsen neben dem General Hatzfeld mit großem Gefolge durch die Lagergasse hereinritt. Der Kurfürst rief: das wäre schlechte Disciplin im kaiserlichen Lager, wenn auch ein Kranker im Bett nicht vor Mördern seines Lebens sicher sein sollte. Der Lieutenant wurde aufgeknüpft*).

Wer für den Besitzer solcher Geheimnisse galt, der ward von seinen Kameraden gefürchtet, aber nicht geehrt**); „denn wenn sie nicht furchtsame, feige Tröpfe wären, würden sie nicht solche Mittel gebrauchen.“ Schon im 16. Jahrhundert ließen einzelne Obersten jeden Gefangenen henken, bei welchem ausgeschnittene oder mit Eisen gefütterte Kugeln gefunden wurden***), „welche um einer Seele willen geheiligt waren.“ Im dreißigjährigen Kriege bat ein Feigling seinen Kameraden um einen Passauer Zettel. Dieser schrieb auf einen Streifen Papier dreimal: „Wehr dich, Hundsfott!“ wickelte das Papier zusammen und ließ es den Furchtsamen in die Kleider nähen.

---

*) Simplicissimus I. 2. 24.

**) Grimmelshausen, Wunderbarliches Vogelnest.

***) Zimmermann, Goth. Msc. a. a. O.

Seit dem Tage bildete sich jener ein, er sei fest, und ging bei allen Occasionen wie ein hörnerner Siegfried unter Waffen, ist auch stets unverwundet davongekommen*).

Aber der Krieger hatte nicht nur um die Gunst der Schicksalsgötter, noch mehr um den Beifall seiner Kameraden zu werben. Wer aufmerksam in jene Zeit hineinsieht, der verliert zwar nicht das Grausen über die zahllosen und raffinirten Scheußlichkeiten, welche verübt werden; aber er erkennt auch, daß aus der tiefen Barbarei und Verwüstung der Seelen immer noch einzelne mildere Tugenden aufleuchten und zuweilen eine gesunde unzerstörbare Tüchtigkeit zu Tage kommt. Der Söldner fühlte, kurze Zeit ausgenommen, keine Begeisterung für die Partei, welcher er gerade diente, selbst der Glaube verlor in den wilden Gemüthern viel von seiner Fähigkeit zu erwärmen. Aber den Besseren blieb die eigne Soldatenehre und eine lebhafte Empfindung für die Ehre der Fahne, der sie geschworen hatten, jedem aber der Stolz, daß er als Krieger ein Herr der zerrütteten Welt sei, oft der einzige geistige Besitz, der ihn vom Räuber und Mörder unterschied. Nicht selten wechselte der Krieger seine Fahne, freiwillig oder gezwungen, aber auch im letztern Falle war er dem neuen Kriegsherrn zuweilen treu und zuverlässig. Die Achtung der Kameraden erwarb er nur, wenn er ein ehrlicher Soldat und kein „Hundsfott" war; schnell bildete sich ein eigenthümlicher Codex der Soldatenehre aus, der eine wenn auch sehr verkümmerte Sittlichkeit rettete. Von der guten Laune, welche das Gefühl einer souveränen Herrschaft über Bürger und Bauer gab, sind uns nur wenige Reste geblieben. Die zahlreichen Soldatenlieder, welche in den Lagern selbst entstanden, sind bis auf dürftige Trümmer verklungen**). Aber sprichwörtliche Redensarten drücken oft genug dieselbe Stimmung

*) Grimmelshausen a. a. O.

**) Es ist charakteristisch, daß eines der besten (Simplicissimus I. 2. 23) die „Müllerflöhe" besingt, damals eine allgemeine Plage der Heere.

aus, welche Schiller's Reiterlied idealisirt: „Der scharfe Säbel ist mein Acker, und Beutemachen ist mein Pflug.“ „Die Erde ist mein Bett, der Himmel meine Decke, der Mantel mein Haus, der Wein mein ewiges Leben*).“ „Sobald ein Soldat wird geboren, sind ihm drei Bauern auserkoren: der erste, der ihn ernährt, der andere, der ihm ein schönes Weib bescheert, der dritte, der für ihn zur Hölle fährt**).“

Daß die Sinnlichkeit in der Regel zügellos und ohne Scham war, wird man voraussetzen, die Völlerei, das alte deutsche Laster, beherrschte Officiere und Gemeine. Das Tabak-Rauchen und -Kauen, oder, wie man damals sagte, Tabak-Trinken, -Essen und -Schnupfen verbreitete sich schnell in allen Heeren, und die Wachtstuben wurden dem Nichtraucher ein beschwerlicher Aufenthalt. Dieser Brauch, im Anfang des Krieges durch die Holländer und englische Hilfstruppen zu den deutschen Soldaten gekommen, war am Ende des Krieges so gewöhnlich, daß in jedem Bauernhaus eine Pfeife zu finden war, daß die Lehrjungen und von zehn Tagelöhnern neun während der Arbeit rauchten***).

Auch die deutsche Sprache verwilderte in den Heeren, bald war es den Gemeinen modisch, italienische und französische Wörter einzumischen; sogar die Ungarn, Kroaten und Czechen bereicherten den Sprachschatz, sie ließen uns außer ihrer „Karbatsche“ und Aehnlichem auch volltönende Flüche. Den frommen Theologen waren die Soldatenflüche ein besonderer Greuel; so oft ein Soldatenmund sich öffnete, flogen

---

*) Philander von Sittewald, Gesicht vom Soldatenleben.

**) Grimmelshausen, Seltzamer Springinsfeld.

***) Grimmelshausen, Satyrischer Pilgram II. und in dem Gedicht: Lustige Historia, Woher das Taback-Trincken kompt, Etwas nach dem Niderländischen, durch Ascanium d'Oliva. 1634. 4. — Im J. 1696 verbot das Tabaks-Collegium der Zwölfer zu Breslau, eine noch jetzt bestehende würdige Gesellschaft, in seinem Stiftungsbriefe, das Tabak-Schmauchen oder -Rauchen als Tabak-Saufen oder -Trinken zu bezeichnen.

die „Potz“ und „Pieu“ — rücksichtsvolle Entstellungen des göttlichen Namens — unaufhaltsam heraus. Mit großer Betrübniß hat Moscherosch einige der ärgerlichsten Fluchreden verzeichnet: „Potzhunderttausend Sack voll Enten“, „daß dich der Donner und der Hagel mit einander erschlage“, „fort, ihr Hundertsappermentsbluthunde“, „sauf, daß dir das höllische Feuer in den Hals fahre“. — Aber nicht nur solche Verbrämungen kräftiger Rede füllten die Unterhaltung, auch das Rotwelsch wurde Gemeingut der Heere. Zwar nicht zuerst in dem großen Kriege, schon lange vorher hatten die entlassenen Landsknechte als „Gartbrüder“ und Mitglieder der Bettlerinnung Künste und Sprache der Fahrenden gelernt, schon vor dem Kriege hieß ihnen das Huhn „Stier“, die Ente „deutscher Herr“, die Gans ein „Strohbutz“; „einen Strohbutz verhören“ bedeutete eine Gans fangen. Jetzt aber wurde die „Feldsprache“ nicht nur ein bequemes Hilfsmittel für den geheimen Verkehr mit dem schlechten Gesindel, welches den Heeren folgte, mit Räubern von Handwerk, jüdischen Händlern und Zigeunern, es gab auch ein Ansehen am Lagerfeuer, die geheimnißvollen Wörter umherzuwälzen. Einzelne Ausdrücke der Feldsprache sind damals in's Volk übergegangen, andere wurden durch verlaufene Studenten in die Trinkstuben der Universitäten getragen*).

Bei den täglichen Händeln bildete sich das „Cartell“ für

*) Dionys Klein, Kriegsinstitution. 1598. 8. giebt S. 288 eine Probe von dem Rotwelsch der Landsknechte. Welch Leninger (Landsknecht) die Hautzen und Häutzin (Bauer und Bäuerin) zum besten anstoßen (schätzen) kann und weiß sie mit gevopten (unwahren) oder gehockten (gelogenen) Barlen (Worten) zu vermanen (bedrängen), item verlunscht (versteht) sich recht auf das Reckhebiß (Instrument zum Hühnerfangen) und ist rund und fertig zum Robora zopfen oder genfen (zugreifen oder stehlen), der soll tags ein Hellerrichter oder Stettinger (Gulden) zum Solde haben. Aber wie vielen geschieht es, daß sie sich übern Braithart oder Glentz alchen (über das weite Feld flüchten) müssen, wie denn auch deren viel mit dem Pfeil erschossen werden, daran man die Kühe bindet (gehenkt werden).

Duelle mit vielen Ehrenpunkten auch unter den gemeinen Soldaten aus. Zweikämpfe waren streng verboten, Gustav Adolf strafte sie selbst an höhern Officieren mit dem Tode; aber kein Gesetz vermochte sie zu unterdrücken. Wenn die Streitenden vor dem großen Kriege mit dem Ausfechten der Ehrensache gewartet hatten, bis das Fähnlein abgerissen war, so hörte bald auch diese Rücksicht auf, höchstens begab man sich an eine entlegene Stelle außerhalb des Lagers und Quartiers. Der Herausforderer warf nach altem Brauch seinen Handschuh hin, nach dem Zweikampfe wurde derselbe von dem Geforderten oder dessen Helfern zurückgegeben, zum Zeichen, daß der Handel abgemacht sei. Die Duellanten fochten allein, oder mit zwei oder drei Secundanten, auch ein Unparteiischer ward gewählt; vor dem Kampf gelobten einander die Parteien mit Hand und Mund, nicht vor, nicht in, nicht nach dem Kampfe den fechtenden Kameraden zu helfen noch sie zu rächen, die Duellanten gaben einander die Hände und verziehen im voraus jeder dem andern seinen Tod. Man focht zu Pferde oder zu Fuß, mit Feuerwehr, Pistole oder Degen, beim Gefecht galt auch Ringen oder Niederwerfen, das Stechen galt für undeutsch, zumal der Stich in den Rücken war von zweifelhafter Anständigkeit. Wer Händel suchte, hatte die Aufgabe, vorher geschickt den Gegner zu schrauben*).

Dem Feind gegenüber herrschte milder Kriegsgebrauch und einige Courtoisie. Da es so gewöhnlich war, die Partei zu wechseln, bildete sich bei den Soldaten ein Corporationsgefühl aus, welches auch den Feind umfaßte. Die Heere kannten einander ziemlich genau, nicht nur Charakter der Oberofficiere, auch ältere Soldaten waren den Truppen am Rhein und Lech bekannt wie den Lagern an der Elbe und Oder; jeden Tag konnte man erwarten, in den feindlichen

*) Simplicissimus I. 3. 9, und Philander von Sittewald, Soldatenleben a. m. O.

Reihen einen alten Kameraden zu sehen oder zum Zeltgenossen einen frühern Gegner zu erhalten. In der Regel wurde der verlangte Pardon, das Quartier, gegeben, oft angeboten. Nur wer gegen Kriegsbrauch gekämpft hatte, oder im Verdacht stand Teufelskünste zu brauchen, mußte, auch wenn er bat, erschlagen werden. Zwischen dem honetten Sieger und Besiegten ward Cartell geschlossen, der Sieger versprach zu schützen, der Gefangene nicht zu fliehen. Dem Besiegten ward die Waffe, Feldbinde und Hutfeder abgenommen; alles, was er in den Kleidern barg, gehörte dem Sieger, doch wer „holländisches Quartier" bekam, der behielt, was sein Gürtel umschloß; der anständige Gefangene präsentirte selbst, was er in den Taschen hatte. Der Verzweifelte konnte das Quartier aufkündigen, dann wurde er getötet, wenn er nicht schnell zu entfliehen wußte. Beim Transport wurden gemeine Gefangene je zwei mit einem Arm zusammengebunden und die Nesteln aus den Hosen genommen, daß sie mit der freien Hand die Beinkleider halten mußten. Die Gefangenen konnten gegen Ranzion ausgelöst werden, und dies Lösegeld wurde durch einen Tarif bei den einzelnen Heeren festgesetzt. In der letzten Hälfte des Krieges, wo die Soldaten seltener wurden, steckte man die gemeinen Gefangenen summarisch in das Regiment, oft ohne ihnen Wahl zu lassen. Solche Soldaten galten natürlich für unsicher, sie benutzten gern die erste Gelegenheit, zu der frühern Fahne zu desertiren, wo sie Dirne, Buben, Beute und rückständigen Sold gelassen hatten. Distinguirte Gefangene wurden zuweilen vom Obersten des Regiments den gemeinen Soldaten abgekauft; sie wurden im feindlichen Quartier mit Aufmerksamkeit behandelt, fand doch fast jeder Bekannte oder gar Verwandte darin.

Beute war der unsichere Gewinn, um den der Soldat sein Leben einsetzte, auf sie zu hoffen die traurige Poesie, welche ihn in verzweifelter Lage standhaft erhielt. Der Sold war bescheiden, die Zahlung unsicher, die Beute verhieß Wein,

Spiel, eine schmucke Dirne, ein goldverbrämtes Kleid mit einem Federbusch, ein oder zwei Pferde, die Aussicht auf größere Bedeutung in der Compagnie und auf Avancement. Eitelkeit, Genußsucht und Ehrgeiz entwickelten diese Sehnsucht zu einer gefährlichen Krankheit der Heere.

Mehr als einmal wurde der Erfolg einer Schlacht dadurch vernichtet, daß die Soldaten sich zu früh der Plünderung überließen. Nicht selten gelang es einzelnen, große Beute zu machen, das Gewonnene wurde fast immer in wüster Schwelgerei verthan, nach dem Soldatensprichwort: „Was mit Trommeln erobert wird, geht mit Pfeifen verloren." Der Ruf solcher Glücksfälle ging durch alle Heere. Zuweilen bekam den glücklichen Findern ihr Gewinn schlecht*). In der Armee des Tilly hatte ein gemeiner Soldat nach der Eroberung von Magdeburg eine große Beute, man sprach von dreißigtausend Ducaten, gewonnen und sogleich wieder im Würfelspiel verloren. Tilly ließ ihn henken, nachdem er zu ihm gesagt: „Du hättest mit diesem Gelde dein Lebtag wie ein Herr leben können; da du dir aber selbst nicht zu nützen verstehst, so kann ich nicht einsehen, was du meinem Kaiser nützen sollst." Noch am Ende des Krieges hatte einer von Königsmark's Truppe in der Kleinseite von Prag eine ähnliche Summe erbeutet und auf einem Sitz wieder verspielt. Königsmark wollte ihn ebenfalls expediren, der Soldat rettete sich durch die unerschrockene Antwort: „Es wäre unbillig, wenn Ew. Excellenz mich um dieses Verlustes willen aufhängen ließen, da ich Hoffnung habe, in der Altstadt noch größere Beute zu erhalten." Diese Antwort galt für ein gutes Omen. — Bei der bairischen Armada wurde im Holtzischen Fußregiment ein Soldat durch gleichen Glücksfall berühmt. Er war längere Zeit Musketier gewesen, kurz vor dem Frieden war er zur Pike heruntergekommen und übel bekleidet, das Hemd

*) Grimmelshausen, Springinsfeld. 11.

hing ihm hinten und vorn zu den zerrissenen Hosen heraus. Dieser Gesell hatte im Treffen bei Herbsthausen ein Faß mit französischen Dublonen erbeutet, so groß, daß er es kaum forttragen konnte. Darauf entfernte er sich heimlich vom Regiment, staffirte sich wie ein Prinz heraus, kaufte eine Kutsche und sechs schöne Pferde, hielt mehre Kutscher, Lakaien, Pagen und einen Kammerdiener in schöner Livrée, und nannte sich selbst mit düsterem Humor Oberst Lumpus. So reiste er nach München und lebte dort herrlich in einer Herberge. Zufällig kehrte General Holtz in derselben Herberge ein, hörte durch den Wirth viel von Reichthum und Qualitäten des Obersten Lumpus, und konnte sich doch nicht erinnern, jemals unter den Cavalieren des römischen Reichs oder unter den Soldaten von Fortune diesen Namen gehört zu haben. Deshalb trug er dem Wirth auf, den Fremden zum Abendessen einzuladen. Oberst Lumpus nahm die Einladung an, ließ beim Confect in einer Schüssel fünfhundert neue französische Pistolen und eine Kette von hundert Ducaten Werth auftragen und sagte dabei zum General: „Mit diesem Tractament wollen Ew. Excellenz vorlieb nehmen und meiner dabei bestens gedenken." Der von Holtz sträubte sich ein wenig, aber der freigebige Oberst drängte mit den Worten: „Bald wird die Zeit kommen, wo Ew. Excellenz selbst erkennen werden, daß ich diese Verehrung zu thun obligirt war. Die Schenkung ist nicht übel angelegt, denn ich hoffe alsdann von Ew. Excellenz eine Gnade zu erhalten, die keinen Pfennig kosten soll." Darauf acceptirte der von Holtz nach damaliger Sitte Kette und Geld mit courtoisen Promessen, solches vorkommendenfalls zu remeritiren. Der General reiste ab, der falsche Oberst lebte fort; wenn er bei einer Wache vorüberfuhr, trat die Soldateska ihm zu Ehren in's Gewehr, dann warf er ihr ein Dutzend Thaler zu. Sechs Wochen darauf war sein Geld zu Ende. Da verkaufte er Kutsche und Pferde, darauf Kleider und Weißzeug und vertrank alles. Die Diener

entliefen ihm, zuletzt hatte er nichts mehr als ein schlechtes Kleid und keinen Pfennig darin. Da schenkte ihm der Wirth, der viel an ihm gewonnen, fünfzig Thaler Reisegeld, der Oberst aber verweilte, bis auch das verzehrt war; wieder gab ihm der Wirth zehn Thaler als Zehrgeld; der beharrliche Schwelger aber antwortete, wenn es Zehrgeld sein solle, wolle er es lieber bei ihm als bei einem Andern verzehren. Als auch das verthan war, opferte der Wirth noch fünf Thaler und verbot seinem Gesinde, dem Verschwender etwas dafür zu geben. Jetzt endlich quittirte er das Wirthshaus und ging in das nächste, wo er auch die fünf Thaler vertrank. Darauf trollte er nach Heilbronn zu seinem Regiment. Dort wurde er sogleich in Eisen geschlossen und mit dem Galgen bedroht, weil er auf so viele Wochen vom Regiment entwichen war. Da ließ er sich zu seinem General führen, stellte sich ihm vor und erinnerte ihn an den Abend in der Herberge. Dem scharfen Verweis des Generals gab er die Antwort: er hätte sein Lebtag nichts so sehr gewünscht, als zu wissen, wie einem großen Herrn zu Muthe sei, dazu habe er seine Beute benutzt.

In den ungarischen Kriegen war Gesetz gewesen, die Beute gemeinsam zu vertheilen; bald kam das ab. Doch fand der glückliche Gewinner rathsam, den Officieren seiner Compagnie einen Antheil zu gönnen. Dies gemeinsame Interesse am Gewinn, sowie die Nothwendigkeit, sich durch Requisition in entfernten Gegenden zu erhalten, entwickelten den Parteigängerdienst zu großer Vollkommenheit. Zunächst unter den Truppen, welche gewöhnlich den Dienst der Streifcorps verrichteten, wie Holk und Isolani bei den Kaiserlichen. Aber auch Einzelne versuchten bei den Regimentern ihr Glück auf eigene Hand. So wurden die „Freireuter", welche sich, ohne regelmäßigen Dienst zu thun und — wie es scheint — ohne Sold zu erhalten, in die Regimenter gedrängt hatten, eine besondere arge Plage der Landschaften, und selbst der er-

barmungslose Baner kam ihretwegen in „Gemüths-Commotion", er erklärte sie wiederholt für vogelfrei und befahl sie von den Regimentern zu jagen und niederzustechen, wo es auch sei*). Außerdem aber wählten auch die einzelnen Compagnieführer die gewandtesten Leute zu dem gewinnreichen Geschäft. Das „Parteimachen" — der Auszug zu einer geheimen Expedition — mußte in ungerader Zahl geschehen, wenn es Glück bringen sollte. Solche Parteien schlichen sich tief in das Land hinein, das Haus eines reichen Mannes zu plündern, eine kleine Stadt zu überfallen, Waaren- oder Geldtransporte aufzufangen, Vieh und Lebensmittel heranzuführen. Mit feindlichen Besatzungen in der Nähe ward zuweilen ein Abkommen getroffen, was im gemeinsamen Bereich zu schonen sei. Jede Art von List ward bei solchen Zügen geübt, man wußte den Knall des schweren Geschützes hervorzubringen, indem man Handgewehre mit doppelter Ladung durch eine leere Tonne schoß, man benutzte Schuhe mit verkehrten Sohlen, ließ den Pferden die Hufeisen verkehrt anschlagen, den gestohlenen Kühen wurden Schuhe übergezogen, den Schweinen im Futter ein Schwamm eingegeben, an welchem ein Bindfaden befestigt war. Die Soldaten verkleideten sich in Bauern, in Frauen, und bezahlten unter den Bürgern und Landleuten in der Umgegend Spione. Ihre Boten liefen mit Kundschafterzetteln, die in der Lagersprache „Feldtauben" hießen, hin und her, sie trugen ihre Briefe als Kügelchen zusammengerollt im Ohr, banden sie in das Haar zottiger Hunde, drückten sie in eine Erdscholle oder nähten sie mit grüner Seide zwischen die Blätter eines Eichenzweiges, um sie in der Noth ohne Verdacht wegzuwerfen. Die Zettel waren in Rotwelsch oder Kauderwelsch geschrieben, mit fremden Lettern, wenn verlaufene

*) Patent Baner's vom 6. October 1637, mitgetheilt in: J. von Bohlen, Georg Behr, ein pommerisches Lebensbild (1859 als Manuscript gedruckt).

Studenten bei der Compagnie waren, vielleicht gar französisch mit griechischen Buchstaben; man übte sich zu solchem Zweck in einfacher Geheimschrift, indem man die Buchstaben der Wörter verstellte, oder verabredete, daß in jedem Wort nur der mittlere Buchstabe gelten sollte, u. s. w.*) Leicht war der Uebergang von solchem Parteigängerdienst zum unehrenhaften Lungern des Marodeurs und Freibeuters. In der ersten Hälfte des Krieges war ein neugeworbenes Regiment des Grafen Merode**) durch angestrengte Märsche und schlechte Verpflegung so heruntergekommen, daß es kaum seine Fahnenwache besetzen konnte, es löste sich auf dem Marsche fast ganz in Nachzügler auf, die an den Zäunen und Hecken lagen, mit defecten Waffen und ohne Ordnung um die Armee herumschlichen. Seit der Zeit wurden die Nachzügler, welche der Soldatenwitz vorher Saufänger und Immenschneider (Drohnen) genannt hatte, als „Merodebrüder" bezeichnet. Nach verlorenen Schlachten, bei schlechter Verpflegung wuchs ihre Zahl in's Ungeheure. Leicht verwundete Reiter, die ihre Pferde verloren hatten, gesellten sich zu ihnen, und es war der damaligen Kriegszucht unmöglich sie zu bannen. Sie stahlen Soldatenpferde von der Weide und aus den Quartieren, minirten bei Nacht die Zelte und zwackten hervor, was sich greifen ließ, sie lauerten an Engpässen auf die Felleisen, welche die letzten Weiber des Trosses auf Pferden und Wagen mit sich führten.

Die Zuchtlosesten verließen dann wol ganz den Pfad ihres Heeres, lebten als Schnapphähne, Heckenbrüder, Waldfischer auf eigne Faust, bald im Kampfe, bald im Bunde mit verwilderten Landleuten, welche ein ähnliches Gewerbe trieben. Leicht war der Verkauf des gestohlenen Gutes, die jüdischen Hehler und Käufer frugen nur, was die Waare gewesen sei,

*) Moscherosch, Soldatenleben, und Grimmelshausen, Simplicissimus an mehren Orten.

**) Simplicissimus I. 4. 13.

ob kaiserlich, ob schwedisch, ob hessisch, um beim Verkauf den frühern Eigenthümer zu meiden. Vergeblich waren nach dem Ende des Krieges die Bemühungen der Landesherren, die großen Räuberbanden zu vernichten, sie haben in einer gewissen Continuität bis zum Anfang dieses Jahrhunderts gedauert.

So sah die Kriegsfurie aus, welche durch dreißig Jahre in Deutschland tobte. Ein Menschenalter von Blut, Mord und Brand, radicale Vernichtung der beweglichen Habe, Zerstörung der unbeweglichen, geistiges und materielles Verderben der Nation. Der Feldherr schrieb unerschwingliche Contributionen aus und barg einen Theil davon in seiner Tasche, der Oberst und Hauptmann brandschatzte die Städte und Dörfer, in denen seine Truppen lagerten; erbarmungslos ward das Unerschwingliche zugemuthet, dann begann ein Handeln und Feilschen, auf der einen Seite wilde Drohungen, auf der andern demüthige Bitten, im besten Falle ward zuletzt ein Abkommen getroffen und durch große Geschenke an die Oberofficiere besiegelt; und selten ward das Abkommen gehalten, oft in der rohesten Weise gebrochen. Die Fürsten schickten ihr Silbergeschirr und die Pferde ihres Marstalls als Geschenke an die Generale, die Städte Geldsummen und Fässer Wein an die Hauptleute, die Dörfer Reitpferde und goldene Tressen an Cornet und Wachtmeister, so lange von solchen Bestechungsmitteln noch etwas vorhanden war. Lagerte das Heer in einer Landschaft, so suchten sich angesehene Gutsbesitzer, Stifter und Dörfer durch eine salva guardia zu schützen. Sie wurde theuer bezahlt, mußte gut behandelt und ernährt werden, und übte doch arge Ungebühr. Lag ein Ort zwischen zwei Heeren, so mußte er von beiden Parteien die salva guardia erbitten, dann lebten wol die Feinde auf Kosten ihrer Wirthe im Cartell und friedlichen Einvernehmen. Aber nur selten waren Einzelne oder Ortschaften so glücklich, diesen ungenügenden Schutz zu bewahren; denn das Heer mußte leben. Schnell wurden die Pressuren zu einem System ausgebildet, die Plünde-

rung, Zerstörung und Quälerei zu einem höllischen Raffinement. Wenn der Soldatentrupp im Dorf oder der Landstadt einrückte, sprangen die Soldaten wie Teufel in die einzelnen Häuser, die größte Düngerstätte lockte am meisten, denn dort war der größte Wohlstand zu erwarten. Die Qualen, welche den Einwohnern zugefügt wurden, hatten meist den Zweck, das versteckte Gut aus ihnen herauszulocken; auch sie wurden durch besondere Namen unterschieden, so der schwedische Trunk, das Rädeln. Die Plünderer schraubten die Steine von den Pistolen, zwängten an ihre Stelle den Daumen der Bauern; sie rieben die Fußsohlen mit Salz und ließen sie von Ziegen ablecken; sie banden die Hände auf den Rücken, zogen mit durchlöcherter Ahle ein Roßhaar durch die Zunge und bewegten dies leise auf und ab; sie banden ein Seil mit Knöpfen um die Stirn und drehten es hinten mit einem Knebel zusammen; sie schnürten zwei Finger an einander und fuhren mit einem Ladestock auf und ab, bis Haut und Fleisch auf den Knochen verbrannten; sie drängten ihre Opfer in den Backofen und zündeten Stroh hinter ihnen an, dann mußten die Gequälten durch die Flamme kriechen. Ueberall fand sich Gesindel, das sich zu ihnen schlug und die eigenen Nachbarn verrieth. Und das waren die abscheulichsten Qualen noch nicht. Was sie den Frauen und Mädchen, Greisinnen und Kindern zufügten, bleibe verschwiegen. Es gab für ein Weib in offenen Städten und auf dem Lande damals keine Rettung als die zweifelhafte einer schnellen Flucht in eine unsichere Ferne. Die sich nicht vorher retten konnten — und nur wenige vermochten das — verfielen dem Kriege.

So hausten die Heere im Volke, jedes Bett entehrend, jedes Haus beraubend, jede Flur verwüstend, bis der allgemeine Ruin ihnen selbst Verderben brachte. Und dies dreißigjährige Verderben vollendete sich in einer gewissen Steigerung. Die Jahre 1635—1641 sind es, welche die letzte Kraft der Nation vernichten; von da bis zum Frieden liegt eine tötliche

Ermattung auf dem Lande; sie theilt sich den Heeren mit, und gern möchte man erkennen, daß bitteres eigenes Elend auch bei den Soldaten einige Rücksicht auf die Existenz der Bürger und Bauern hervorgerufen habe. Wenigstens kam in die Raubsucht mehr Methode. Die gewandtesten Räuber wurden die Oberbefehlshaber. Als der schwedische General Wrangel die erste Nachricht von dem geschlossenen Frieden erhielt, trieb der Wilde den Eilboten mit Scheltworten von sich, warf seinen Generalshut grimmig auf den Boden und trat ihn mit Füßen: er war noch nicht reich genug; und Graf Königsmark, einst ein armer deutscher Edelknabe, einer der ärgsten Raubvögel, welche durch Deutschland flogen, führte so viele Wagenladungen von Gold und Kostbarkeiten nach Schweden, daß er seiner Familie ein jährliches Einkommen von 130,000 Thalern hinterließ, eine Rente, die im Verhältniß der Preise 325,000 Thalern unseres Geldes entspricht. Selbst da der Krieg beendet war, wurde noch einmal das übrig gebliebene Volk bis zur Verzweiflung angestrengt, die Unterhaltungskosten und Friedensgelder für die stillstehenden Truppen zu zahlen. Dann zerrannen die Heere unter der Bevölkerung.

3.

Der dreißigjährige Krieg.

Die Dörfer und ihre Geistlichen.

Oft hat mir der Soldat
Und zornige Kroat
Das Schwert an's Herz gesetzet
Und mich gar sehr zersetzet,
Doch konnt' ich noch nicht sterben,
Kein Unfall mich verderben.

Mistlaken etlich Maß
Goß man, als in ein Faß,
Mir in den Leib zur Stunden,
Vier Kerels mich festbunden;
Doch konnt' ich noch nicht sterben,
Kein Unfall mich verderben.

In's Wasser ich auch mußt',
Da hatt' ich schlechte Lust,
Man warf mich nein gebunden,
Gott hat mich losgewunden,
Daß ich nicht durft' ersaufen:
Bin wunderlich entlaufen.

Ich war ein Exulant
Dort im Thüringer Land,
Rotleben mich ernährte,
Bis Gott die Pfarr bescheerte
Zum *Heubach*, und der Friede
Erfolgt durch Gottes Güte.

Hier hab' ich Christi Knecht
Die Kirch' bestellet recht,
Das Wort darin gelehret,
Die Bösen abgewehret,
Die Sünder absolviret,
Und treulich informiret.

Aus: „Vier christliche Lieder von Martin Bötzinger.“ (1663. 8.)

Wer die Verwüstung des deutschen Volkes im jammervollen Kriege zu schildern vermöchte, der würde uns selbst und unseren Nachbarn auch auffallende Eigenthümlichkeiten des modernen deutschen Wesens verständlich machen: die merkwürdige Mischung von grüner Jugend und alter Weisheit, von springendem Enthusiasmus und unentschlossener Bedächtigkeit, vor allem, weshalb wir unter den Nationen Europa's noch jetzt nach manchem vergebens ringen, was unsere Nachbarn, nicht edler geartet, nicht stärker organisirt, nicht höher begabt, schon längst als eine sichere Habe besitzen.

Nur unbedeutenden Beitrag zu solchem Verständniß kann das Folgende liefern. An einzelnen Beispielen soll die Zerstörung der Dorfgemeinden und der Städte verständlich gemacht und dabei gezeigt werden, welche Kräfte neben den verderbenden thätig waren, das Uebrigbleibende zusammenzuhalten und die letzte Vernichtung der Nation abzuwehren. Dabei

werden Verhältnisse einer bestimmten Landschaft zu Grunde gelegt, welche durch das Kriegsunglück zwar hart betroffen wurde, aber nicht mehr als die meisten andern Länder Deutschlands, ja nicht so sehr als z. B. die Mark Brandenburg und mehre Territorien des niedersächsischen und schwäbischen Kreises. Es ist die thüringische und fränkische Seite des Waldgebirges, welches in der Mitte Deutschlands als uralte Grenzscheide zwischen dem Norden und Süden gilt, vorzugsweise die jetzigen Herzogthümer Gotha und Meiningen. Die folgenden Einzelheiten sind aus Kirchenbüchern, Gemeindeacten, mehres aus den voluminösen Kirchen- und Schulgeschichten, welche geistliche Sammler im vorigen Jahrhundert herausgaben, entnommen.

Deutschland galt um das Jahr 1618 für ein reiches Land. Selbst der Bauer hatte in dem langen Frieden einige Wohlhäbigkeit erlangt. Die Zahl der Dörfer in Thüringen und Franken war etwas größer als jetzt. Auch die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutzwehr; breiter Graben, Zaun oder Wand von Lehm und Stein umgrenzten oft die Stätte des Dorfes, dann war verboten, Thüren durchzubrechen, an den Hauptstraßen hingen Thore, welche zur Nacht geschlossen wurden. In der Regel war der Kirchhof mit besonderer Mauer geschützt, er bildete mehr als einmal die Citadelle und letzte Zuflucht der Bewohner. Dorf und Flur wurden durch Nacht- und Tagwächter beschritten. Die Häuser waren zwar nur von Holz und Lehm in ungefälliger Form, oft in engen Dorfstraßen zusammengedrängt, aber sie waren nicht arm an Hausrat und Behagen. Schon standen alte Obstbaumpflanzungen um die Dörfer und viele Quellen ergossen ihr klares Wasser in steinerne Tröge. Auf den Düngerstätten der eingefriedeten Höfe tummelten sich große Schaaren vom kleinem Geflügel, auf den Stoppeläckern lagen mächtige Gänseheerden, und in den Ställen standen die Gespanne der Pferde weit zahlreicher als jetzt, wahrscheinlich ein großer starkknochiger Schlag, ver-

bauerte Nachkommen der alten Ritterrosse, sie, die stolzeste Freude des Hofbesitzers, daneben die „Klepper", eine uralte kleine Landrace. Große Gemeindeheerden von Schafen und Rindern grasten auf den steinigen Höhenzügen und in den fetten Riedgräsern. Die Wolle stand gut im Preise und an vielen Orten wurde auf feine Zucht gehalten, die deutschen Tuche waren berühmt und Tuchwaaren der beste Exportartikel. Diese nationale Wolle, das Resultat einer tausendjährigen Cultur, ist den Deutschen im Kriege verloren gegangen. Die Dorfflur lag — wo nicht die altfränkische Flurtheilung in lange Bänder sich erhalten hatte — in drei Felder getheilt, deren Hufen viel gespalten und Beet für Beet sorgfältig versteint waren. Der Acker war nicht ohne höhere Cultur. Ein feinmehliger weißer Weizen wurde in das Winterfeld gesäet. Waid wurde im Norden des Rennstiegs immer noch eifrig und mit großem Vortheil gebaut. Obgleich schon vor dem Kriege der fremde Indigo dem einheimischen Farbestoff Concurrenz machte, konnte der jährliche Gewinn Thüringens durch den Waid doch noch auf drei Tonnen Goldes angeschlagen werden; diese Summe kam zumeist in das Territorium Erfurt und das Herzogthum Gotha; außerdem brachte Anis und Saflor gutes Geld, auch der Kardenbau war altheimisch, und von Oelsaaten wurde Rübsen, wie am Rheine Raps, in die Brache gesäet. Der Flachs ward sorgfältig durch die Wasserröste zubereitet, und die bunten Blüten des Mohnes und die schwanken Rispen der Hirse erhoben sich inmitten der Aehrenfelder. An den Abhängen von warmer Lage aber waren in Thüringen und Franken damals überall Rebengärten, und diese alte Cultur, welche jetzt in denselben Landschaften fast untergegangen ist, muß in günstigen Jahren doch einen trinkbaren Wein hervorgebracht haben, sogar noch auf den Vorbergen des Waldgebirges, denn es werden in den Chroniken einzelne Weinjahre als vortrefflich gerühmt. Auch Hopfen ward fleißig gebaut und zu gutem Biere benutzt. Schon säete

man von Futtergewächsen den Spörgel und die Pferdebohne. Die Wiesen, hochgeschätzt, häufig eingezäunt, wurden sorgfältiger behandelt als zweihundert Jahre später; die Maulwurfshaufen zerwerfen und die Abzugsgräben, ja sogar Bewässerungsgräben ziehen und erhalten, war gewöhnlich. Schon war Erfurt Mittelpunkt eines großen Samenhandels und höherer Gartencultur, auch von Blumen und feinen Obstsorten. Im ganzen war, wenn man verschiedene Zeiten mit einander vergleichen darf, die landwirthschaftliche Cultur um 1618 nicht geringer als etwa um 1818. Es wird sich ergeben, daß auch in andern Beziehungen erst unser Jahrhundert ausgeglichen hat, was seit 1618 verloren wurde. —

Die Lasten, welche auf dem Bauernstande lagen, Servituten und Abgaben, waren nicht gering, am größten auf den adlichen Gütern; aber es gab nicht wenig freie Bauerdörfer im Lande, und das Regiment der Landesherren war weniger hart als im südlichen Franken und in Hessen. Viele geistliche Güter waren zerschlagen worden, viele Domainen und nicht wenige adliche Güter wurden von Pächtern bewirthschaftet, die Zeitpacht wurde ein beliebtes Mittel die Bodenrente zu steigern. Das alles kam dem Bauer zu gute. Freilich der Wildschaden war ein drückendes Leiden, und auf den Gütern des verarmenden Adels war von der alten Hörigkeit noch vieles geblieben. Aber die große Mehrzahl der Landleute war durch die neuen, römisch gebildeten Juristen zu Eigenthümern ihrer Güter erklärt worden: wol der größte Segen, welchen das römische Recht im 16. Jahrhundert den Deutschen gebracht hat. Es ist ein Irrthum, wenn man die Bureaukratie und Schreiberherrschaft als Erzeugniß der neuen Zeit betrachtet, es wurde schon damals viel regiert, und die Dörfer hatten dem herzoglichen Amtsboten, der ihnen die Briefe brachte, schon oft sein kleines Zehrgeld zu zahlen. Schon wurde durch sorgliche Beamte bestimmt, wie viel Feuereimer jeder Ortsnachbar anzuschaffen habe, wie viel Tauben er

halten dürfe, daß die Obstbäume geraupt, die Gräben gereinigt und jährlich eine Anzahl junger Bäume gesetzt werden müsse*). Die Gemeinderechnungen wurden seit fast hundert Jahren ordentlich geführt und von den Landesregierungen beaufsichtigt; auch auf Ortszeugnisse und Heimatscheine ward schon gehalten, und die Gemeinden empfahlen einander nachbarlich in gewählten Ausdrücken ihre Angehörigen, welche aus einem Dorfe nach dem andern zogen. Auch der Handelsverkehr war nicht gering. Durch Thüringen führte fast parallel mit den Bergen eine große Handelsstraße von der Elbe zum Rhein und Main, und am Abfall des Gebirges gegen die Werra lag der große Heerpfad, welcher den Norden Deutschlands mit dem Süden verband. Die Vecturanz auf den kunstlosen Straßen erforderte zahlreichen Vorspann und brachte den Dörfern Verdienst und Kunde aus der fernen Welt, auch manche Gelegenheit Geld auszugeben.

Seit der Reformation waren wenigstens in allen Kirchdörfern Schulen, die Lehrer oft Theologen; auch Schullehrerinnen für die Mädchen fanden sich zuweilen. Es wurde ein kleines Schulgeld gezahlt und ein Theil der Dorfbewohner war in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeweiht. Der Gegensatz zwar zwischen dem Landmanne und dem Städter war damals größer als jetzt, der „dumme Bauer“ war in den Stuben der Handwerker noch immer ein Lieblingsgegenstand unholder Scherze; als charakteristische Eigenschaften wurden ihm Roheit, Einfalt, unredliche Pfiffigkeit, Trunkliebe und Freude am Prügeln nachgerühmt. Aber wie abgeschlossen und arm an wechselnden Eindrücken sein Leben auch damals war, man würde sehr Unrecht thun, wenn man ihn für wesentlich schwächer und untüchtiger hielte, als

*) Z. B. in: Des Raths zu Leipzig Vornewerte Ordnung im Artikul wegen der Dorfschafften. 1596, einer Erbschaft des wirthschaftlichen Kurfürsten August.



er jetzt ist. Im Gegentheil war sein Selbstgefühl nicht geringer und oft besser berechtigt. Wol war seine Unkenntniß fremder Verhältnisse größer; denn es gab für ihn noch keine regelmäßigen Zeitungen und Localblätter, und er selbst war in der Regel nicht weiter gewandert als bis zur nächsten Stadt, wo er seine Producte verkaufte, etwa einmal über die Berge, wenn er Kühe trieb, als Thüringer nach Erfurt auf den Waidmarkt, als Franke vielleicht in's Katholische nach Bamberg mit seinem Hopfen. Auch war er in Tracht, in Sprache und Liedern nicht modisch, wie die Städter, er gebrauchte gern alte derbe Worte, welche der Bürger für unfläthig hielt, er schwor und fluchte alterthümlich und sein Begrüßungsceremoniel war anders verschränkt als in den Städten, aber nicht weniger genau. Doch deshalb war sein Leben nicht arm an Gemüth, an Sitte, selbst nicht an Poesie. Noch hatte der verklingende deutsche Volksgesang einiges Leben und der Landmann war der eifrigste Bewahrer desselben, noch waren die Feste des Bauern, sein Familienleben, seine Rechtsverhältnisse, seine Käufe und Verkäufe reich an alten farbenreichen Bräuchen, an Sprüchen und ehrbarer Repräsentation. Auch die echte deutsche Freude an hübscher Handwerksarbeit, das Behagen an saubern und kunstvollen Erbstücken theilte der Landmann damals mit dem Bürger. Sein Hausgeräth war stattlicher als jetzt. Zierliche Spinnräder, welche noch für eine neue Erfindung galten, sauber ausgeschnittene Tische, geschnitzte Stühle und Wandschränke haben sich einzeln — selten in Thüringen, öfter in Franken — bis auf unsere Zeit erhalten und werden jetzt mit den irdenen Apostelkrügen und ähnlichem Trinkgeschirr von Kunstsammlern angekauft. Groß muß der Schatz der Bauerfrauen an Betten, Kleidern, Wäsche, an Ketten, Schaumünzen und anderem Schmuck gewesen sein, und nicht weniger begehrungswürdig waren die zahlreichen Würste und Schinken im Rauchfang. Auch viel baares Geld lag versteckt in den Winkeln der Truhe oder sorglich in Töpfen und Kesseln

vergraben, denn das Aufsammeln der blanken Stücke war eine alte Bauernfreude, es war seit Menschengedenken Friede gewesen und Waid und Hopfen brachten gutes Geld. Das Leben des Bauern war reichlich ohne viele Bedürfnisse, er kaufte in der Stadt die Nesteln für seine Kleider, den silbernen Schmuck für Weib und Töchter, Würze für seinen sauern Wein und was von Metallwaaren und Geräth in Hof und Küche nöthig war. Die Kleider von Wolle und Leinwand webten und schnitten die Frauen im Hause oder der Nachbar im Dorfe. Der Landmann nahm seine Mütze tief ab vor dem Landesherrn oder vor dem gelehrten Juristen, denn er liebte bereits die gefährliche Aufregung der Processe; aber er wälzte wol auch ihnen gegenüber mit geheimem Stolz die Erinnerung an eine kupferne Ofenblase oder ein paar alte Scherben in sich herum, die er gefüllt mit schweren Joachimsthalern im Milchkeller oder unter seinem Ehebett versteckt hatte.

So lebte der Bauer in Mitteldeutschland noch nach dem Jahre 1618. Er hörte des Sonntags in der Schenke von wildem Kriegsgetümmel hinten in Böhmen, wo die Länder des Kaisers lagen, um den er sich wenig kümmerte. Er kaufte wol von einem verschmitzten Händler ein fliegendes Blatt, oder ein Spottlied auf den verlorenen König von Böhmen; er gab einem zerschlagenen Flüchtling von Prag oder Budweis, der bettelnd an seine Thür kam, von seinem Brot und Käse und hörte die Schauergeschichten desselben mit Kopfschütteln. Der Amtsbote brachte ein Schreiben des Landesherrn in das Dorf, aus dem er sah, daß auch ihm zugemuthet wurde, für neugeworbene Soldaten Geld und Getreide nach der Stadt zu liefern, er ärgerte sich und eilte seinen Schatz noch tiefer zu vergraben. Doch bald wurde ihm deutlich, daß eine schlechte Zeit auch gegen ihn heranziehe, denn das Geld, welches er in der Stadt empfing, wurde sehr roth, und alle Waaren wurden theurer; auch er wurde in die heillose Verwirrung hineingezogen, welche seit 1620 durch das

massenhafte Ausprägen werthlosen Geldes über das Land kam. Er behielt Getreide und Fleisch zu Hause und zog gar nicht mehr nach der Stadt. Aber er bekam doch Händel mit Städtern und seinen Nachbarn, weil auch er das neue Geld bei seinen Zahlungen loswerden wollte und nur gutes altes als Bezahlung annehmen. Sein Herz war voll böser Ahnungen. So ging es bis zum Jahre 1623. Da sah er das Unheil noch von anderer Seite heranziehen. Die Diebstähle und Einbrüche mehrten sich, fremdes Gesindel wurde oft auf den Landstraßen gesehen, Trompeter sprengten mit schlimmen Nachrichten nach den Städten, angeworbenes Kriegsvolk zog prahlerisch und frech vor seinen Hof, forderte Unterhalt, stahl Würste und nahm Hühner im Schnappsack mit. Defensioner, die neu errichtete Landmiliz, trabten in das Dorf, forderten wieder Zehrung, drängten sich zu ihm in Quartier und belästigten ihn mehr als die Spitzbuben, welche sie von seinen Viehställen abhalten sollten.

Endlich begannen — für Thüringen seit 1623 — die Durchmärsche fremder Truppen, und die großen Leiden des Krieges senkten sich auf ihn. Fremdes Kriegsvolk von abenteuerlichem Aussehen, durch Blut und Schlachten verwildert, marschirte in sein Dorf, legte sich ihm in Haus und Bett, mißhandelte ihn und die Seinen, forderte Zehrung, Contribution, außerdem Geschenke, und zerschlug, verwüstete und plünderte doch noch, was ihm vor Augen kam. So ging es fort, seit 1626 mit jedem Jahre schlimmer, Banden folgten auf Banden, mehr als ein Heer setzte sich um ihn herum in Winterquartieren fest, die Lieferungen und Quälereien schienen endlos. Mit Entsetzen sah der Bauer, daß die fremden Soldaten mit einer Spürkraft, die er der Zauberei zuschrieb, aufzufinden wußten, was er tief in der Erde versteckt hatte. Wenn er ihnen aber zu schlau gewesen war, so wurde sein Loos noch schlechter, dann wurde er selbst ergriffen und durch Qualen, welche niederzuschreiben peinlich ist, gezwungen, den

Versteck seiner Schätze anzugeben. Von dem Schicksal seiner Frau und seiner Töchter schweigen wir, das Greuliche wurde so gewöhnlich, daß eine Ausnahme befremdlich war. Und noch andere Leiden folgten. Seine Töchter, seine Magd, sein kleiner Knabe wurden nicht nur viehisch gemißhandelt, sie waren auch in dringender Gefahr, durch Ueberredung oder Gewalt fortgeführt zu werden. Denn jedem Heerhaufen folgte der rohe unselige Troß von Dirnen und Knaben. Aber die Wirthschaft des Landmanns ward noch in anderer Weise verwüstet. Sein Knecht hatte vielleicht einige Jahre die Schläge der fremden Soldaten ertragen, zuletzt lief er selbst unter die, welche schlugen; die Gespanne wurden vom Pfluge gerissen, die Heerden von der Weide geholt und dadurch die Bestellung der Felder oft unmöglich gemacht.

Und doch, wie jammervoll und hilflos seine Lage war, in der ersten Hälfte des Krieges, bis zum Tode Gustav Adolf's, war doch das Schrecklichste noch verhältnißmäßig erträglich. Denn noch war selbst in Plünderung und Zerstörung ein gewisses System, einige Mannszucht hielt wenigstens die regelmäßigen Heerhaufen zusammen, und ein und das andere Jahr verlief ohne große Truppenzüge. Es ist uns möglich, in dieser ersten Zeit zu erkennen, wie viel einzelnen Gemeinden zugemuthet wurde; denn schon saßen in dieser Zeit die Landesbehörden fest in ihren Schreibstuben, und nach den Durchmärschen wurden von den betroffenen Gemeinden gewöhnlich Liquidationen über ihre Leistungen eingefordert, deren Beträge ihnen freilich nicht wieder erstattet wurden. Wer solche Liquidationen in den Gemeindearchiven durchblättert, der wird die Namen berüchtigter Heerführer, die er aus der Geschichte oder aus Schiller's Wallenstein kennt, in sehr realer Verbindung mit den Geschicken eines thüringischen Dorfes finden.

Die Wirkungen, welche ein solches Leben voll Unsicherheit und Qual auf die Seelen der Landleute ausübte, waren

sehr traurig. Die Furcht, eine bebende, klägliche Furcht umzog entnervend die Herzen. Immer war ihr Gemüth voll von Aberglauben gewesen, jetzt wurde mit rührender Leichtgläubigkeit alles aufgesucht, was als Eingreifen überirdischer Gewalten gedeutet werden konnte. Man sah am Himmel die schrecklichsten Gesichter, man fand die Anzeigen furchtbaren Unheils in zahlreichen Mißgeburten, Gespenster erschienen, unheimliche Laute klangen vom Himmel und auf der Erde. In Ummerstadt z. B., Herzogthum Hildburghausen, leuchteten weiße Kreuze am Himmel, als die Feinde einrückten. Als sie in die Kammerkanzlei eindrangen, trat ihnen ein weißgekleideter Geist entgegen und winkte ihnen zurück, und niemand konnte sich von der Stelle rühren. Nach ihrem Abzuge hörte man acht Tage lang im Chor der ausgebrannten Kirche ein starkes Schnauben und Seufzen. — Zu Gumpershausen machte eine Magd großes Aufsehen im ganzen Lande. Sie erfreute sich der Besuche eines kleinen Engels, der sich bald in rothem, bald in blauem Hemdlein vor ihr auf's Bett oder den Tisch setzte, wehe schrie, vor Gotteslästerung und Fluchen warnte und schreckliches Blutvergießen verhieß, wenn die Menschheit nicht das Lästern, die Hoffart und die gestärkten und geblauten Krägen — damals eine neue Mode — abschaffen würde. Wie man aus den eifrigen Protokollen ersieht, welche die geistlichen Herren verschiedener Würden über die Halbblödsinnige aufnahmen, verursachte ihnen nur der eine Umstand Bedenken, weshalb das Engelein nicht sie selbst besuche, sondern eine einfältige Magd.

Neben dem Schrecken zogen Trotz und wilde Verzweiflung in die Seelen. Die sittliche Verwahrlosung nahm im Landvolke furchtbar überhand. Weiber entliefen den Männern, Kinder den Eltern; die Gewohnheiten, Laster und Krankheiten der durchziehenden Heere blieben zurück, selbst wenn die Räuber aus dem verwüsteten und halb zerstörten Dorfe abzogen. Das Branntweintrinken, das seit dem Bauernkrieg in das Volk ge-

kommen war, wurde ein gewöhnliches Laster. Die Achtung vor fremdem Eigenthum verschwand. Im Anfange des Kriegs waren die Nachbardörfer einander noch hilfreich gesinnt. Wenn die Soldaten in dem einen Dorfe Vieh forttrieben und dasselbe bei der nächsten Nachtrast wieder verkauften, so gaben die Käufer den neuen Erwerb oft den frühern Eigenthümern um den Einkaufspreis zurück. Das thaten in Franken selbst katholische und protestantische Ortschaften einander zu Liebe. Allmählich aber begann der Landmann zu stehlen und zu rauben wie der Soldat. Bewaffnete Haufen rotteten sich zusammen, zogen über die Landesgrenze in andere Dörfer und entführten, was sie bedurften. Sie lauerten den Nachzüglern der Regimenter in dichtem Walde oder in Gebirgspässen auf und nahmen oft nach hartem Kampf an dem Leben der Bezwungenen eine rohe Rache, ja sie überboten die Virtuosität der Soldaten in Erfindung von Todesqualen, und es wird wenige Waldhügel geben, in deren Schatten nicht greuliche Unthat von solchen verübt ist, welche dort früher als friedliche Holzfäller und Steinbrecher ihr kunstloses Lied gesungen hatten. Es entstand allmählich ein grimmiger Corpshaß zwischen Soldaten und Bauern, der bis an das Ende des Krieges dauerte und mehr als etwas Anderes die Dörfer Deutschlands verdorben hat. — Auch zwischen den Landschaften und einzelnen Oertern entbrannten Fehden. Hier sei aus der düstern Zeit nur eine harmlose berichtet.

So hatten die Bürger von Eisfeld noch mehre Jahre nach dem Kriege heftige Feindschaft mit dem Kloster Banz wegen zwei wohltönenden Glocken ihrer alten Stadtkirche, des „Banzer" und der „Messe". Ein schwedischer Oberst hatte die beiden Glocken aus Banz abgeführt und dem Städtchen verkauft. Und zweimal, wenn katholische Völker in Eisfeld lagen, waren die Mönche mit Wagen und Seilen hingezogen, ihre Glocken wiederzuholen; aber das erste Mal bekamen die Mönche mit einem gewissenhaften Kroaten der Einquartierung

Händel, weil sie eine Thurmuhr obenein mitnehmen wollten. Der Kroat drang mit dem Säbel auf die frommen Männer ein, und er und seine Kameraden liefen auf den Thurm und läuteten heftig mit den Glocken, so daß die Mönche von Banz für unmöglich fanden, die Glocken herunterzuholen und an ihrer Statt nur die Thurmuhr mitnahmen. Das zweite Mal ging's ihnen nicht besser; endlich nach dem Frieden wurde ihnen als Ersatz eine andere kleine Glocke angeboten. Als sie aber auf dieser den Spruch sahen: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort", gingen sie kopfschüttelnd wieder nach Hause. Endlich verglich Herzog Ernst der Fromme die Sache, nahm als Dank die kleine Glocke für sich selbst und hing sie in Gotha auf dem Friedenstein auf.

Nach Kräften suchten sich die Dörfer vor der Raubgier der Soldaten zu wahren. So lange noch Geld aufzubringen war, machten sie Versuche, durch Zahlung einer Geldsumme an die vorausgesandten Officiere die Einquartierung abzukaufen, und mancher Schurke benutzte solche Furcht und erhob in der Maske eines anmeldenden Fouriers hohe Steuern von den getäuschten Dorfsassen. Auf die Kirchthürme und hohen Punkte der Flur wurden Wachen gestellt, die ein Zeichen gaben, wenn Truppen in der Ferne sichtbar wurden. Dann brachte der Landmann, was er retten konnte, die Frauen und Kinder und leichtbewegliche Habe, eilig in einen entfernten Versteck. Solche Verstecke wurden mit großem Scharfsinn ausgesucht, durch Nachhilfe noch unzugänglicher gemacht, und Wochen, ja Monate lang fristeten dort die Flüchtlinge ihr angstvolles Dasein. Im schwarzen Moor zwischen Gräben, Binsen und Erlengebüsch, in dunkler Waldesschlucht, in alten Lehmgruben und in verfallenem Mauerwerk suchten sie die letzte Rettung. Noch jetzt zeigt an manchen Orten der Landmann mit Theilnahme auf solche Stellen. Zu Aspach in einem alten Thurm ist sechzehn Fuß über dem Boden ein großes Gewölbe mit eiserner Thür, dorthin flüchteten die As-

pacher, so oft kleine Banden auf das Dorf marschirten; für längere Flucht aber hatten sie ein Feld von mehren Äckern, das mit Hainbuchen dicht umwachsen war, darum pflanzten sie Dorngebüsch, welches auf dem fruchtbaren Boden hoch wie Bäume wurde und dicht wie eine Mauer stand. In diesem Verhack, zu dem man nur auf dem Bauche kriechend gelangen konnte, hat sich die Gemeinde oft verborgen. Nach dem Kriege wurden die Dornen ausgereutet und der Boden in Hopfen-, dann in Krautländer verwandelt. Noch heißt ein Theil dieses Grundes „der Schutzdorn". — Waren die Soldaten abgezogen, dann kehrten die Flüchtlinge in ihre Häuser zurück und besserten nothdürftig aus, was verwüstet war. Nicht selten freilich fanden sie nur eine rauchende Brandstätte.

Auch nicht alle, welche geflohen waren, kamen zurück. Die Wohlhabenderen suchten sich und ihre Habe in den Städten zu bergen, wo doch die Kriegszucht ein wenig straffer und die Gefahr geringer war. Viele auch flüchteten in ein anderes Land und wenn dort Feinde drohten, wieder in ein anderes. Die meisten hat sicher das Elend dort nicht weniger hart geschlagen. — Aber auch die im Lande blieben, kehrten nicht alle zur heimischen Flur. Das wilde Leben im Versteck und Walde, die rohe Freude an Gewaltthat und Beute machte die Trotzigsten zu Räubern. Mit rostigen Waffen versehen, die sie vielleicht getöteten Marodeuren abgenommen hatten, führten sie unter den Fichten der Berge ein gesetzloses Leben, als Gefährten des Wolfes und der Krähe, als Wilddiebe und Wegelagerer.

So verminderte sich die Bevölkerung des flachen Landes mit reißender Schnelligkeit. Schon zur Zeit des Schwedenkönigs waren mehre Dörfer ganz verlassen, und um die geschwärzten Balken und das Stroh der zerrissenen Dächer schlichen die Thiere des Waldes und etwa die zerlumpte Leidensgestalt eines alten Mütterleins oder eines Krüppels. Von da nahm das Unheil in solcher Steigerung zu, daß sich

nichts in der neueren Geschichte damit vergleichen läßt. Zu den zerstörenden Dämonen des Schwertes kamen andere nicht weniger furchtbare und noch gefräßigere. Das Land war wenig bebaut worden und hatte eine schlechte Ernte gegeben. Eine unerhörte Theuerung entstand, Hungersnoth folgte, und in den Jahren 1635 und 1636 ergriff eine Seuche, so schrecklich, wie sie seit fast hundert Jahren in Deutschland nicht gewüthet hatte, die kraftlosen Leiber. Sie breitete ihr Leichentuch langsam über das ganze deutsche Land, über den Soldaten wie über den Bauer; die Heere fielen auseinander unter ihrem sengenden Hauch, viele Oerter verloren die Hälfte ihrer Bewohner, in manchen Dörfern Frankens und Thüringens blieben nur einzelne übrig. Was noch von Kraft in einer Ecke des Landes gedauert hatte, jetzt wurde es zerbrochen. — Der Krieg aber wüthete von dieser Schreckenszeit ab noch zwölf lange Jahre. Auch er war schwächer geworden, die Heerhaufen kleiner, die Operationen aus Mangel an Lebensmitteln und Thieren unsteter und planloser; aber wo die Kriegsfurie aufflackerte, fraß sie erbarmungslos weg, was sich noch von Leben zeigte. Das Volk erreichte die letzte Tiefe des Unglücks, ein dumpfes apathisches Brüten wurde allgemein. Von den Landleuten ist aus dieser letzten Zeit wenig zu berichten. Sie vegetiren verwildert und hoffnungslos, aber nur geringe Nachrichten sind in Dorfurkunden, Pfarrbüchern und kleinen Chroniken zu finden. Man hatte in den Dörfern das Schreiben, ja fast die laute Klage verlernt. Wo ein Heer verwüstet hatte und der Hunger wüthete, fraßen Menschen und Hunde von demselben Leichnam, Kinder wurden aufgefangen und geschlachtet. Daß jetzt eine Zeit gekommen war, wo solche, die zwanzig Jahre des Leidens ausgehalten hatten, selbst Hand an sich legten, das lesen wir aus den Berichten der Gesandten, welche Jahre lang vergeblich an dem großen Frieden arbeiteten.

Man mag fragen, wie bei solchen Verlusten und so gründlichem Verderb der Ueberlebenden überhaupt noch ein deutsches

Volk geblieben ist, das nach geschlossenem Frieden wieder Land bauen, Steuern zahlen und nach einem dürftigen Vegetiren von hundert Jahren wieder Energie, Begeisterung und ein neues Leben in Kunst und Wissenschaft zu erzeugen vermochte. Allerdings ist wahrscheinlich, daß sich das Landvolk ganz in schwärmende Banden aufgelöst hätte, und daß die Städte niemals im Stande gewesen wären, ein neues Volksleben hervorzubringen, wenn nicht drei Gewalten den deutschen Landmann vor der gänzlichen Zerstreuung bewahrt hätten: seine Liebe zu dem väterlichen Acker, die Bemühungen seiner Obrigkeit und vor allem der Eifer seines Seelsorgers, des Dorfpfarrers. Des Bauern Liebe zur eigenen Flur, noch jetzt ein starkes Gefühl, welches gegen die wohlthätigsten Ackergesetze feindlich arbeitet, war im 17. Jahrhundert noch um vieles mächtiger. Denn der Bauer kannte außerhalb der eignen Dorfflur sehr wenig von der Welt, und die Schranken, welche ihn von einem andern Lebensberuf und anderer Herren Land trennten, waren schwer zu übersteigen. So lief er mit Zähigkeit immer wieder aus seinem Versteck nach dem zerstörten Hofe und versuchte immer wieder die zerstampften Aehren zusammenzulesen, oder in das niedergetretene Land den wenigen Samen zu streuen, den er sich gerettet hatte. Wenn sein letztes Zugthier geraubt war, spannte er sich selbst an den Pflug. Er hütete sich wohl, seinem Hause ein wohnliches Aussehen zu geben, er gewöhnte sich in Schmutz und Ruinen zu hausen, und verbarg das flackernde Feuer des Herdes vor den raubgierigen Blicken, welche vielleicht durch die Nacht nach einem warmen Neste suchten. Die kärgliche Speise versteckte er an Orte, vor welchen selbst dem ruchlosen Feinde graute, in Gräber, in Särge, unter Totenköpfe. So hauste er unter dem Zwange der Gewohnheit, der allgewaltigen, wie gering auch die Hoffnung war, daß seine Arbeit ihm selbst zu gute kommen werde. Hielt ein Gutsherr tapfer auf seinem Dorfe aus, so begleitete er in den Zeiten der Ruhe bis an die Zähne

bewaffnet seine letzten Zugthiere auf den Acker, bereit, mit ansprengenden Räubern um die Thiere zu kämpfen.

Kaum geringeres Interesse als der Bauer selbst hatten sein Landesherr und dessen Beamte, die Dörfer zu erhalten. Je geringer die Zahl der Steuerzahlenden wurde, desto höher stieg der einzelne im Werth. Von der Residenzstadt aus kümmerten sich die Regierungen durch ihre Amtleute, Vögte und Schösser während des ganzen Krieges um das Schicksal der Dörfer, ja der Einzelnen. Die Actenschreiberei wurde nur in der ärgsten Zeit unterbrochen und immer wieder angefangen. Zeugnisse, Berichte, Eingaben und Rescripte liefen bei all dem Elend hin und her*), Eingaben und Kosten-Liquidationen wurden unermüdlich eingefordert, und manch armer Schulmeister verrichtete gehorsam seinen Dienst als Gemeindeschreiber, während der Schnee durch die ausgeschlagenen Fenster in seine Schulstube hineinwehte, die Gemeindekasse zerbrochen auf der Straße lag und die Dorfgemeinde, deren Rechnungen er schrieb, bewaffnet in den Wald gezogen war, mit finstern ungesetzlichen Anschlägen, welche der Landesregierung niemals berichtet wurden. So unnütz dies Schreiberwesen in vielen Fällen war, es zog doch zahllose Fäden, durch welche der Einzelne an die Ordnung seines Staates gebunden wurde. Und daß der Mechanismus der Verwaltung sich erhielt, war in den Pausen und am Ende des Krieges von größter Bedeutung.

Das beste Verdienst aber um die Erhaltung des deutschen Volkes hatten die Landgeistlichen und ihr heiliges Amt. Zuverlässig war ihr Einfluß in den katholischen Landschaften

*) Der Schösser Johann Martin zu Heldburg berichtet z. B. den 13. September 1640 zu Gunsten des hilflosen Pfarrers und trägt auf dessen Versetzung an, weil in dessen Pfarrdorfe nur noch eine Wittwe nebst noch einer Weibsperson sich aufhalte, und er selbst, der Schösser, könne von den jährlichen Amtsgefällen seines Bezirkes, die sich sonst auf einige hundert Thaler belaufen, jetzt nicht einen Groschen herausbringen.

nicht geringer als in den protestantischen, wenn uns auch wenig Nachrichten darüber geblieben sind, denn die katholischen Dorfpfarrer waren damals ebenso dem Schreiben abhold, als die evangelischen schreibelustig. Doch an der Bildung ihrer Zeit hatten die protestantischen Pfarrer einen weit größeren Antheil. Die deutsche gelehrte Bildung war durch die Reformatoren wesentlich theologisch geworden, und die Dorfgeistlichen repräsentirten diese Intelligenz gegenüber dem adlichen Gutsherrn und den Bauern. Sie waren in der Regel in den alten Sprachen gut bewandert, geübt Latein zu schreiben und elegische Verse zu machen. Sie waren starke Disputirer, wohlerfahren in dogmatischen Streitigkeiten, voll eifrigen Zorns gegen Schwenkfeldianer, Theophrastianer, Rosenkreuzer und Weigelianer, hartnäckig, rechthaberisch, und ihre Lehre war stärker im Haß gegen die Ketzer als in der Liebe gegen ihre Mitmenschen. Ihr Einfluß auf das Gewissen der Laien hatte sie hochmüthig und herrschsüchtig gemacht, und die begabteren unter ihnen kümmerten sich mehr um Politik, als für ihre Tugend gut war. Wenn man einen Stand verantwortlich machen darf für Unvollkommenheiten der Zeitbildung, welche er nicht geschaffen hat, sondern nur repräsentirt, so hatte die lutherische Geistlichkeit eine schwere und verhängnißvolle Schuld an der Verödung des Gemüthes, der unpraktischen Kraftlosigkeit, dem trockenen, langweiligen Formalismus, welche damals im deutschen Leben sehr oft zu Tage kamen. So waren die Geistlichen als Stand weder bequem noch besonders liebenswerth, und selbst ihre Moralität war engherzig und inhuman. Aber all dies Unrecht sühnten sie in den Zeiten der Armuth, der Trübsal und Verfolgung. Und unter ihnen am meisten die armen Dorfpfarrer. Sie waren den größten Gefahren ausgesetzt, den kaiserlichen Soldaten am meisten verhaßt, durch ihr Amt gezwungen, sich dem Feinde bemerkbar zu machen; die Roheiten, welche sie, ihre Frauen und Töchter zu erdulden hatten, trafen tötlich ihr Ansehen in der eigenen Gemeinde.

Ihr Leben wurde durch die Beiträge ihrer Beichtkinder erhalten, sie waren nicht geübt und wenig geeignet, sich durch körperliche Arbeit die Tage zu fristen; unter jeder Verringerung des Wohlstandes, der Sittlichkeit, der Menschenzahl ihres Dorfes hatten sie am meisten zu leiden. Man muß einer sehr großen Mehrzahl von ihnen das Zeugniß geben, daß sie alle diese Gefahren als echte Streiter Christi ertrugen. Die meisten hielten bei ihren Gemeinden aus bis fast zum letzten Mann. Ihre Kirche wurde verwüstet und ausgebrannt, Kelch und Crucifix gestohlen, der Altar durch eklen Unrath beschmutzt, die Glocken vom Thurm geworfen und weggeführt. Da hielten sie den Gottesdienst in einer Scheuer, auf freiem Felde, im grünen Waldversteck. Wenn die Gemeinde zusammenschmolz, daß der Gesang der Zuhörer aufhörte und kein Cantor mehr die Bußlieder intonirte, da riefen sie den Rest ihrer Beichtkinder noch zur Betstunde zusammen. Sie waren stark und eifrig im Trösten und Strafen, denn je größer das Elend war, desto mehr Grund zur Unzufriedenheit fanden sie auch in ihrer Gemeinde. Häufig waren sie die ersten, welche von der Verwilderung der Dorfbewohner zu leiden hatten; Diebstahl und frecher Muthwille wurden am liebsten gegen solche geübt, deren zürnender Blick und feierliche Klage am meisten imponirt hatten. Ihre Schicksale sind daher vorzugsweise charakteristisch für jene eisernen Jahre, und wir sind glücklicherweise in der Lage, gerade von ihnen zahlreiche Aufzeichnungen zu besitzen, oft in Kirchenbüchern, denen sie ihr Leid klagten, während kein Mensch sie hören wollte. Aus solchen Notizen thüringischer und fränkischer Pfarrgeistlichen seien hier nur wenige Beispiele mitgetheilt.

Magister Michael Ludwig war seit 1633 Pfarrer zu Sonnenfeld. Dort predigte er im Walde unter freiem Himmel seiner Gemeinde, ließ sie mit der Trommel statt mit der Glocke zusammenrufen, und Bewaffnete mußten Wache stehn, während er predigte; acht Jahre hielt er so aus, bis seine Ge-

meinde ganz verschwand. Da rief ein schwedischer Oberst den tapfern Mann als Prediger zum Regiment, er wurde später Präsident des Feldconsistoriums bei Torstenson und Superintendent zu Wismar. — Georg Faber, Prediger zu Gellershausen, hielt mit drei, vier Zuhörern Betstunden bei steter Lebensgefahr, stand jeden Morgen um drei Uhr auf, studirte und lernte seine Predigten von Wort zu Wort auswendig, schrieb dabei noch gelehrte Abhandlungen über biblische Bücher.

In den benachbarten Landstädtchen hatten die Geistlichen nicht weniger zu ertragen. In Eisfeld z. B. war seit 1635 Rector Johann Otto, ein junger Mann, der erst gereiratet hatte; er hat acht Jahre in der allerschlimmsten Zeit mit noch einem Lehrer die ganze Schule halten müssen und dabei das Cantorat gratis versehen. Was seine Einnahme gewesen, kann man aus Notizen sehen, die der tüchtige Mann in seinen Euklid geschrieben hat: „2 Tage gedroschen im Herbst. 1 Tag im Holz gearbeitet 1646. 2 Tage gedroschen im Januar 1647. 5 Tage gedroschen im Februar 47. ½ Tag geschnitten. 4 Hochzeitsbriefe geschrieben, item ½ Tag Hafer gebunden, 1 Tag geschnitten" u. s. w. Er dauerte aus und stand seinem Amt zweiundvierzig Jahre in Ehren vor. Sein Nachfolger, der große Lateiner Johann Schmidt, Lehrer des berühmten Cellarius, war unter die Soldaten gerathen und las einst auf der fürstlichen Schloßwache in einem griechischen Dichter; das sah sein Officier mit Erstaunen und meldete es Ernst dem Frommen, der ihn zum Lehrer machte. —

Der Superintendent Andreas Pochmann ebendaselbst war als elternlose Waise mit zwei kleinen Brüdern von den Kroaten geraubt worden. Er rettete sich mit den Brüdern in der Nacht. Später wurde er als lateinischer Schüler wieder von Soldaten aufgefangen, zum Fourierschützen und dann zum Musketier gemacht. In der Garnison aber studirte er fort, fand unter seinen Kameraden Studenten aus Paris und London, mit denen er das Lateinische übte. Einst blieb er als

Soldat krank am Wachtfeuer liegen, unter seinem Aermel die Pulvertasche mit anderthalb Pfund Pulver, die Flamme erreichte den Aermel und verbrannte ihn zur Hälfte; die Pulvertasche blieb unversehrt. Als er aufwachte, sah er sich allein im verlassenen Lager ohne einen Pfennig Geld. Da fand er in der Asche zwei Thaler. Damit schlug er sich auf Gotha zu; auf dem Wege kehrte er zu Langensalza in ein einsames Häuslein an der Mauer ein, eine alte Frau nahm den Todmüden auf und legte ihn auf ein Bett. Es war die Pestwärterin, das Lager ein Pestbett, und die Krankheit wüthete damals in der Stadt: er blieb unversehrt. Wie sein Leben, ist das seiner meisten Zeitgenossen voll von wunderbaren Lebensrettungen, plötzlichen Uebergängen, unerwarteter Hilfe ebenso wie von Todesgefahr, Mangel und häufiger Veränderung des Ortes. Solche Zeiten muß man genauer ansehen, um zu verstehn, wie sich gerade in einer Periode, in welcher Millionen untergegangen und verdorben sind, bei den Ueberlebenden ein fatalistischer Glaube an die göttliche Vorsehung, welche auf wunderbare Weise in das Leben des Menschen eingreift, ausgebildet hat.

Fast aus jedem Kirchdorf kann man Erinnerungen an die Leiden, die Ergebenheit und Ausdauer seiner Pfarrer zusammentragen. Freilich nur die Stärksten überwanden eine solche Zeit, ohne selbst zu verkümmern. Die endlose Unsicherheit, der Mangel an Nahrung und das gesetzlose Treiben der Soldaten und der eigenen Pfarrkinder machten viele auch in ihrer Gesinnung armselig, kriechend, bettelhaft. Ein Beispiel statt vieler. Johannes Elfflein, seit 1632 Pfarrer zu Simau, wurde so arm, daß er Tagelöhnerarbeit thun mußte, Holz im Walde hauen, hacken, graben, säen; zweimal wurde ihm eine Beisteuer aus der Armenbüchse von Koburg, die man bei Kindtaufen aufstellte, zugetheilt. Endlich ließ das Consistorium zu Koburg einen Kelch seiner Kirche verkaufen, damit er sich Brot dafür schaffe. Für ein besonderes Glück hielt

er, als es einmal eine vornehme, adliche Leiche gab. Da bekam er einen guten alten Reichsthaler und ein Viertel Korn. Und als er kurz darauf einem vertrauten Nachbar seinen Hunger klagte und dieser in verzweifeltem Entschluß erwiderte, er wüßte wol, was er in solchem Fall thun würde, da sagte Magister Elfflein in starkem Glauben: „Mein Gott weiß schon Mittel; ehe ich sollte Hunger sterben, eher müßte ein reicher Edelmann sterben, damit ich wieder Geld zu einem Viertel Korn kriegte.“ Und er betrachtete als eine Schickung der Vorsehung, daß dies melancholische Ereigniß bald darauf eintrat. Seine Lage war so jämmerlich, daß sogar die raubgierigen Soldaten in der Nachbarschaft ihren Buben, die sie auf Beute schickten, dringend empfahlen, sie sollten den Pfarrer von Simau in Ruhe lassen, denn der arme Tropf hätte selbst nichts. Endlich bekam er eine andere Pfarre.

An den Quellen der Itz, da wo sich das Gebirge in hoher Terrasse nach dem Main hinabsenkt, liegt das alte Kirchdorf Stelzen, ein heiliger Ort wol schon in der Heidenzeit. Dicht an der Kirche quillt ein Wunderbrunnen aus der Ecke einer geräumigen Höhle, die von uralten Buchen und Linden überschattet war. Bei dem Brunnen stand vor der Reformation eine Kapelle der heiligen Jungfrau, und manchmal waren viele hundert Grafen und Edelleute mit unzähligem Volk als Pilger dort zusammengeströmt. Das Dorf wurde zu Michaelis 1632 ganz ausgebrannt, nur Kirche, Schule und Hirtenhaus blieben stehn. Da schrieb der Pfarrer Nicolaus Schubert an die Behörde im Winter Folgendes: „Ich habe nichts mehr denn meine acht kleine, arme, nackende, hungrige Kinder davon gebracht. Ich wohne ex mandato noch immer in dem sehr alten und wegen Mangel eines Schlots, Bodens u. s. w. gefährlichen Schulhaus, darin ich meines Studirens nicht abwarten und mich nicht behelfen kann. Denn mir fehlen Nahrung, Kleider, longe enim plura deficiunt. — Datum in meiner Elendsburg Stelzen,

den 29. Januar 1633. Unterdienstwilliger und gehorsamer armer verbrannter Pfarrer das.: Nicolaus Schubert." — Er wurde versetzt. Sein Nachfolger, wieder ausgeplündert und durch einen Reiter mit einem Stoßdegen in die linke Hüfte gestochen, wurde auch versetzt; auch ein zweiter Nachfolger konnte sich nicht halten. Seitdem lag die Pfarre fünfzehn Jahre unbewohnt, der benachbarte Pfarrer Götz von Sachsendorf kam aber doch an jedem dritten Sonntag hin und hielt das Amt in dem zerstörten Dorfe. Zwei Jahre lang kam kein Heller in den Kirchkasten und das Klingelsäcklein. Endlich brannte 1647 die Kirche bis auf die kahlen Wände ganz ab. —

Gregor Ewald war Pfarrer zu Königsberg. Im Jahre 1632 brannte Tilly die Stadt ab, Ewald wurde von zwei Kroaten in den Weinbergen gefangen und geplündert; als ein goldener Ring nicht vom Finger abgehn wollte, machten sie Anstalt den Finger abzuschneiden, und hatten endlich die Nachsicht, den Ring nur mit der Haut abzuziehen und tausend Thaler Ranzion zu fordern. Ewald befreite sich dadurch, daß er den einfältigen Soldaten, welcher ihm mitgegeben wurde die Ranzion zu holen, zuerst an eine Kellerthür führte um ihm einen Trunk Wein zu geben, und unter dem Vorwande, den Schlüssel zu holen, entfloh, während der Soldat vor der Kellerthür stehn blieb. Auch er nahm in der Noth eine Bestallung als schwedischer Feldprediger an, lebte nach der Schlacht bei Nördlingen als Exulant ein Jahr in der Fremde, von da kehrte er zu seiner zerfallenen Gemeinde zurück, wo er noch einige Jahre mit seiner Familie Hunger und Elend ertrug.

Unter den biographischen Aufzeichnungen protestantischer Pfarrer ist eine der lehrreichsten die des Franken Martin Bötzinger. Sowol das Dorfleben zur Zeit des Krieges als auch die Verwilderung der Menschen wird aus seiner Erzählung zum Erschrecken deutlich. Bötzinger war kein großer

Charakter, und die kläglichen Schicksale, welche er zu ertragen hatte, haben ihn nicht stärker gemacht. Ja man wird ihm das Prädicat eines recht armen Teufels schwerlich versagen. Dabei besaß er aber zwei Eigenschaften, welche ihn für uns werthvoll machen: eine unzerstörbare Lebenskraft, welche mit nicht geringem Leichtsinn verbunden war, und jenes verzweifelte deutsche Behagen, das auch der trostlosesten Lage immer noch erträgliche Seiten abzugewinnen weiß. Er war ein Poet. Seine deutschen Verse sind, wie die vorgesetzte Probe zeigt, durchaus erbärmlich, aber sie dienten ihm in der schlechtesten Zeit als zierliche Bettelbriefe, durch welche er sich Mitleiden zu verschaffen suchte. So hat er alle Amtleute und Schösser der Parochie Heldburg in einem gewissermaßen epischen Gedicht gefeiert, so die traurigen Verhältnisse von Koburg, wo er eine Zeit lang als Flüchtling verweilte.

Von dem Lebenslauf, welchen er niederschrieb, waren der Anfang und der letzte Theil schon abgerissen, als ihn im Jahre 1730 Krauß seiner Hildburghäusischen Kirchen-, Schul- und Landeshistorie einverleibte. Aus diesem Fragment wird das Folgende treu mitgetheilt. Nur die Reihenfolge der Begebenheiten, welche in seiner Selbstbiographie durcheinander laufen, ist hier nach den Jahren geordnet. — Bötzinger war Gymnasiast zu Koburg, während der Kipperzeit Student zu Jena gewesen, wurde 1626 Pfarrer zu Poppenhausen. Im Frühjahr 1627 war der junge Pfarrer im Begriff, Herrn Michael Böhme's, Bürgers und Raths zu Heldburg, einzige Tochter Namens Ursula zu freien.

„Als nun Anno 1627, Dienstag nach Jubilate, alle Präparatoria dazu gemacht waren, kamen an eben solchem Tag 8000 Mann sachsen-lauenburgisches Volk nebst dem Fürsten selbst vor Heldburg, schlugen ein Feldlager auf dem Samen, verderbten in acht Tagen die Stadt und das Amt dermaßen, daß weder Kalb noch Lamm, weder Bier noch Wein mehr zu bekommen war. Es wurde aus allen Aemtern Pro-

viant zugeführet, und konnten dennoch kaum die fürstlichen Officiere und Beamten unter ihnen aushalten. Wurden wegen Kälte, so einfiel, in die Stadt und Dorfschaften etliche Tage eingelegt. Da bin ich zu Poppenhausen im Pfarrhaus das erste Mal geplündert worden. Denn ich hatte nicht allein nichts verwahret, sondern vielmehr zugeschicket, als wenn ich einen ehrlichen Gast oder Officier herbergen wollte. Kam um mein Weißzeug, Bettgeräth, Hemden u. s. w. Denn ich wußte noch nicht, daß die Soldaten Mauser sind und alles mitnehmen. Es mußte der Landesfürst, Herzog Casimir, selber nach Heldburg reisen, er stellte dem Lauenburger ein fürstliches Banquet an, schenkte ihm etliche stattliche Rosse und achttausend Thaler, damit er ihn nur hinwegbrächte. Nach diesem Unglück fand sich allenthalben der Segen Gottes wieder ein zur Verwunderung. Denn die Wintersaat war wegen der Hütten, Quartiere und Feuer, deren viel tausend zu sehen waren, in Grund weg, viel tausend Hütten, viel hundert Schock Stroh und anderes waren da beisammen, sie machten mehr eine Wüste als Acker aus. Gleichwol wuchs aus diesen gebrannten Hüttenstätten und Gruben so eine dicke Saat, daß in demselben Jahr ein Ueberfluß an Winterfrucht war. Miraculum! — So gewann meine Hochzeit ihren Fortgang am Dienstag nach Exaudi, und ward gehalten auf dem Rathhaus. —

Fünf Jahre lang war ein ruhiger Stand im Lande bis Anno 1632, außer daß mancher kaiserlicher Zug zu zwei, drei und mehr Regimentern hin- und herzog, die im Amt Heldburg auch oft Quartier nahmen und ausmergelten. Ich hatte zu Poppenhausen keine Noth. Wollte wünschen, daß ich's jetzo so gut hätte, als ich's vorm Krieg gehabt. Da aber das Feuer des Krieges wollte ankommen, reformirten die benachbarten Bischöfe stark, schickten Jesuiten und Mönche mit Diplomatibus in's Land, repetirten die geistlichen Güter und Klöster. Die Fürsten hatten ihre Defensioner hin und wieder, welche

bisweilen im benachbarten Papstthum mauseten und dort die Hornissen aufstöberten. Ein jeder Verständige konnte wol merken, die Sache würde ärger werden. Es flüchteten auch die Edelleute, ihre Pfarrer, Vögte ꝛc. das Ihrige in unsere Städtlein und Dörfer, hofften sicherer zu sein als in ihren Orten.

Anno 1631 Michaelis kam König Gustavus aus Schweden plötzlich über den Wald, als wenn er flöge. Königshofen und viel andere Orte bekam er ein, und es ging sehr bunt daher. Unsere vom Adel warben dem König Volk, welches im Mausen und Rauben just so arg war als die Feinde. Sonderlich nahmen sie den benachbarten Katholischen ihre Kühe, Pferde, Schweine, Schafe, und trieben sie gen Heldburg, da war ein Gekauf, eine Kuh für einen Ducaten, ein Schwein für einen Thaler. Und oft liefen die Papisten her und sahen, wie und wer ihr Vieh kaufte, sie lösten es auch selber oft wieder ein. Es wurde ihnen aber so oft genommen, daß sie des Lösens müde wurden, und waren die armen benachbarten Papisten übel dran. Wir allhier zu Poppenhausen verwahrten ihnen aus Nachbarschaft ihr Bißchen Habe in Kirche und Häusern, soweit es helfen wollte. Da sich aber Anno 1632 das Blatt wandte, und die drei Generäle, Friedländer, Tilly und Baierfürst, Koburg und das Land einnahmen, halfen die benachbarten Papisten rauben und brennen, und fanden wir bei ihnen keine Treue noch Sicherheit.

Als man am Abend vor Michaelis die große Kartaune von Koburg hörte, als Losungsschuß, daß der Feind ankäme und sich jeder in Acht nähme, zog ich mit all denen, so ich etliche Wochen geherbergt, nach Heldburg, wohin ich schon mein Weib und Kind geschickt hatte. Die Stadt hielt ihre Wache, meinete nicht, daß es so übel würde daher gehn. Bürgermeister und etliche des Raths rissen aus, mein seliger Schwiegervater war Verwalter über Pulver, Blei und Lunten, daß er der Wache ihre Nothdurft austheilte, er mußte wol

in der Stadt bleiben. Ich hatte mit Weib und Kindern Lust aus der Stadt zu ziehen, er aber wollte mich nicht, viel weniger seine Tochter aus der Stadt lassen, hieß uns zu Haus bleiben; er hatte einen ziemlichen Beutel mit Thalern gefüllt, damit gedachte er sich im Unfall los zu machen. Aber es war der Mittag am Fest Michaelis noch nicht recht heran, da präsentirten sich vierzehn Reiter, man meinte, es wären Herzog Bernhard's Völker, aber es war sehr weit gefehlet. Diese mußte man nun einlassen ohne allen Dank. Ihnen folgten bald etliche Fußgänger, welche zum Anfang alles durchsuchten und schlugen und schossen, wer nicht pariren wollte. Mitten auf dem Markt hatte einer von diesen vierzehn meinen Schwiegervater mit einem Pistol vor den Kopf geschlagen, daß er wie ein Ochs niedergefallen. Der Reiter ist abgestiegen, hat ihm die Hosen visitiret, und haben unsere Bürger, so auf dem Rathhaus gewesen, gesehen, daß der Dieb einen großen Klumpen Geld herausgezogen. Als dem Schwieger die Betäubung von dem Schlag vergangen und er aufgestanden war, mußte er mit in das Sternwirthshaus, wo sie zwar zu essen fanden, aber nichts zu saufen; da sprach er, er wolle heim und zu trinken bringen. Weil sie nun gedachten, er möchte ihnen ausreißen, nahmen sie das Zinn und Essen alles mit und kamen in mein Haus. Es währte nicht lange, so forderte einer Geld; da er sich nun entschuldigte, stach ihn der Tropf mit seinem eigenen Brotmesser in Gegenwart meines und seines Weibes, daß er zu Boden sank. Hilf Gott! wie schrie mein Weib und Kind. Ich stak in des Baders Haus über dem Ställchen im Stroh, sprang herab und wagte mich unter sie. Wunder war, daß sie mich in der Harzkappe*) nicht fingen. Ich nahm meinen Schwiegervater, der da wie ein Trunkener taumelte, und trug ihn in die Badestube, daß er verbunden würde. Ich mußte zusehen,

*) Kittel, Ueberwurf ohne Aermel, damals Haustracht der Geistlichen.

daß einer eurer Mutter*) die Schuh und Kleider auszog, und dich, Sohn Michael, auf den Armen trug. Hiermit räumten sie das Haus und die Gasse. Ich wagte mich weiter, ging durch des Baders Höflein in meines Schwähers Kammer, trug Kissen und Betten hinüber, worauf wir ihn legten. Noch weiter mußte ich's wagen, ich ging in den Keller, darin sein Bruder, Herr Georg Böhme, Pfarrer zu Lindenau, in drei Stückfässern zwei Fuder guten Wein liegen hatte, ich sollte für den Schwiegervater einen Labetrunk holen; aber die Fässer waren oben so fleißig und dichte zugemacht, daß, wenn ich gleich den Zapfen herausholte, doch nichts herauslaufen wollte, ich mußte gar lange vor dem Zapfen mit großer Gefahr stehn, ehe ich einen Löffel voll bekam. Kaum war ich hinüber, so kommt ein Schelm in die Badstube, wirft den Kranken vom Bett und sucht alles aus. Ich hatte mich kaum verkrochen unter die Schwitzbank, wo ich wohl zu schwitzen bekam, denn am vorigen Tage war Badetag gewesen.

Weil nun in der Stadt ein Metzeln und ein Niederschießen stattfand, auch niemand sicher war, kamen in einer Stunde unterschiedliche Bürger, wollten sich verbinden lassen. Da gab mein Schwiegervater zu, daß ich ein Loch suchte und aus der Stadt käme, mein Weib und Kinder aber wollte er nicht mit mir lassen. Also ging ich auf die Schloßgärten zu, und kam an der Höhe hinter das Schloß, daß ich gen Holzhausen und Gellershausen zu sehen konnte, ob's sicher wäre. Da fanden sich Bürger und Weiber zu mir, an mir einen Trost zu haben und mit mir zu reisen. Ich kam also über den Hundshanger Teich in's Holz, und wollte auf den Strauchhahn zu. Als wir nun bei den Heideäckern waren, ritten acht Reiter, es waren Kroaten, oben auf der Höhe. Da sie unser gewahr wurden, errannten sie uns eilends. Zwei Bürger, Kührlein und Brehme, entkamen, ich mußte am meisten

*) Bötzinger erzählt seinen Kindern.

aushalten. Sie zogen mich aus, Schuhe, Strümpfe und Hosen, und ließen mir nur die Kappe. Mit den Hosen gab ich ihnen meinen Beutel mit Geld, den ich vor drei Stunden hinten in die Hosen gesteckt und so vor den ersten Mausern erhalten hatte. Die Noth war so groß, daß ich nicht an meinen Beutel dachte, bis ich ihn das letzte Mal sah. Sie forderten tausend Thaler, darnach fünfhundert, endlich hundert für mein Leben, ich sollte mit in ihr Quartier, und mußte barfuß eine Stunde lang mit laufen. Endlich wurden sie gewahr, daß ich ein Pap oder Pfaff wäre, welches ich auch gestand; da hieben sie mit ihren Säbeln auf mich hinein, ohne Discretion, und ich hielt meine Arme und Hände entgegen, habe durch Gottes Schutz nur eine kleine Wunde unten an der Faust bekommen. Etliche gaben den Rath mich zu entmannen, der Obrist aber, ein stattlicher Mann, wollte es nicht zugeben.

Unterdessen wurden sie einen Bauer gewahr, welcher sich in den Büschen besser verkriechen wollte. Es war der reiche Caspar von Gellershausen, auf solchen ritten sie alle zu, und blieb nur einer bei mir, welcher ein geborener Schwede und gefangen worden war. Dieser sagte zu mir: „Pape, Pape, leff, leff, du müst sonst sterfen.“ Item, er wäre gut schwedisch. Ich faßte Vertrauen zu dem Rath und bat ihn, wenn ich liefe, sollte er mir zum Schein nachreiten, als wenn er mich einholen wollte. Und also geschah es, daß ich den Kroaten entkam. Der reiche Caspar aber mußte an jenem Ort elend sterben. Denn als er sich nicht ausziehen wollte, welches ich wol sah, haben sie ihm die Kniekehlen entzwei gehauen. Darüber ist er an diesem Ort liegen geblieben, und wurde nach Abzug der Feinde gefunden. Ich aber lief im groben Eichenholz ungefähr eine ganze Stunde fortwährend, konnte keinen dicken Busch ersehen, worin ich mich verbergen konnte, fiel endlich gar in eine Wasserlache, durch welche eine eichene Wurzel gewachsen war. Ich war so matt vom Laufen, daß

ich nicht weiter konnte, das Wasser fing an s. v. mir zu entgehn, und ich konnte nicht aufhören, meinte, die Blase wäre mir zersprungen. Mein Herz pochte auch so sehr, daß ich nicht wußte, ob ich den Pferdehufschlag hörte, oder ob's mein Herz wäre.

Also saß ich, bis es Nacht wurde, stand auf und ging immer dem dicken Gebüsch nach, so kam ich heraus, daß ich gen Seidenstadt hinaussehen konnte. Ich schlich mich in's Dorf und weil ich Hunde bellen hörte, hoffte ich Leute zu Haus anzutreffen, aber da war niemand, ich ging deswegen in einen Stadel und wollte mich zu Nacht auf dem Heu behelfen. Da schickt Gott, daß die Nachbarn, die im Strauchhahn sich verkrochen gehabt, eben hinter diesem Stadel zusammenkommen und berathen, wo sie sich wieder sammeln und wo sie hingehn wollen. Das konnt' ich deutlich hören, stieg deswegen herab und ging auf das Haus zu; da war der Bauer grad hinein, hatte ein Licht angezündet, stand im Keller und rahmte die Milch ab, die er essen wollte. Ich stand oben am Loch, redete ihn an und grüßte ihn, er sah auf und sah den untern Theil des Leibes, nämlich das Hemd und nackte Beine, und oben schwarz. Er erschrak sehr, als ich ihm aber sagte, daß ich Pfarrer zu Poppenhausen und von Soldaten ausgezogen wäre, trug er die Milch herauf, und ich bat ihn, daß er mir bei seiner Nachbarschaft von Kleidern etwas zu wege brächte, ich wollte mit ihnen, wohin sie auch gehn würden. Er ging aus, unterdessen machte ich mich über seinen Milchtopf und leerte ihn ganz aus. Es hat mir mein Lebtag keine Milch so wohl geschmeckt. Er kam nebst andern wieder, und brachte mir einer ein Paar alte lederne Hosen, die von Wagentheer sehr übel rochen, ein anderer ein Paar alte Riemenschuhe, ein anderer zwei Strümpfe, einen grünen und einen weißen wollenen. Diese Livrée schickte sich weder für einen Reisenden, noch für einen Pfarrer. Dennoch nahm ich's mit Dank an, konnte aber in den Schuhen

nicht gehn, denn sie waren hart gefroren. Die Strumpfsohlen waren zerrissen, und ich ging also mit ihnen mehr barfuß als beschuhet gen Hildburghausen. Wenn wir uns umsahen, so sahen wir, wie es im Itzgrund an vielen Orten lichterloh aufbrannte. Damals ging auch Ummerstadt, Rodach, Eisfeld, Heldburg im Feuer zu Grunde.

Ich machte mit meiner Ankunft ein solches Spectakel, Schrecken und Furcht zu Hildburghausen, daß sich niemand — da doch viel tausend Fremde dahin gekommen waren — sicher wußte, obgleich die Stadt starke Wache hielt. Mir aber war nur die Sorge, wie ich ein ehrliches Kleid, Strümpfe, Schuhe rc. bekommen möchte, ehe wir von da ausrissen. Ging deswegen unbeschuhet zu Herrn Bürgermeister Paul Waltz, zum Diaconus rc., und bat mir etwas zu schenken, damit ich mich ehrlich bedecken möchte. Herr Waltz schenkte mir einen alten Hut, der war fast eine Elle hoch, deformirte mich mehr als etwas anderes; gleichwol setzte ich ihn auf. Herr Schnetters Eidam, jetzt Diaconus zu Römhild, schenkte mir ein Paar Hosen, die über den Knien zugingen, die waren noch gut, Herr Dressel ein Paar schwarze Strümpfe, der Kirchner ein Paar Schuhe. Also war ich staffiret, daß ich ohne Scham unter so viel tausend fremden Leuten, die in der Stadt Sicherheit suchten, und unter den Bürgern mich durfte sehen lassen. Der Hut aber deformirte mich gar sehr, drum trachtete ich auf Gelegenheit, wie ich einen andern überkommen möchte. Es trug sich aber zu, daß das ganze Ministerium, Schulcollegen und Rath sich heimlich vereinigt hatten, daß sie ohne Wissen der gemeinen Bürgerschaft Nachts neun Uhr die Thore wollten öffnen lassen und davon gehn mit Weib und Kind. Dies erfuhr ich, ging deswegen in des Herrn Stadtschreibers Behausung, wo die Herren sich alle versammelten; niemand aber wollte meiner achten noch mich kennen. Ich setzte mich allein über einen Tisch im Finstern, da wurde ich gewahr, wie ein fein ehrbarer Hut am Nagel hing. Ich dachte, wenn

dieser bei ihrem Aufbruch hängen bliebe, so wäre es mir gut. Geht doch ohnedies alles zu Grunde nach dem Abzug. Und was ich wünschte und gedachte, das gerieth mir. Es ging an ein Scheiden, Heulen und Valediciren, ich legte den Kopf auf den Tisch wie ein Schlafender. Als nun fast jedermann im Abziehen war, hängte ich den langen Störcher an die Wand, that einen Tausch und ging mit den andern Herren hinaus in die Gasse.

Da war diese Verabredung unter den Leuten offenbar geworden. Und unzählig viele Leute saßen mit ihren Packeten auf der Gasse, auch viele, viele Wagen und Karren waren angespannt, die alle, als das Thor aufging, mit fortwanderten. Als wir in's freie Feld kamen, sahen wir, daß die guten Leutchen sich in alle Straßen vertheilten. Da wurden viel tausend Windlichter gesehen, diese hatten Laternen, diese Strohschauben, andere Pechfackeln. In Summa etliche tausend Leute zogen in Traurigkeit fort. Ich und mein Haufe kamen um zwölf Uhr Mitternacht gen Themar, welche Stadt sich mit uns auch aufmachte, so daß wir abermals etliche hundert mehr wurden. Der Marsch ging auf Schwarzig, Steinbach zu, und als wir gegen Morgen in ein Dorf kamen, da wurden die Leute erschreckt, daß sie Haus und Hof auch zurückließen und mit uns fortzogen. Wir waren etwa eine Stunde in der Herberge gewesen, so kam schon Post, daß die Kroaten diesen Morgen wären zu Themar eingefallen, hätten die Fuhrmannsgüter oder Geleit aufgehauen, geplündert, dem Bürgermeister den Kopf aufgespalten, die Kirche ausgeplündert, auch die Orgelpfeifen auf den Markt herausgetragen &c. Da war's hohe Zeit, daß wir gewichen waren. Hildburghausen aber hat sich darnach mit einer großen Summe Geldes und seinen Kelchen ranzioniren müssen, sonst wäre die Stadt auch eingeäschert worden, wie andere Städte. Auf dieser Wanderschaft bekam ich auch ein Paar Handschuh, Messer und Scheide verehret.

Das währte etwa fünf oder sechs Tage, da kam die Post,

die Feinde wären von Koburg aufgebrochen. Jetzt konnte ich nicht länger bleiben. Ich lief geschwind auf Römhild zu, wo mein Herr Gevatter Cremer Amtsschreiber war. Mußte Herrn Amtmann referiren, wie mir's gegangen. Nur dieses Städtlein blieb ungeplündert. Herr Amtmann ließ Feuer unter sie geben, und Gott erhielt durch des Amtmanns Vorsicht dies Städtlein. Unterdeß wurde Römhild ganz voll Exulanten, die theils bekannt theils unbekannt waren. Ich achtete aber damals keiner Gesellschaft, überlief viel hundert Menschen und kam als erster nach Heldburg zurück, gerade da man die Erschlagenen auf einem Karren auf den Gottesacker führte. Als ich solches sah, ging ich auf den Gottesacker, und fand siebenzehn Personen in einem Grab liegen, darunter waren drei Rathspersonen, eine mein Schwiegervater, der Cantor, etliche Bürger, der Hofmeister, Landknecht und Stadtknecht. Waren alle gräulich zugerichtet. Nach diesem ging ich in meiner Schwiegerin Haus, da fand ich sie krank und vom Rädeln, Zwicken mit Pistolschrauben so übel zugerichtet, daß sie mir kaum Rede geben konnte. Sie gab sich darein, sie müßte auch sterben. Darum befahl sie, ich solle mein Weib und Kinder, welche der Feind mitgenommen, suchen lassen. Es waren aber die Kinder, du, Michel, anderthalb und deine älteste Schwester fünf Jahre alt. Gern hätte ich zu Heldburg etwas gegessen, es war aber weder zu essen noch zu trinken da. Laufe deswegen hungrig und erschrocken auf Poppenhausen zu, dort nicht allein mich zu erquicken, sondern auch Boten zu schaffen, die mein Weib und Kinder suchten und auslösten. Aber da erfahre ich, daß auch Poppenhäuser Kinder wären weggenommen worden, daß der Marsch auf viele Straßen gegangen, dazu ein Bote Leibes und Lebens unsicher wäre. Unterdessen bereiteten meine Pfarrkinder zu Poppenhausen eine Kuh, welche den Kriegsleuten entlaufen war, diese erwartete ich mit hungrigem Magen. Da aßen wir Fleisch genug ohne Salz und Brot. Ueber die Mahlzeit kam mir Post, mein Weib wäre

gekommen, welches auch wahr und also zugegangen war. Sie war von etlichen Musketieren mitsammt ihren zwei Kindern mitgenommen worden bis Altenhausen, dort war sie aus Furcht der Ehre mit zwei Kindern über die Brücke in's Wasser gesprungen. Da war sie nun von den Soldaten selbst wieder herausgezogen und mit in's Dorf gebracht worden, wo sie in der Küche die Abendmahlzeit zuschicken helfen mußte. Unterdeß kommt ein Haufe anderer Soldaten, die höher und mehr waren, und trieben diese aus dem Quartier. Da bekommt mein Weib Gelegenheit zu entlaufen. Drehet sich aus und läßt die zwei Kinder im Haus unter den Soldaten. Eine arme Bettelfrau führet sie durch heimliche Winkel aus dem Dorfe und bringt sie in's Holz in eine alte Spelunke, darin sie die Nacht und den andern Tag bis gegen Abend verbleibt. Diesen Tag brach das Volk aus allen Quartieren auf, also machte sich meine Frau auf und kam gesund und in Ehren zu mir, daß wir alle froh waren und Gott dankten. —

Wie es aber zu Heldburg unterdeß mit Mord, Brand 2c. hergegangen, will ich auch melden. Die Stadt Heldburg hatte Defensioner und Ausschuß, und es war decretirt, wenn Truppen vom Feind ankämen, die Stadt zu defendiren. Denn man hoffte immer, Herzog Bernhard's Völker sollten nicht weit sein und das Land entsetzen. Als nun die Stadt angezündet ward, eilet mein Herr Schwiegervater mit vielen anderen Bürgern und Bürgersleuten aus der Stadt, und kommt mit meinem Weib und zwei Kindern in der Nacht nach Poppenhausen, mein Weib richtet ihm ein recht Krankenbettlein zu. Denn es war von Edelleuten und Vögten mein Pfarrhaus mit allerlei Hausgeräth in der Flucht vollgestopft. Und obgleich Mauser darin gewesen, war doch noch genug da. Des Tags darauf kommt ein ganzer Haufe Reiter in's Pfarrhaus, examiniren die Meinigen, lassen sie aber passiren, weil ein Beschädigter da lag, bestellen die Nachtmahlzeit, ziehen fort auf's Beuten, kommen gegen Abend und bringen allerlei

Raub. Da muß man sieden und braten, es helfen auch die benachbarten Weiberlein weidlich dazu. Da die Reiter aber aufbrechen, rathen sie meinem Schwiegervater, er solle nicht wohl trauen, dieser Lärm werde noch acht Tage dauern, und weil die Straße daher ginge, möchte er und seine Tochter Gewalt erfahren, drum sollte er, weil die nächsten Dörfer papistisch wären, sich in ein anderes Dorf machen. Das thut mein Schwiegervater und geht bei Nacht und Nebel gen Gleichmuthausen, Sicherheit zu haben; aber die gottlosen Nachbarn bringen ein Geschrei aus, daß die Reiter die lutherischen Leute verbrennen und erschlagen wollten. Sie thaten's aber zu ihrem Vortheil, denn die Papisten liefen mit den Reitern in unsere Dörfer und Häuser, stahlen gerade so sehr als andere. Da wollte mein Schwiegervater auch dort nicht länger verbleiben, er ging mit den Seinigen in's Einödder Holz und blieb da Tag und Nacht. Machte sich darnach hervor, daß er auf die Heldburger Straße gegen Einöd sehen konnte. Als er nun eines Tages niemand sonderliches auf der Straße weder fahren noch reiten sah und auch das kleine Glöcklein hörte — so man pflegt zu läuten, wenn man Kinder tauft — gedachte er, es wäre so, schleicht der Stadt näher zu und sieht den ganzen Weg nichts hinderliches. Sobald er aber in die Stadt kommt, wird ihm nachgelauscht, wo er einkehre. Da kommt ein ganzer Haufe vom Troß, und führt ihn und mein Weib und die Schwiegerin in Herrn Göckel's Haus. Ach, da war ein Banquetiren und Gesaufe! Als er nun angestrengt wird Geld zu geben, und allerlei vorwendet, haben sie ihm mit Talglichtern seine Augen, Bart und Maul scheußlich geschmieret und versenget, mein Weib aber unverschämt in der Stube vor jedermann wollen nothzüchtigen, welches aber so sehr schrie, daß ihre Mutter mit Gewalt in die Stube sprang, und sie durch die Stubenthür, welche zwar zu, aber in welcher das untere Feld mit Leisten künstlich eingemacht und zerbrochen war, hinausschlüpfte. Da hat sich der Koch

über sie erbarmt und sie aus dem Haus geführt, und als ihm mein Weib etliche Ducaten, welche sie acht Tage lang vorn im Ueberschlag an ihrem Aermel erhalten, gegeben, hat er meinen Schwiegervater, aber übel zugerichtet, ihr zugestellt. Also sind sie mehr tot als lebendig aus der Stadt gegangen, und weil er der Mattigkeit halber nicht weiter kommen mögen, in's Siechhaus. Da hielten sich nicht allein die armen siechen Leute auf, sondern auch viele ehrbare Bürger und Weiber, in Hoffnung an diesem Ort sicherer zu sein. Aber weit gefehlt. Obgleich mein Schwiegervater dem Tode nahe auf ein Bett gelegt worden und jedermann sah, wie blutig und übel er zugerichtet war, dennoch ist er hin und her geschleppt und ohne Zweifel von losen Leuten verrathen worden, daß er ein Reicher wäre. Meine Schwieger hat man gerädelt, mein Weib und Kinder in die Stadt gefangen geführt, sie hat den Soldaten Hemden machen sollen. Als sie nun auf dem Kirchhofe sitzet, und ihr einer ein Stück Leinwand bringet, sie soll's zerschneiden, spricht er zu seinen Kameraden: „Geh hin, mache den Bauer (meinen Schwiegervater meinend) vollends tot.“ Dieser geht hin, kommt bald wieder und hat in seinen Armen meines Schwiegervaters Hosen und Wamms, und spricht zu meiner Frau: „Dein Vater ist fertig.“ O Grausamkeit! — Als die Mauser genug aus der Kirche gemauset hatten an Kleidern und weißem Zeug, zogen sie aus der Stadt und mußte mein Weib mit ihnen, es wäre ihr lieb oder leid. —

Nicht lange darnach bekamen sie vor Leipzig und Lützen ihren Lohn dafür, wie an andern Orten zu lesen. Nach diesem zog man allenthalben wieder nach Haus, und fanden sich die Leute wieder. Aber das Schaf- und Rindvieh war alles weg. Ich erhielt mehr nicht als drei Kälber von acht Stück, ohne die achtundvierzig Schafe, die mit der ganzen Heerde wegkamen.

Im 1633sten Jahre starb und ward begraben Herzog

Johann Casimir eben an dem Tage, da dem Gustav, König in Schweden, in diesem Land seine Leichenpredigt gethan ward. War solche Zeit ein sehr großes Rauben und Plündern, auch von Herzog Bernhard's Völkern, deren neun Regimenter im Itzgrund lagen, damit man in Sicherheit den fürstlichen Leichnam begraben konnte.

Anno 1634 war es noch viel ärger, und man merkte wol, daß in kurzem alles drüber und drunter gehn würde. Darum that ich aus dem Weg, was ich konnte, gen Stelzen zum Pfarrer, meine Betten, zwei Kühe und Kleider 2c.; aber es ging im Herbst, nachdem Lamboy sich eingelagert, alles an allen Orten darauf, und kostete mich das Winterquartier in fünfunddreißig Wochen mehr als fünfhundert Gulden, wie ich's dem Hauptmann Krebs liquidiren mußte. Hatte in meinem Hause elf Personen, ohne Troß und Mägde. Es ist nicht zu beschreiben, was ich, mein Weib und Kinder die Zeit über haben leiden und ausstehn müssen. Konnte endlich nicht länger vor ihnen sicher sein, machte mich krank aus dem Staube, kam nach Mitwitz und Mupperg, wo ich eben so wenig Ruhe hatte, als zu Heldburg. Sonderlich quälete mich meine Stiefmutter (sie ist vom Donner erschlagen worden), sie konnte mich nicht sehen in meinem Exil bei meinem alten Vater. Mußte mich nach Neustadt machen zu Herrn Rector M. Val. Hoffmann, jetzigem Superintendent. Aber ich war nicht allein sehr arm, sondern auch täglich kränker, weswegen ich nur gedachte, wie ich wieder gen Poppenhausen oder Heldburg käme und da stürbe. Denn ich war meines Lebens ganz müde.

Wunderlich kam ich in Finsterniß und Nacht durch die Wege und Dörfer, da es noch allenthalben unsicher war, und endlich nach Poppenhausen. Da waren meine armen Pfarrkinder und Schulmeister ja so froh, als wenn unser Herrgott gekommen wäre. Es war aber solch große Mattigkeit und Mangel, daß wir den toten Leuten ähnlicher sahen

als den lebendigen. Viele lagen schon aus Hunger darnieder, und mußten gleichwol alle Tage etliche Male Fersengeld geben und uns verstecken. Und obgleich wir unsere Linsen, Wicken und arme Speise in die Gräber und alten Särge, ja unter die Totenköpfe versteckten, wurde es uns doch alles genommen. — —

Damals mußten die noch lebendigen Leute von Haus und Hof gehn oder Hungers sterben. Wie denn zu Poppenhausen die meisten begraben wurden. Es blieben etwa noch acht oder neun Seelen, die Anno 1636 vollends darauf gingen oder entwichen. Dieselbe Gelegenheit hatte es auch mit Lindenau, welche Pfarre mir 1636 vicariatsweise vom fürstlichen Consistorium anbefohlen war. Ich konnte keine Einkünfte genießen. Aepfel, Birnen, Kraut und Rüben war meine Besoldung. So bin ich von Anno 1636 bis 1641 auch der Lindenauer Pfarrer gewesen. Ich ließ zwar die Pfarre zurichten, konnte aber wegen Unsicherheit und Plackerei nicht beständig drunten wohnen und verrichtete die labores von Heldburg aus. Mein Zeugniß von den Lindenauern ist noch vorhanden, worin sie bekennen, daß ich in fünf Jahren nicht zehn Gulden an Geld bekommen habe, sie haben mir aber seither den Rest mit Holz und Aepfeln richtig gemacht.

Als Anno 1640 zwischen Ostern und Pfingsten die kaiserlichen und die schwedischen Armeen zu Saalfeld ein Feldlager schlugen, wurde Franken und Thüringen nah und fern verderbet. Am Sonntag Exaudi früh vier Uhr fielen kaiserliche starke Parteien zu Heldburg ein, als die meisten Bürger noch in den Betten ruhten. Meine ganze Gasse oben herein und hinten mein Hof war in Eile voll Pferde und Reiter, nicht anders als wenn ihnen mit Fleiß mein Haus wäre gezeigt worden. Da wurde ich und mein Weib wol fünf Mal in einer Stunde gefangen; wenn ich von einem loskam, nahm mich ein anderer. Da führt' ich sie halt in Kammer und Keller, sie möchten selber suchen, was ihnen dienen könnte.

Endlich verließen mich zwar alle und ließen mich allein im Haus, doch war Schrecken, Furcht und Angst so groß, daß ich an meine Baarschaft nicht gedachte, welche ich zehn Mal hätte können retten, wenn ich mich getraut hätte damit fortzukommen. Aber es waren alle Häuser und Gassen voll Reiter, und wenn ich meinen Mammon zu mir gefasset, hätte geschehen können, daß ich's einem zugetragen hätte. Aber ich dachte vor Angst an kein Geld. Es ließen sich Männer und Weiber durch die Gil de Hasischen Reiter, so bei uns im Quartier lagen, hinausconvoyiren. Da kam ich wieder zu Weib und Kindern, wir begaben uns in's nächste Holz, gen Hellingen, da blieb Alt und Jung, Geistliche und Weltliche Tag und Nacht. Der meisten Leute Speise waren schwarze Wachholderbeeren. Nun wagten es etliche Bürger, gingen in die Stadt, kamen und brachten essende Waare und sonst, was ihnen lieb gewesen. Ich dachte: ach! wenn du auch könntest in dein Haus kommen und die baaren Pfennige ertappen, und damit dich und deine Kinder könntest fortbringen. Ich wagte es, schlich hinein und ging durch's Spittelthor auf's Mühlthor zu, welches mit Pallisaden vermacht war. Da hatte inwendig ein und der andere auf der Lausche gestanden, die mich unwissenden erhaschten, wie eine Katze eine Maus. Da ward ich mit neuen Stricken gebunden, daß ich mich weder mit Gehen noch Greifen behelfen konnte, sollte entweder Geld geben oder reiche Leute verrathen. Mußte den Dieben für ihre Pferde im Herrnhof Futter schwingen, den Pferden zu trinken vorhalten und andere lose Arbeit thun. Da ich mich nun etwas frei zu sein däuchte, lief ich davon, aber unwissend, daß vor dem Hofthor ein ganzer Haufe Soldaten stand, lief ich ihnen also in die Arme. Welche mich mit Degen und Bandelieren sehr wohl abschlugen, mich besser mit Stricken verwahrten, und von Haus zu Haus führten, und sollte ihnen sagen, wem dies oder jenes Haus wäre. Also ward ich auch in mein Haus geführt, da sehe ich in der Hausflur den

kupfernen Schöpftopf liegen, in welchem meine Baarschaft, dreihundert Thaler, gewesen, und dachte: hättest du das gewußt, daß die Vögel und Füchse weg wären, so wärest du draußen geblieben. Weil ich nun niemand verrathen wollte, setzte mir einer meine eigene Kappe, die in meinem Hause auf der Erde lag, auf und hieb mir mit einem Hirschfänger auf den Kopf, daß das Blut zu den Ohren herein lief, und war kein Loch durch die Haube, denn sie war von Filz. Noch mehr: eben dieser setzte mir aus Muthwillen den Hirschfänger auf den Bauch, wollte probiren, ob ich fest wäre, drückte ziemlich hart auf, dennoch wollte Gott nicht, daß er mir weiter Blut abgewinnen sollte. Zweimal in einer Stunde, nämlich in der Schneiderin Wittich Hof auf dem Mist, zum andern Mal in des Wildmeisters Stadel, haben sie mir den schwedischen Trunk mit Mistjauche gegeben, wodurch meine Zähne fast alle wackelnd geworden. Denn ich wehrte mich, als man mir einen großen Stecken in den Mund steckte, so gut ich Gefangener konnte. Endlich führten sie mich mit Stricken fort und sagten, sie wollten mich aufhängen, brachten mich zum Mühlthor hinaus auf die Brücke: da nahm einer von ihnen den Strick, womit beide Füße zusammengezogen waren, der andere den Strick am linken Arm, stießen mich in's Wasser, und hielten die Stricke, womit sie mich regierten, auf und nieder zogen. Und weil ich um mich fehmete und Steurung suchte, erhaschte ich die Rechenstecken, welche aber auf mich zu wichen, und konnte daran keinen Anhalt finden, nur daß durch Gottes Schickung mir ein Loch gemacht wurde, daß ich konnte unter die Brücke schlüpfen. So oft ich mich wollte anhalten, schlugen sie mich mit gedachten Rechenstecken, daß dieselben entzwei sprangen, wie ein Schulbakel. Als sie sich nun nicht allein müde gearbeitet hatten, sondern auch dachten, ich hätte meinen Rest, ich würde im Wasser ersaufen, ließen sie beide Stricke fahren; da wischte ich unter die Brücke wie ein Frosch, und konnte mir keiner beikommen. Da suche ich

im Hosensack und finde ein Messerlein, so sich zusammenlegen ließ, welches sie nicht hatten haben wollen, ob sie mich schon oft durchsucht. Damit schnitt ich die Stricke an beiden Füßen los und sprang hinunter Stockwerk hoch, wo die Mühlräder liegen. Es ging mir das Wasser über den halben Leib; da warfen die Schelme Stöcke, Ziegelsteine und Prügel hinter mir her, um mir den Rest vollends zu geben. Ich war auch willens mich ganz hinaus zu arbeiten, gegen des Müllers hintere Thür, konnte aber nicht, entweder weil die Kleider voll Wassers mich zurück dehneten, oder vielmehr weil Gott solches nicht haben wollte, daß ich da sterben sollte. — Denn wie ein trunkener Mann hin und her taumelt, also auch ich, und komme auf die andere Seite gegen den hintern Brauhof. Da sie nun merkten, ich würde im Zwinger aussteigen, laufen sie alle in die Stadt und nehmen mehr Gesellen zu sich, passen unten bei den Gerbhäusern auf, ob ich ihnen kommen würde. Aber als ich dieses merkte, daß ich jetzo alleine war, blieb ich im Wasser liegen und steckte meinen Kopf unter einen dicken Weidenbusch und ruhte im Wasser vier oder fünf Stunden, bis es Nacht und in der Stadt stille wurde; dann kroch ich halb tot heraus, konnte der Schläge wegen fast keinen Athem holen. Ich ging hinab bis an die Gerbhäuser, wurde da gewahr, daß es noch nicht sicher war, daß einer dort Gras mähete, einer Gerberkessel ausriß, und wäre schier auf diesen gekommen. Mußte also da stecken bis in die Nacht. Ging dann über die Brunnenröhren, den Wasserfluß immer hinab, und kletterte über einen Weidenstamm, daß ich die andere Seite gegen Poppenhausen erreichte.

Als ich an den Poppenhäuser oder Einöder Weg kam, lag's da und dort voll Weißzeug, welches die Soldaten weggeworfen oder verloren hatten. Ich konnte mich nicht bücken, etwas aufzuheben, kam endlich nach Poppenhausen, und fand niemand einheimisch denn Claus Hön, dessen Frau eine Sechswöchnerin war, der mußte mir die Kleider vom Leibe schneiden,

denn ich war verschwollen, legte die nassen Kleider ab, damit sie trocken wurden. Er mußte mir auch ein Hemd leihen; da besah er mir die Haut, welche ganz bunt von Schlägen war, später wurde mein Rücken und Arme schwarz vom Geblüte. Den andern Tag gebot mir das schöne Pfarrkind auszuziehen, denn er fürchtete sich, man möchte mir nachstellen und er meinetwegen in Unglück kommen. Also zog ich die nassen Kleider mit seiner Hilfe an und ging fein sachte auf Lindenau zu, immer durch die dicksten Büsche, und hielt mich jenseit in den Lindenauer Gärten, vor denen ich das Dorf sehen konnte. Wurde endlich gewahr, daß etliche Leute in ein Haus gingen, ging darauf zu, man wollte mich aber nicht einlassen, denn die Furcht war zu groß. Endlich, da sie durch das Fenster sahen, daß ihr Pfarrer kam, kam ich ein und blieb etliche Tage bei ihnen. Denn sie hatten einen im Quartier, der ein Lindenauer Kind war; der half ein wenig. Ich aber hatte da ein neues Unglück. Als der im Quartier liegende mit den Lindenauern nach Schloß Einöd ging, da abzuholen, was sie noch von ihrer Habe fanden, hielt unter der Zeit der Schultheiß, der Schmied und ich auf dem Thurm Wache; wir versehen alle drei den Dienst, es kommen etliche Reiter in das Dorf, sehen uns auf dem Thurm, gehen stracks auf den Thurm und finden uns da beisammen. Als wir nun aus dem ungestümen Auftreten und Sprache merkten, daß es Reiter wären, lernte ich leider steigen, so übel mir war, ich kletterte auf den Glockenstuhl hinauf und legte mich wie ein Kätzchen hinter das Uhrhaus; aber es stieg gleichwol ein Dieb hinan und fand mich. Meine Pfarrkinder sagten, ich wäre ihr Schulmeister, baten für mich, ich wäre schon von den Soldaten übel geschlagen worden. Es half mir aber nichts. Dieser Schulmeister mußte immer mit herabsteigen, und ging der Schultheiß voran, darnach ein Reiter, ferner der Schmied, darnach ein Reiter, endlich folgte ich zögernd. Als sie nun alle zum Kirchthor hinaus waren, blieb ich drin-

nen, riegelte das Thürlein zu, und lief zum andern Thor hinaus und verkroch mich in einer Rübengrube. Hilf Gott! wie wehe geschah mir, daß ich niederbücken und so auf allen Vieren eine Stunde liegen mußte. Also kam ich davon. Meine schönen Mitwächter mußten mit in eine Mühle und Säcke mit Mehl auffassen.

Acht Tage vor Pfingsten kam ich mit vielen Bürgern nach Koburg am Sonntag Exaudi. Es hatte mir ein Dieb meine Schuhe ausgezogen und mir alte schlechte dafür gegeben, die ich fast acht Tage trug, es waren beide Sohlen herausgefallen. Wenn es nun bei Tage Ausreißens galt, drehten sich die Schuhe ringsum und stand oft das vorderste zu hinterst. Ich mußte mich oft lassen auslachen. Also kam ich nach Koburg. Nun war mein Martyrium schon vor etlichen Tagen nach Koburg gekommen, auch die Sage, ich wäre totgemacht. Als ich nun selber kam, verwunderten sich Bürger und alte Bekannte. Dr. Kesler, Generalsuperintendent, item Consul Körner luden mich die Pfingstfeiertage etliche Mal zu Gast, und thaten die Koburger mir, Weib und Kindern vier Wochen lang viel Gutes, wie ich solches in einem Druck am Johannistag gerühmet.

Ach welch ein Jammer und Noth ward da gesehen und gehöret, da alle umliegende kleine Städtlein, Eisfeld, Heldburg, Neustadt, sammt den Dorfschaften sich in der Stadt elendiglich behelfen mußten. Da war heischen und betteln keine Schande. Doch wollte ich meinen guten Wirth Herrn Hoffmann, Apotheker, nicht gar zu sehr beschweren. Ging mit dem Pfarrer zu Walburg, Eisentraut, victum quaerendi gratia drei Wochen in die Welt, gen Culmbach, Baireuth, Hirschheid, Altorf, Nürnberg und wieder gen Koburg. Da ich nun fand, daß mein Weib und Kinder wieder zu Poppenhausen eingezogen waren und auf's neue Gil de Hasische Reiter hatten, zog ich heim, und war weder zu schleißen noch zu beißen um sie. Was mir Gott auf der Reise bescheret,

mußte ich auf's Rathhaus tragen und den Soldaten geben, und waren die Kinder schier vor Hunger verdorben. Denn sie hatten die Zeit über nicht Kleie genug kaufen können zu Brot. Mein Superintendent Herr Grams starb wegen schwedischen Trunks auf dem Schloß etwa vier oder fünf Wochen nach diesem Tumult.

Weil nun die Exactiones und Pressuren immer fortgingen, ich keine Besoldung haben konnte und doch neben meiner Pfarre auch die Pfarre zu Heldburg mußte helfen versehen, ging ich cum testimonio et consilio Dr. Kesler's und mit Recommendationschreiben gen Eisenach zu Herzog Albert und trug unterschiedlichen im Consistorio meine Armuth vor. Bekam Vergünstigung und andere Recommendation an Ihro Fürstlicher Gnaden beide Herren Brüder, ob ich in Dero Landen könnte befördert werden. Also kam ich von Eisenach nach Gotha, eben als unser gnädiger Fürst und Herr, Herzog Ernst, das Kaufhaus zur Residenz machen ließ. Denn ich habe die Huldigung zu Gotha mit angesehen. Das fürstliche Consistorium ließ mir bald die Pfarre Notleben vorschlagen. Weil aber die Notleber mit ihrem alten Pfarrer stritten und vier Wochen Aufschub hatten ihren Krieg auszuführen, suadirte Herr Dr. Glaß, ich sollte interim mit meiner Recommendation nach Weimar gehn und für meine arme Hausgenossen etwas sammeln. Mein Vagiren aber währte bis Anno 1641. Ich kam Dienstags den 18. Januar wieder nach Gotha, und stand die Pfarre für mich noch offen, welche ich in höchster Unterthänigkeit und Dankbarkeit angenommen, und ex Matth. 20 vom Weinberge die Probepredigt gethan habe. Ich habe aber zu Notleben nicht allein unsicher gelebt, da man täglich auf die Flucht denken mußte, sondern auch Streitigkeiten mit den Bauern gehabt, die in Kirchen- und Schulsachen das Maul immer nach Erfurt hingen, und denen alle fürstliche Ordnungen wegen des Catechismi odios waren. Ich Pfarrer mußte das bei dem Rath und Bauern entgelten, und weil

alle Besoldung in der Länderei stak, wozu ich weder Hofmeister noch andere Mittel haben konnte, daß ich zurecht gekommen wäre, suchte ich unterthänig an um eine Translocation. Und hat unser gnädiger Fürst und Herr, sobald er nach der Erbtheilung die Pfarre Crock und dies Dorf Heubach erhalten, mich zum Pfarrer hierher vorgeschlagen, welches ich länger als ein Jahr zuvor erfuhr. Habe also Anno 1647 diese Versetzung unterthänig angenommen und am Sonntage Judica meine Probepredigt gethan, in Gegenwart der Herren Commissarien und Eingepfarrten. Die Vocation bekam ich des andern Tages und bin also im Namen Gottes herausgezogen mit Weib und Kind. Und dies wäre mein vierter Kirchendienst, wo ich für meine Person begehre zu sterben, so es Gottes Wille wäre, aber mein Weib sehnet sich weg, wegen großen beschwerlichen Mangels an Dienstboten, an einen besseren und ebenern Ort. Ich stell's Gott und der Obrigkeit heim."

So weit reicht, was von der Biographie Bötzinger's erhalten ist. — In Heubach endlich erlebte er den Frieden und verwaltete dort noch sechsundzwanzig Jahre sein Amt. Er starb 1673, vierundsiebenzig Jahre alt, nachdem er siebenundvierzig Jahre ein Leben geführt hatte, dem man das Prädicat „friedlich" nicht geben kann. Heubach war eine neue Pfarre, welche Herzog Ernst der Fromme von Gotha eingerichtet hatte, Bötzinger der erste Pfarrer. Er mußte in dem fürstlichen Jagdhause wohnen, welches Herzog Casimir sich am Walde für die Zeit der Auerhahnsbalz gebaut hatte. In dem Forsthause nebenan hauste ein trotziger Förster, die Gegend war wild, wenig bewohnt, und das Volk durch den Krieg und gesetzloses Waldleben verdorben. Es scheint, daß der neue Pfarrer den Waldmenschen nicht besonders willkommen war; besonders der Förster wurde sein heftiger Gegner, und verstohlen klagt der Pfarrer in lateinischen Distichen, die er in das Kirchenbuch schrieb, seinem Nachfolger das bittere

Leid, welches ihm dieser Diener des Waldes zufüge. Er warnt den zukünftigen Pastor brüderlich vor der Schlechtigkeit des Mannes und vor dessen böser Frau. Aber trotz dieser Händel läßt sich schließen, daß der vielgeplagte Dulder nicht ganz unglücklich war, eine harmlose Selbstbeschaulichkeit ist auch aus seinen lateinischen Versen zu erkennen. Als er endlich starb, wurden, wie damals Sitte war, von ansehnlichen Amtsbrüdern rühmende Gedichte auf ihn gemacht, von denen uns lateinische und deutsche erhalten sind. Sogar Herr Andreas Bachmann, Hofprediger zu Gotha, ein vornehmer Mann, gönnte „seinem lieben alten, nunmehr seligen Amtsbruder" die Krone der Ehre, welche folgendermaßen anfängt und hier schließen soll:

„Martinus Bötzinger, ein treuer Gottesknecht,
Im Pfarramt lange Zeit, wie Hiob schlecht und recht,
Doch nimmer ohne Kreuz, ein wohlgeplagter Mann,
Wie seines Lebens Lauf des weitern zeugen kann." —

4.

Der dreißigjährige Krieg.

Die Kipper und Wipper und die öffentliche Meinung.

Eintönig schwirrt die Totenklage aus unzähligen Chroniken und Aufzeichnungen der Mitleidenden. Wo tausend Einzelne gerettet wurden, verdarben Millionen. Wie den Landbewohnern, zerfraß der Krieg auch den Städtern die Häuser, den Wohlstand, das Leben. Noch mannigfaltiger war hier die Arbeit der zerstörenden Gewalten, aber auch höhere Kraft war rastlos bemüht, das letzte Verderben abzuwenden.

Es ist ein wunderbares Geschick, daß den Deutschen der Krieg in denselben Jahren aufbrannte, in welchen das Interesse des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten so weit entwickelt war, daß die ersten Zeitungen entstehn konnten. In Glaubenssachen hatten Sittlichkeit und Urtheil des Einzelnen seit hundert Jahren gegen die herrschenden Gewalten gearbeitet. In der Politik war nur selten und unbehilflich von Privatleuten eine ernste Auseinandersetzung gewagt worden. Gerade als die Werbetrommeln der Fürsten auf jedem Musterplatze rasselten, begann die öffentliche Meinung ihren ersten politischen Oppositionskampf in der Presse. In einer wichtigen socialen Frage erhoben sich die geistigen Führer des Volkes gegen die Unmoralität der eigenen Landesherren. Die öffentliche Meinung jener Jahre wird vorzugsweise erkannt aus der Flugschriftenliteratur, welche für und gegen den Böhmenkönig streitet, die Kipper und Wipper verurtheilt, der Größe

Gustav Adolf's huldigt, bis sie zuletzt dünn und kraftlos wird wie die Nation.

Etwa seit 1500 erfährt das Volk Neuigkeiten durch die Presse. In doppelter Form. Es sind entweder einzelne Bogen, auf einer Seite bedruckt, fast immer mit einem Holzschnitt, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mit einem Kupferstich verziert, unter welchem der erklärende Text, häufig in Versen, steht. Durch solche fliegende Blätter werden Himmelserscheinungen, Kometen, Mißgeburten, bald auch Schlachten zu Land und zur See, Bildnisse von Tagesberühmtheiten und Aehnliches verbreitet. Viel von der guten Laune und dem derben Scherz der Reformationszeit ist auf ihnen zu finden. Die Kunst der Holzschneider war rastlos thätig, auch die großen Maler drückten auf ihnen manche Eigenthümlichkeiten ihres Talentes vielleicht am unmittelbarsten ab. Die andere Form waren kleine Druckschriften, vorzugsweise in Quart, oft ebenfalls mit Holzschnitten geziert. Sie verkündeten zunächst alles Neue: Krönungen, Schlachten, entdeckte Länder; jedes auffällige Ereigniß flatterte in ihnen durch das Land. Seit der Reformation wuchs ihre Zahl in's Ungeheure. Unter dem Titel Zeitungen, Relationen, Avisos, Postreiter kamen sie fast in allen Druckerstätten an's Licht. Neben ihnen gingen die kleinen Streitschriften der Reformatoren, Sermone, Gespräche, Lieder. Früh benutzten auch die Fürsten die Erfindung des Bücherdrucks, ihre Streitigkeiten dem Publicum mitzutheilen und für sich Partei zu machen. Selbst der Privatmann, der in seinem Rechte geschädigt war, focht durch eine Streitschrift gegen den einzelnen Gegner, eine Stadtbehörde, einen fremden Landesherrn. Im ganzen 16. Jahrhundert ist die Tendenz der kleinen nichttheologischen Literatur, zunächst Neuigkeiten mitzutheilen, dann dem egoistischen Interesse der Einzelnen oder der Fürsten zu dienen, oder die Ansichten der Gewalthaber bekannt zu machen; das Urtheil des Einzelnen über politische Ereignisse erscheint noch vorzugsweise in einer

Form, welche man damals für besonders kunstvoll hielt, als Pasquill oder Dialog. Die Verbreitung der kleinen Neuigkeitsblätter geschah schnell und massenhaft. Seit der Reformation bildete sie sich zu einer eigenthümlichen Industrie aus. Den Buchhändlern oder, wie sie damals hießen, Buchführern, welche solche Zeitungen neben größeren Werken in ihren Läden und Buden feilboten und auf die Märkte fremder Städte brachten, machten die Buchdrucker, Buchbinder und Briefmaler gefährliche Concurrenz*). Wichtige Zeitungen wurden überall nachgedruckt. Zumal längs den großen Handels- und Poststraßen am Rheine, im südlichen Deutschland machten einzelne Handlungen und Druckereien besonderes Gewerbe aus der Mittheilung von Tagesneuigkeiten. Noch kamen solche Blätter unregelmäßig, aber sie enthielten schon Correspondenzen aus verschiedenen Städten, in denen nicht nur politische, auch kaufmännische Nachrichten mitgetheilt wurden**). Endlich (1612) erscheinen die einzelnen Zeitungsbogen hier

*) Nur ein Beispiel aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Im Jahre 1575 beklagten sich die Buchführer in Breslau bei dem Rath über „lose Buben in Jahrmärkten, auch zwischen den Jahrmärkten, mit mancherlei Bildern, neuen Zeitungen und Liedern, die sie nicht allein verkauft, sondern auch öffentlich ausgeschrien und gesungen, Gott gebe, es sei die Wahrheit oder nicht.“ Und ebenso im Jahre 1593 über den Buchdrucker Georg Baumann, „der sich abermals unterstanden hatte, am Sonntage, als die neuen Zeitungen aus Siebenbürgen kamen, die Chorknaben aus den Schulen zu nehmen und diese Zeitungen vor jeder Pfarrkirche gemeiner Stadt verkaufen zu lassen.“ Der Buchhendler Beschwer. In Breßlaw, Anno 1590 u. folg. (Manuscript im Besitz des Herrn A. Kirchhoff in Leipzig.)

**) Ein solches Blatt: Gantz Gedenckwürdige ungerische und niederlandische Newe Zeitungen. 1599. (o. O.) 4 Bll. hat bereits Form und Inhalt moderner Zeitungen. Es enthält elf kurze Correspondenzen aus verschiedenen Städten in Briefform. Darunter Nachrichten über vier Schiffe, die mit Spezereien zu Amsterdam angekommen waren, über neue Zölle, die der Hof zu Brüssel auf die Kaufmannsgüter gelegt, auf 1 Pfund Seide 10 Stüber u. s. w.

und da sogar mit Nummern, also in einer gewissen Continuität. Unterdeß war es schon längst Brauch der Kaufleute, ihren Geschäftsfreunden solche Mittheilungen schriftlich mit einiger Regelmäßigkeit zu machen*); daneben existirten einzelne Neuigkeitsschreiber, welche geschriebene Zeitungen versandten. Auch diese Methode Neuigkeiten zu verbreiten war den Deutschen von Italien gekommen. In Venedig gab es seit dem Jahre 1536 Notizie scritte, handschriftliche Neuigkeiten in fortlaufender Reihe, die sich dort bis zur französischen Revolution erhielten. Dort war auch kurz vor 1600 die erste regelmäßige Zeitung erschienen, welche, wie berichtet wird, den Namen Gazette von einer kleinen Münze erhielt, mit der man die Nummer bezahlte.

Bald darauf kam auch den deutschen Zeitungen die Regelmäßigkeit. Im Jahre 1615 wurde zu Frankfurt am Main durch Egenolf Emmel, Buchhändler und Buchdrucker, die erste wöchentliche Zeitung ausgegeben, gegen welche 1616 der Reichspostverwalter Johann van der Brighden ein Concurrenzblatt: Politische Avisen, herausgab. Aus diesen beiden Unternehmungen sind die ältesten Zeitungen Deutschlands, das Frankfurter Journal und die Oberpostamtszeitung, hervorgegangen.

Aber lange blieben diese und andere Wochenzeitungen nur Neuigkeitsblätter, in denen das Urtheil über die mitgetheilten Thatsachen vorsichtig zurücktrat. Der große Strom der öffentlichen Meinung lief noch fast zweihundert Jahre in den alten Richtungen, den Flugblättern und gelegentlichen Broschüren.

Gleich bei Beginn des Krieges wurden auch die entfernten Leser zu leidenschaftlicher Parteinahme gezwungen. Ueberall erschienen Streitschriften, Ansichten, Rathschläge, Bedenken. Die Nation war auch bei diesem geistigen Kampf in große

*) Zeitungen in die Fremde zu schreiben ward 1631 den Kaufleuten von Leipzig verboten. Heydenreich, Chronik. S. 456.

Parteien zerrissen. Und es ist belehrend zu sehen, wie die Schreibelust der Kämpfenden in genauem Verhältniß steht zu den Erfolgen, welche ihre Partei errungen hat. Bis zur Schlacht am Weißen Berge sind neun Zehntheile aller Relationen und Streitschriften protestantisch. Ihre Zahl reicht wol in die Tausende. Heftig brennt der Haß gegen die Jesuiten auf; bitter ist der Groll gegen den Kaiser, unaufhörlich wird vor der Liga gewarnt. Nächst Prag ist Straßburg einer der Mittelpunkte dieser kriegerischen Thätigkeit. Während zu Prag der Libellschreiber von Röhrig als Huß redivivus in vielen „politischen Discursen" leidenschaftlich gegen die Feinde Sturm läutete, verklagten die Straßburger Magister nach dem Muster des Italieners Boccalini dieselben Gegner vor Apollo und dem Hofstaat des Parnassus, und ihr Apollo hatte humane und aufgeklärte Sentenzen abzugeben. Vorsichtig und unsicher sind die Vertheidigungen, wie überhaupt die katholische Partei während des ganzen Krieges im ernsten Federkampf den Protestirenden nicht gewachsen war. Aber die schnelle Flucht des neuen Königs von Böhmen ändert plötzlich die Physiognomie des literarischen Marktes. Erbeutete Geheimschriften der böhmischen Partei werden von den Gegnern veröffentlicht; um sie, die wohlbeleibten Quartanten, tobt jahrelang der Kampf dünnerer Flugblätter. Siegesfroh und rachsüchtig lärmten die Kaiserlichen. Zwar in ihren Broschüren ist immer noch Mäßigung, denn noch waren die lutherischen Sachsen zu schonen, aber um so empfindlicher treffen sie die Feinde in Bilderbogen und Spottversen. Endlos, erbarmungslos sind die Satiren auf den flüchtigen Winterkönig, er selbst mit seinem Stolz, seiner Kopflosigkeit, seine Gemahlin und seine Kinder werden in jeder kläglichen Situation abgeschildert, Brot suchend, auf schlechtem Wagen abziehend, sich eine Grube grabend.

Aber dieser Kampf wurde unterbrochen durch einen anderen, der für immer von hohem Interesse sein soll. Es

ist der Sturm der deutschen Presse gegen die Kipper und Wipper.

Von allen Schrecken des beginnenden Krieges erschien dem Volke selbst keiner so unheimlich, als eine plötzliche Entwerthung des Geldes. Für die Phantasie des leidenden Geschlechts wurde das Uebel um so ärger, weil es in die trübe Stimmung der Jahre scheinbar plötzlich einfiel, weil es überall die gehässigsten Leidenschaften aufwühlte und Unfrieden in den Familien, Haß und Empörung zwischen Gläubiger und Schuldner, Hunger, Armuth, Bettelhaftigkeit und Entsittlichung zurückließ. Es machte ehrsame Bürger zu Spielern, Trunkenbolden und Troßknechten, jagte Prediger und Schullehrer aus ihren Aemtern, brachte wohlhabende Familien an den Bettelstab, stürzte alles Regiment in heillose Verwirrung und bedrohte in einem dicht bevölkerten Lande die Bewohner der Städte mit dem Hungertode.

Es war das dritte Jahr der Kriegsunruhen. Zwar hatte in Böhmen und in der Pfalz die Kriegsflamme bereits vieles verdorben, und überall züngelte dort noch die Gluth aus den Trümmerhaufen, in welchen die kaiserlichen Truppen das Kreuz des alten Glaubens aufrichteten. Ueberall war schwüle Luft, in allen Kreisen des Reiches rüstete und sorgte man für die Zukunft. Aber der Verkehr mit den Landschaften, in denen der Krieg schon gehaust hatte, war damals verhältnißmäßig gering, die geschlagenen Länder waren, mit Ausnahme der Pfalz, Provinzen, die dem Kaiser selbst gehört hatten, und an Elbe und Niederrhein, in Thüringen, Franken und den Territorien der Niedersachsen frug man noch, ob auch für die eigene Heimat Gefahr nahe sei. Im August 1621 sah der Bauer auf eine mittelmäßige Ernte; in Handel und Verkehr waren einige Stockungen eingetreten, aber auch ein erhöhter Eifer, wie bei starken Rüstungen natürlich ist, und die männliche Jugend wurde durch das wilde Treiben der Kriegsmänner noch mehr gelockt als eingeschüchtert. Allerdings war

schon seit längerer Zeit an dem Gelde, welches im Lande umging, Ungewöhnliches bemerkt worden. Des guten schweren Reichsgeldes wurde immer weniger, an seiner Statt war viel neue Münze von schlechtem Gepräge und röthlichem Aussehen in Umlauf. Noch befremdlicher fiel auf, daß die fremden Waaren fortwährend im Preise stiegen. Man empfand eine constante Theuerung. Wer ein Pathengeschenk machen wollte oder fremde Kaufleute bezahlen mußte, der zahlte für die alten feinen Joachimsthaler ein immer wachsendes Agio. Aber im Localverkehr zwischen Stadt und Land wurde das zahlreiche neue Geld ohne Anstand genommen, ja es wurde mit erhöhtem Schwunge umgesetzt. Die Masse des Volkes merkte nicht, daß die verschiedenartigen Münzen, mit denen es zu bezahlen pflegte, ihm unter der Hand werthloses Blech geworden waren; die Klügeren aber, welche das Sachverhältniß ahnten, wurden zum großen Theil Mitschuldige an dem unredlichen Wucher der Fürsten.

Es läßt sich noch jetzt deutlich erkennen, wie dem Volke die Erkenntniß seiner Lage kam, und noch jetzt werden wir erschüttert durch den plötzlichen Schreck, die Angst und Verzweiflung der Masse, und durch die Sorge und den männlichen Zorn der Denkenden. Noch jetzt fühlen wir beim Lesen der alten Berichte etwas von der Empörung, womit man die Schuldigen betrachtete. Und wenn wir auf manchen wunderlichen Irrthum der öffentlichen Meinung von damals herabsehen und auf die wohlmeinenden Einfälle Einzelner, welche gute Rathschläge gaben, so ist uns doch gegenüber dieser Zeit der Trauer und Demüthigungen ein frohes Lächeln erlaubt über die Tüchtigkeit, mit welcher schon damals von Männern aus dem Volke der Grund des Uebels erkannt und in einer der schwierigsten nationalen Fragen die rechte Antwort und dadurch einigermaßen Abhilfe gefunden wurde. Bevor versucht wird, ein Bild der Kipper- und Wipperjahre zu geben, sind einige Bemerkungen über das Geldprägen jener Zeit unvermeidlich.

Alle technische Fertigkeit war in alter Zeit mit Würde, Geheimniß und einem Apparat von Formeln umgeben. Nichts ist bezeichnender für die Eigenthümlichkeit der germanischen Natur, als ihre Virtuosität, auch die einförmigste Handarbeit durch eine Fülle von gemüthlichen Zuthaten zu adeln. Und sobald das Gemüth durch die herzliche Freude am Schaffen erregt wurde, war auch die Phantasie des Handwerkers mit Bildern und Symbolen beschäftigt, und behend hatte er sein „Wissen" zu einer hohen, ja heiligen Sache gemacht. — Was allen Handwerken des Mittelalters zukam, das war der Kunst Münzen zu schlagen in besonderem Grade eigen. Das Gefühl der eigenen Wichtigkeit war in dem Münzer ungewöhnlich stark, die Arbeit selbst, das Behandeln edler Metalle im Feuer, galt für besonders vornehm, die unverstandenen chemischen Processe, welche durch die Alchymie mit einem Wust von phantastischen Bildern umgeben waren, imponirten den Arbeitenden mehr, als unser Jahrhundert der rationellen Fabrikthätigkeit begreift. Dazu kam das Verantwortliche des Dienstes. Wenn der Münzer die silbernen Probirgewichte aus der schönen Kapsel hervorholte und die kleinen Näpfchen der Eicheln auf die kunstvoll gearbeitete Probirwage setzte, um das Probirkorn darin abzuwägen, so that er dies mit einem entschiedenen Bewußtsein von Ueberlegenheit über seine Mitbürger*). Und wenn er die Silberprobe in der „Capelle" vom Blei reinigte und das fließende Silber zuerst mit zarten Regenbogenfarben überlaufen wurde, dann der bunte Ueberzug zerriß und wie ein Blitz der helle Silberschein durch die geschmolzene Masse fuhr, so erfüllte ihn dieser „Silberblick" mit einem ehrfurchtsvollen Erstaunen, und er fühlte sich mitten in dem geheimnißvollen Schaffen der Naturgeister, die er fürchtete und durch

*) Quellen für die folgende Darstellung waren, außer den fliegenden Blättern und Broschüren zunächst aus den Jahren 1620—24, auch spätere Schriften des 17. Jahrhunderts über Münzwesen, eine reiche Literatur.

die Kunst seines Handwerks, so weit dessen Vorschrift reichte, doch beherrschen konnte. Es war demnach in der Ordnung, daß die Münzer eine geschlossene Corporation bildeten mit Meistern, Gesellen und Lehrlingen, und daß sie eifersüchtig auf ihre Privilegien hielten. Wer des heiligen römischen Reiches Münze prägen wollte, mußte zuerst seine freie eheliche Geburt erweisen, vier Jahre niedrige Dienste thun, in dieser Zeit nach altem Brauch eine Narrenkappe tragen, sich für Unrecht und Ungeschick streichen und strafen lassen; dann erst wurde er zur Münzarbeit selbst zugelassen und als Münzgesell des Reiches in die Brüderschaft aufgenommen.

Aber diese strenge Ordnung, welche von Kaiser Maximilian II. noch im Jahre 1571 den Münzgesellen bestätigt wurde, vermochte schon damals nicht zu bewirken, daß in der Corporation ehrlich und fromm gearbeitet wurde. Ebenso wenig bewirkten dies die Controlbestimmungen, welche auf Reichstagen und durch die Landesherren gefaßt wurden. Dem Münzmeister sollte zur Aufsicht bei jeder Münze ein Wardein zur Seite gestellt werden, welcher Feingehalt und Gewicht der geschlagenen Münzen zu prüfen hatte. Die zehn Kreise des Reiches sollten jährliche Approbationstage halten, um ihre Münzen gegenseitig zu vergleichen und die schlechten zu devalviren; jedem Kreise sollte ein Generalwardein vorstehn; für jeden Kreis ward eine bestimmte Anzahl von Münzstätten festgesetzt, in welchen namentlich die kleineren Landesherren ihr Geld ausprägen sollten. Aber alle diese Bestimmungen wurden nur unvollkommen ausgeführt.

Es gab zuverlässige Landesherren und treue Münzbeamte auch damals im Lande; aber ihre Anzahl war gering, und häufig war das Verhältniß des Münzmeisters, welcher von einem deutschen Kreise für tüchtig befunden war und in einer gesetzlichen Münze arbeitete, doch eine Thätigkeit voll befremdlicher Praktiken. Die Controle war bei dem unvollkommenen Münzverfahren schwierig, die Versuchung groß, die Moralität

im allgemeinen viel niedriger als jetzt. Vom Landesherrn bis zum Handlanger und dem jüdischen Lieferanten herab betrog beim Münzen jeder den andern. Der Landesherr ließ den Münzmeister eine Reihe von Jahren arbeiten und reich werden, er ließ vielleicht stillschweigend geschehen, daß die Landesmünze zu leicht ausgebracht wurde, um in der rechten Stunde dem Schuldigen den Proceß zu machen. Dann wurde diesem wie einem Schwamme durch einen Druck alles ausgepreßt, was er in vielen Jahren tropfenweis aufgesogen hatte. Es half ihm auch nicht, wenn er den Dienst längst quittirt hatte, die habsüchtige Gerechtigkeit wußte nach vielen Jahren noch an ihn zu kommen. Der Münzmeister aber, welcher nicht in der bequemen Lage des Löwen war, durch einen einzigen Schlag mit der Tatze seine Beute zu sichern, pflegte in unaufhörlicher Industrie seinen Münzherrn, die Lieferanten, ja sogar seinen Kassirer, die Gesellen und Jungen zu bevortheilen, vom Publicum ganz zu geschweigen. Nicht besser machten es die andern genannten Helfer. Jedes Hand war gegen die des andern, und der Fluch, welcher nach der Sage auf dem Gold der deutschen Zwerge liegt, schien im 17. Jahrhundert noch alle die zu verderben, welche die glänzenden Metalle in Geld verwandelten. — Das gewöhnliche Geschäftsverfahren war folgendes.

Der Münzmeister kaufte das Metall ein, bestritt die Kosten des Prägens und zahlte für jede Mark Cölnisch, welche er schlug, dem Landesherrn noch einen Schlagschatz, welcher, wie es scheint, für gewöhnlich vier gute Groschen betrug. Er mußte aber das feine Silber theuer bezahlen, die Löhne und die Zuthaten stiegen fortwährend im Preise. Da half er sich. Wenn er dem Münzherrn wöchentlich für tausend bis zweitausend Mark den Schlagschatz zahlte, so verschwieg er ihm fünfzig Mark, die er außerdem geprägt hatte, und behielt den Schlagschatz derselben für sich; er prägte ferner scharf, d. h. er machte das Geld am Silbergehalt um einen halben Gran

schlechter, als es sein sollte (was gesetzlich noch erlaubt war), er schlug je hundert Mark am Gewicht um etwa vier Loth zu leicht, was von niemandem gemerkt wurde, und wenn er wußte, daß das Geld sogleich in entfernte Gegenden, besonders nach Polen verführt werden sollte, so brach er am Gewicht noch dreister ab. Nicht sauberer war der Verkehr mit den Lieferanten, welche ihm das Metall herbeischafften. Durch ganz Deutschland zog sich damals ein heimlicher Handel, der vom Gesetz hart verpönt und von den städtischen Thorwächtern mit vielem Spürsinn verfolgt wurde, der Handel mit gemünztem Metall und mit eingeschmolzenem Geld. Was der Soldat an Beute gewonnen, was der Dieb aus der Kirche gestohlen hatte, wurde von den Hehlern zu flachen Kuchen oder kegelförmigen Massen verschmolzen, welche in der Kunstsprache „Plantschen" und „Könige" hießen; was dem Gelde durch Beschneiden abgekippt war und was sonst unter falschem Namen vorsichtig versandt werden mußte, das wurde aus dem Schmelztiegel über nasse Besenreiser gegossen und so granulirt. Außerdem aber wurde von unermüdlichen Aufkäufern das gut geprägte Geld gegen schlechteres eingetauscht; kleine Wechsler, meist wandernde Juden, zogen von Dorf zu Dorf, bis weit über die Grenzen des deutschen Reiches, und sammelten, ähnlich wie jetzt die Lumpensammler, ihre Waare von dem Landmann, dem Kriegsknechte, dem Bettler. Aller Herren Angesicht, alle Wappen und Umschriften, Roß und Mann, Löwe, Schaf und Bär, Thaler und Heller, die Heiligen von Cöln und Trier und die Denkmünzen des Ketzers Luther wurden für die Münzen zusammengekauft, getauscht, gesammelt. Die heimliche Waare wurde dann in Fässer mit Ingwer, Pfeffer, Weinstein gepackt, als Bleiweiß verzollt, in Tuchballen und Rauchwerk geschlagen. Es gab Reisewagen mit doppeltem Boden, welche besonders zu solchem Transport eingerichtet waren. Noch besserer Schutz war als Reisegefährte ein Geistlicher, für den allerbesten galt ein Trom-

peter, welcher dem Händler den Anschein eines fürstlichen Couriers gab. Traf sich's, daß ein vornehmer Herr nach derselben Gegend reiste, so war es am bequemsten diesen zu bestechen, denn er und sein Gefolge, ihre Wagen und Pferde wurden an den Stadtthoren nicht untersucht. Oder der Agent verkleidete sich selbst in einen vornehmen Herrn oder Soldaten, und ließ die Last durch die Reitpferde oder seine Knechte fortschaffen. Zuweilen mußte der Münzmeister unter dem Vorwande eines Besuches bei guten Freunden dem Agenten bis an die Grenze entgegenfahren; dann gingen fern von Menschenwohnungen auf einsamer Haide oder in einer Waldeslichtung die kostbaren Waaren auf Kaufmanns Parole aus einer Hand in die andere.

Unterdeß trug der kleine jüdische Händler seinen Ledersack mit alten Groschen bei Nacht auf Seitenwegen über die Grenze, in zwiefacher Furcht, vor den Räubern und vor den Hütern des Gesetzes. Der lederne Sack, sein breitkrämpiger Hut und der gelbe Tuchring am Rocke, das Abzeichen des Juden im Reiche, wurde am häufigsten in der Münze gesehen. Und es bestand zwischen dem Händler und dem Münzmeister ein vertrauliches Geschäftsverhältniß: der Münzmeister erlaubte zuweilen dem Juden, das Bruchsilber im versiegelten Ledersack in die Schmelztiegel zu werfen, damit nicht gestohlenes Gut an das Tageslicht komme*). Aber allerdings war auch diese Vertraulichkeit nicht ohne Hintergedanken. Denn dem Juden begegnete wol, daß sich unter hundert Mark, die er in Thalern lieferte, eine Mark falscher Thaler mischte, oder daß ihm die Säcke mitsammt den Münzen unterwegs naß geworden waren, was ihrer Schwere einige Loth zusetzte, oder daß ihm zwischen granulirtes Silber feiner weißer Uhrensand kam, der doch mitwog. Dafür entschädigte sich der Münz-

*) Noch im 18. Jahrhundert, s. z. B. Entdeckter jüdischer Baldober. Coburg 1737. S. 408.

meister, indem er die Wagschalen so zu hängen wußte, daß die eine Seite des Balkens kürzer wurde, oder indem er durch Heraufschnellen und langsames Herunterlassen der Wagschalen trotz dem lothrechten Stand des Züngleins die Waare um einige Loth leichter machte, oder er fälschte gar die Gewichte. Und was der Meister nicht that, das wagten die Münzjungen. Wenn der Lieferant noch so vorsichtig war, sie wußten ihm unter die Schmelzproben des bereits abgewogenen Silbers Kupferstaub zu mischen, um die Probe schlechter zu machen, als sie wirklich war. In solcher Weise war der Verkehr auch bei den Münzstätten, welche auf das Gesetz noch Rücksicht nahmen.

Außer den approbirten Münzern aber gab es in den meisten der zehn Kreise noch andere von leichterem Gewissen und kühnerer Thätigkeit. Nicht geradezu Falschmünzer in unserem Sinne, obgleich auch dergleichen Privatindustrie mit großer Rücksichtslosigkeit betrieben wurde. Es waren Münzer im Dienst eines Kreisstandes, welcher das Recht zu prägen hatte; dieser Standesherren und Städte waren aber zur Zeit sehr viele, und allen lag ihr Münzrecht am Herzen, weil es Einnahme brachte. Deshalb wurde von ihnen auch gegen die Reichsbeschlüsse, welche die Pflicht auferlegten, das Geld in einer approbirten Kreismünze prägen zu lassen, auf ihrem eigenen Territorium kräftig gemünzt. Zuweilen verpachteten sie ihr Münzrecht gegen eine Jahresrente, ja sie verkauften ihre Münzstätte an andere Herren, sogar an Speculanten. Dergleichen unregelmäßige Prägstellen wurden „Heckenmünzen" genannt. Und in ihnen fand eine systematische Corruption des Geldes statt. Nach der Berechtigung des Münzers wurde nicht gefragt, wer mit Feuer und Eisen umzugehn wußte, verdang sich zu solchem Werk. Auf den vorgeschriebenen Feingehalt und das Gewicht des Geldes ward wenig Rücksicht genommen, es ward mit falschen Stempeln geprägt und auf leichte Münzen Bild des Landesherrn und Jahreszahl aus

einer bessern Zeit geschlagen, ja es wurden in wirklicher Falschmünzerei die Stempel fremder Münzen nachgestochen. Den neugeprägten Münzen ward dann durch Weinstein oder Lothwasser der neue Glanz genommen. Alles unter dem Schutz des Landesherrn. Das Vertreiben des so geprägten Geldes erforderte alle Schlauheit und Vorsicht der Agenten, und es bildete sich hier eine Industrie, bei welcher, wie sich vermuthen läßt, viele Zwischenträger beschäftigt waren. Auf Reichstagen und Kreisversammlungen hatte man seit siebenzig Jahren gegen die Heckenmünzen donnernde Decrete erlassen, aber ohne Erfolg. Ja, seit Einführung des guten Reichsgeldes waren sie häufiger und arbeitsamer geworden, denn seit der Zeit lohnte ihre Arbeit besser.

So war es schon vor dem Jahre 1618. Die kleinen wie die großen Landesherren brauchten Geld und wieder Geld. Da fingen einige Reichsfürsten an — die Braunschweiger waren leider unter den ersten — die Arbeiten der verrufensten Heckenmünzer zu übertreffen. Sie ließen statt von Silber in einer schlechten Mischung von Silber und Kupfer schwere und leichte Landesmünze schlagen. Bald wurde versilbertes Kupfer daraus. Zuletzt schlug man z. B. in Leipzig das kleine Geld gar nicht mehr von Kupfer, das man höher verwerthen konnte, sondern die Stadt gab statt dessen eckiges Blech mit einem Stempel aus. Wie die Pest griff diese Entdeckung, Geld ohne große Kosten zu machen, um sich. Aus den beiden sächsischen Kreisen verbreitete sie sich nach den rheinischen und süddeutschen. Hundert neue Münzen wurden errichtet. Wo ein verfallener Thurm für Schmiede und Blasebalg fest genug schien, wo Holz zum Brennen vollauf und eine Straße war, das gute Geld zur Münze und schlechtes hinauszufahren, da nistete sich eine Bande Münzer ein. Kurfürsten und Herren, geistliche Stifter und Städte wetteiferten miteinander, aus Kupfer Geld zu machen. Auch das Volk wurde angesteckt. Seit Jahrhunderten hatten Goldmacher-

kunst und Schatzgräberei die Phantasie des Volkes beschäftigt, jetzt schien die glückliche Zeit gekommen, wo jeder Fischtiegel sich auf des Münzers Wage in Silber verwandeln konnte. Es begann ein tolles Geldmachen. Daß reines Silber und altes Silbergeld im kaufmännischen Verkehr auffallend und unaufhörlich theurer wurden, so daß endlich für einen alten Silbergulden vier, fünf und mehr Gulden gezahlt werden mußten, und daß die Preise der Waaren und Lebensmittel langsam höher stiegen, das kümmerte die Menge nicht, so lange das neue Geld, dessen Production sich ja in's Unendliche vermehren ließ, immer noch willig genommen wurde. Die Nation, ohnedies aufgeregt, gerieth zuletzt in einen wilden Taumel. Ueberall schien Gelegenheit, ohne Arbeit reich zu werden. Alle Welt legte sich auf Geldhandel. Der Kaufmann machte Geldgeschäfte mit dem Handwerker, der Handwerker mit dem Bauer. Ein allgemeines Umherlungern, Schachern, Uebervortheilen riß ein. Der moderne Schwindel mit Actien und Börsenpapieren giebt nur eine schwache Vorstellung von dem Treiben damaliger Zeit. Wer Schulden hatte, jetzt eilte er sie zu bezahlen. Wem der gefällige Münzer einen alten Braukessel in Geld umschlug, der konnte dafür Haus und Acker kaufen*). Wer Gehalte, Sold und Löhne auszuzahlen hatte, der fand es sehr bequem, die Summen in weißgesottenem Kupfer hinzuzahlen. In den Städten wurde nur noch wenig gearbeitet und nur um sehr hohes Geld.

*) „Das neue Geld war fast lauter Kupfer, nur gesotten und weiß gemacht, das hielt etwa acht Tage, dann wurde es zunderroth. Da wurden die Blasen, Kessel, Röhren, Rinnen und was sonst von Kupfer war, ausgehoben, in die Münzen getragen und zu Gelde gemacht. Ein ehrlicher Mann durfte sich nicht mehr getrauen, jemanden zu beherbergen, denn er mußte Sorge tragen, der Gast breche ihm in der Nacht die Ofenblase aus und laufe ihm davon. Wo eine Kirche ein altes kupfernes Taufbecken hatte, das mußte fort zur Münze und half ihm keine Heiligkeit, es verkauften's die darin getauft waren.“ Müller, Chronika von Sangerhausen, S. 10.

Denn wer einige alte Thaler, Goldgulden oder anderes gutes Reichsgeld als Nothpfennig in der Truhe liegen hatte, — wie damals fast jedermann, — der holte seinen Vorrath heraus und setzte ihn vergnügt in das neue Geld um, da der alte Thaler merkwürdigerweise vier, ja sechs und zehn Mal so viel zu gelten schien als früher. Das war eine lustige Zeit. Wenn Wein und Bier auch theurer waren als sonst, sie waren es doch nicht in demselben Verhältniß wie das alte Silbergeld. Ein Theil des Gewinnes wurde im Wirthshaus verjubelt. Auch geneigt zu geben war man in solcher Zeit. Die sächsischen Stände bewilligten auf dem Landtage zu Torgau mit Leichtigkeit einen hohen Zuschlag zur Landsteuer, war doch Geld überall im Ueberfluß zu haben! Auch zum Schuldenmachen war man sehr bereit, denn überall wurde Geld zu günstigen Bedingungen angeboten und überall konnte man Geschäfte damit machen. Deshalb wurden von allen Seiten große Verpflichtungen übernommen. — So trieb das Volk in starker Strömung zum Verderben.

Aber es kam die Gegenströmung, zuerst leise, dann immer stärker. Zuerst klagten alle die, welche von festem Gehalt ihr Leben bestreiten mußten, am lautesten die Pfarrgeistlichen, am schmerzlichsten die Schullehrer, die armen Kalmäuser. Wer sonst von zweihundert Gulden gutem Reichsgeld ehrlich gelebt hatte, der bekam jetzt zweihundert Gulden leichtes Geld, und wenn auch, wie allerdings oft geschah, die Gehalte um einiges, bis zum vierten Theil, erhöht wurden, er konnte selbst mit dem Zuschuß nicht die Hälfte, ja bald nicht den vierten Theil der nothwendigsten Ausgaben bestreiten. Die geistlichen Herren schlugen wegen dieses unerhörten Falls in der Bibel nach, fanden darin einen unverkennbaren Widerwillen gegen alle Heckenmünzerei und begannen gegen das leichte Geld von den Kanzeln zu predigen. Die Schullehrer auf den Dörfern hungerten, so lange es gehn wollte, dann entliefen sie und vermehrten den Troß der Vagabunden, Bettler, Soldaten. Die

Dienstboten wurden zunächst aufsätzig. Der Lohn von durchschnittlich zehn Gulden auf's Jahr reichte ihnen jetzt kaum hin, ihre Schuhe zu bezahlen. In allen Häusern gab es Gezänk mit der Brotherrschaft, Knechte und Mägde entliefen, die Knechte ließen sich anwerben, die Mägde versuchten es auf eigne Hand. Unterdeß verlor sich die Jugend von den Schulen und Universitäten. Wenige bürgerliche Eltern waren damals so wohlhabend, daß sie ihre Söhne in der Studienzeit ganz aus eigenen Mitteln erhalten konnten. Dafür gab es eine Menge Stipendien, seit Jahrhunderten hatten fromme Leute den armen Studenten Geld gestiftet. Der Werth der Stipendien schwand dem Schüler jetzt plötzlich dahin, sein Credit in der fremden Stadt war bald erschöpft, vielen Studirenden wurde die Existenz unmöglich, sie verfielen der Armseligkeit und den Versuchungen der blutigen Zeit. Noch kann man in mehren Selbstbiographien ehrbarer Theologen lesen, welche Noth sie damals ertragen mußten. Dem einen wurde zur Rettung, daß er in Jena alle Tage für vier Pfennige Semmel auf das Kerbholz seines Magisters schneiden durfte, ein anderer vermochte durch Stundengeben in der Woche achtzehn Batzen zu erwerben, die er aber sämmtlich für trockenes Brot ausgeben mußte.

Die Unzufriedenheit griff weiter. Zunächst die Kapitalisten, welche ihr Geld ausgeliehen hatten und von den Zinsen (damals in Mitteldeutschland fünf, selten sechs Procent) lebten. Sie waren vor kurzem als wohlhabende Leute viel beneidet worden, jetzt reichten ihre Einnahmen vielleicht kaum hin, ihr Leben zu erhalten. Sie hatten tausend gute Reichsthaler ausgeliehen, und jetzt zählte ihnen der Schuldner eilig tausend Thaler in neuem Gelde auf den Tisch. Sie forderten ihr gutes altes Geld zurück, zankten und klagten vor Gericht; aber was sie zurückerhalten hatten, trug des Landesherrn Bild und das alte Werthzeichen, es war gesetzlich geprägtes Geld, und der Schuldner konnte sich mit Recht darauf be-

rufen, daß auch er solches Geld in Capital, Zinsen und für Arbeit empfangen hatte. So entstanden zahllose Processe und die Juristen kamen in arge Verlegenheit. Endlich geriethen die Städte, die Landesherren selbst in Bestürzung. Sie hatten gern das neue Geld ausgegeben, und viele von ihnen hatten es maßlos gemünzt. Jetzt aber bekamen sie bei allen Steuern und Abgaben auch nur schlechtes Geld wieder ein, für hundert Pfund Silber jetzt hundert Pfund versilbertes Kupfer, während auch für sie alles theurer geworden war und ein Theil ihrer Ausgaben durchaus in gutem Silber gemacht werden mußte. Da versuchten die Regierungen sich durch neue Unredlichkeiten zu helfen. Sie hatten erst das gute Reichsgeld durch einen Zwangscours niederzuhalten gesucht, jetzt setzten sie plötzlich den Werth ihres eigenen Geldes herab, wieder mit Zwangscours und Strafdrohung für alle, die ihm weniger Werth gönnen würden. Aber das falsche Geld sank doch unaufhaltsam unter den verordneten Werth. Da verboten einzelne Regierungen ihr eigenes Landesgeld, das sie eben erst gemünzt hatten, für Steuern und Abgaben. Sie selbst weigerten sich wiederzunehmen, was sie in den letzten Jahren geprägt hatten. Jetzt erst merkte das Volk die ganze Gefahr seiner Lage. Ein allgemeiner Sturm gegen das neue Geld brach los. Es sank auch im Tagesverkehr bis auf ein Zehntheil seines nominellen Werthes. Die neuen Heckenmünzen wurden als Nester des Teufels verschrien, die Münzer und ihre Agenten, die Geldwechsler und wer sonst aus dem Geldhandel Geschäft gemacht, wurden Gegenstände des allgemeinen Abscheus. Damals wurde in Deutschland für sie die Volksbezeichnung Kipper und Wipper allgemein. Die Wörter kamen von den Niedersachsen: kippen sowol auf der Geldwage betrügerisch wiegen als auch Geld beschneiden, und wippen das schwere Geld von der Wagschale werfen*). Man sang Spott-

*) In den Reichstagsabschieden kommen die Worte vor dem dreißigjährigen Kriege nicht vor, sie erschienen 1621 noch ziemlich neu.

lieder auf sie. In dem Rufe der Wachtel glaubte man ihren Namen zu hören, und der Pöbel schrie „kippediwipp“ hinter ihnen her, wie „hep“ hinter den Juden. An vielen Orten rottete sich das Volk zusammen und stürmte ihre Wohnungen. Noch lange Jahre nachher, nach allen Schrecken des langen Krieges, galt es für eine besondere Schande, wenn einer in der Kipperzeit zu Geld gekommen war. Ueberall entstanden Unordnungen, Tumulte; die Bäcker wollten nicht mehr backen, ihre Läden wurden zerschlagen; die Fleischer wollten zur vorgeschriebenen Taxe nicht mehr schlachten; Bergleute, Studenten, Soldaten tobten in wildem Aufruhr; die Stadtgemeinden versanken in Schulden bis zum Bankerott, z. B. das wohlhabende Leipzig. Aller Handel und Verkehr hörte auf, das alte Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft krachte und drohte auseinander zu brechen. Die kleine Literatur trieb und steigerte die Stimmung, und wurde selbst durch den wachsenden Unwillen gehoben. Die Gassenlieder begannen, die fliegenden Bilderbogen folgten. Die Kipper wurden unermüdlich abconterfeit, mit Höllenflammen an Haupt und Füßen, auf einer unsicheren Kugel stehend, von zahlreichen, düsteren Emblemen umgeben, worunter der Strick und lauernde Raben nicht fehlten, oder in ihrer Münzstätte, Geld einsammelnd und ausfahrend, ihnen gegenüber die betende Armuth; die verschiedenen Stände wurden abgeschildert, wie sie den Geldwechslern ihren sauern Verdienst aufzählen, Soldaten, Bürger, Wittwen und Waisen; der Höllenrachen wies sich geöffnet und die Wechsler wurden durch einige Teufel emsig hineingeschleppt, alles im Zeitgeschmack mit allegorischen Figuren und lateinischen Devisen verziert und durch zornige deutsche Verse für jedermann verständlich gemacht.

Wie im Volke erhob sich der gewaltige Sturm unter den Gelehrten. Die Pfarrgeistlichen schrien und verdammten laut, nicht nur von der Kanzel, auch durch Flugschriften. Eine Broschürenliteratur begann, welche anschwoll wie ein Meer.

Einer der ersten, welche gegen das neue Geld schrieben, war M. Andreas Lampe, Pfarrer zu Halle. In einer kräftigen Abhandlung: „Von der letzten Brut und Frucht des Teufels, Leipzig 1621“, bewies er mit zahlreichen Citaten aus dem alten und neuen Testament, daß alle Handwerke und Berufsarten durch göttliche Anordnung in die Welt gekommen seien, sogar die Scharfrichter, die Kipper aber durch den Teufel, worauf er mit guten Strichen das Unheil, welches sie angerichtet, charakterisirte. Er hatte noch harte Anfechtungen zu erdulden, und wie loyal er auch die Obrigkeit schonte, es wurde ihm doch mit Klagen gedroht, so daß er für gut fand, ein rechtfertigendes Urtheil des Schöppenstuhls zu Halle zu erwerben. Bald aber folgten ihm zahlreiche Amtsbrüder. Die Streitschriften dieser geistlichen Herren erscheinen uns unbehilflich; man thut doch gut sie mit Achtung durchzusehen, denn die protestantische Geistlichkeit vertrat immer noch die Bildung und Redlichkeit des Volkes. Im Jahre 1621 freilich waren die Herren nicht gewöhnt irdisches Behagen zu entbehren, und die Rücksicht auf ihr eigenes Wohlbefinden hatte einen reichlichen Antheil an dem Feuer, mit welchem sie die Kipperei verfolgten.

Die Prediger exorcisirten den bösen Feind, die theologischen Facultäten ließen bald das schwere Geschütz ihrer lateinischen Gründe folgen, und wie grimmig Priesterhaß sei, zeigte z. B. das Consistorium zu Wittenberg, als es den Kippern den Genuß des Abendmahls und ehrliches Begräbniß versagen wollte. Endlich kamen auch die Juristen mit ihren Fragen, Informationen, ausführlichen Münzbedenken und Recapitulationen. Die Antworten, welche sie in dicken Broschüren gaben, waren fast immer sehr weitschweifig und ihre Argumente nicht selten spitzfindig; aber sie waren doch dringend nöthig geworden, denn der Streit über Mein und Dein, zwischen Gläubiger und Schuldner schien unabsehbar, und unzählige Rechtshändel drohten die Leiden des Volkes in's Unerträgliche zu verlängern. Ob,

wer schweres Geld ausgeliehen, Capital und Zinsen in leichtem Geld zurücknehmen müsse, und wieder, ob einer, der leichtes Geld ausgeliehen, die Rückzahlung der vollen Capitalsumme in schwerem Gelde beanspruchen dürfe, das war am häufigsten Gegenstand der Untersuchung. Es muß hier bemerkt werden, daß in vielen Fällen, wo das Gesetz und der Scharfsinn streitender Juristen nicht ausreichten, ein gutes Billigkeitsgefühl, welches im Volke lebte, den Streit beendigte. Denn damals, wo die Regierungen im allgemeinen schlecht und auch das gewissenhafte Recht sehr umständlich und kostspielig war, mußte der praktische Sinn den Einzelnen über vieles weghelfen. Ein kleines Flugblatt, worin erzählt wird, wie sich in einem bestimmten Falle der gesunde Menschenverstand des Dorfschulzen zu Justiz geholfen hatte, hat sicher nicht weniger genützt als eine massive, halb lateinische halb deutsche „Informatio".

In der papiernen Flut, welche uns von der damaligen Aufregung Kunde giebt, sind es einzelne Bogen, an denen unser Interesse am meisten haftet, die Aeußerungen gebildeter und welterfahrener Männer, welche in populärer Form kurz und wirksam zu sagen wissen, worauf es ankommt. Aus verschiedenen Zeiten des dreißigjährigen Krieges sind uns einzelne solcher Flugschriften erhalten, in denen wir noch heute entweder Energie des Charakters oder Kraft der Sprache oder echt staatsmännische Einsicht zu bewundern haben. Vergebens fragen wir nach dem Namen der Verfasser. Hier sei nur an eine solche Schrift erinnert. Ihr Titel ist: „Expurgatio oder Ehrenrettung der armen Kipper und Wipper, gestellt durch Kniphardum Wipperium. 1622. Fragfurt."

Der Verfasser hat den wackern Lampe zum Gegenstand seines Angriffs gewählt; der vorsichtige Eifer des sächsischen Geistlichen, dessen vornehme Collegen selbst in dem Rufe standen Kipper zu sein (z. B. der berüchtigte Hofprediger Hoe, der böse Geist des Kurfürsten), hatte die Entrüstung eines

stärkeren Geistes hervorgerufen. Es ist ein männliches Urtheil und eine sehr berechtigte demokratische Stimmung, welche aus den starken Ausdrücken dieser Schrift zu uns redet. Was ihr eigentlicher Inhalt sei, mag man nach folgenden Stellen beurtheilen.

„Ich habe noch keinen einzigen Pfennig, geschweige gröbere Münze gesehen, worauf der Kipper und Wipper Namen, Wappen oder Gepräge stände, noch viel weniger wird man als Umschrift den neuen Wachtelgesang „Kippediwipp" darauf finden. Sondern man sieht darauf wol ein sonst bekanntes Gepräge oder Bild, und wird der Kipper oder Wipper nicht mit dem geringsten Buchstaben gedacht."

„Kann aber der Herr Magister die Sache noch nicht recht verstehn, so frage er doch, wer die alten Kessel am theuersten eingekauft hat, damit die Münzen befördert würden; wenn das geschieht, wird der Herr Magister in Wahrheit erfahren, wer das kupferne und blecherne Geld geprägt hat. Denn wahrlich, so mancher alte Kessel, worin so mancher gute Grütz- oder Hirsebrei gemacht ist, auch so manche gute alte Pfanne, worin so viel gutes Bier und so mancher schöne Trunk Breihahn gekocht wurde, ist verschmolzen und vermünzet worden, und dieses ist nicht von den gemeinen Kippern, sondern von den Erzkippern geschehen. Denn die andern haben keine Regalia zu münzen, und ob sie gleich als die Spür- und Jagdhunde solches ausgespürt und aufgetrieben, so haben sie es doch nur auf Befehl andern abgejagt und sind also nicht in so schwerer Verdammniß, als diejenigen (sie mögen heißen wie sie wollen), so die Regalia vom Reich haben und dieselben zum merklichen Schaden deutschen Landes mißbrauchen." —

„Keiner will in jetziger Zeit der Katze die Schelle anhängen oder, wie Johannes dem Herodes, die Wahrheit sagen. Aber auf die armen Schelme, die Kipper und Wipper, schimpft jedermann, während diese doch bei solchem Wechselgeschäft nichts aus eigener Macht thun, sondern was sie thun, geschieht alles

mit Wissen, Willen und Beifall der Obrigkeit. Und leider bekommen sie in jetziger Zeit viel Concurrenten. Denn sobald jemand einen Pfennig oder Groschen bekommt, der ein wenig besser ist als ein anderer, so will er sogleich damit wuchern. Deshalb geht es auch so her, wie die Erfahrung zeigt: die Aerzte verlassen ihre Kranken und denken viel mehr an den Wucher als an Hippokrates und Galenus; die Juristen vergessen ihre Acten, hängen ihre Praxis an die Wand, nehmen die Wucherei zur Hand und lassen über Bartholus und Baldus lesen, wer da will. Dasselbe thun auch andere Gelehrte, studiren mehr Arithmetik als Rhetorik und Philosophie; die Kaufleute, Krämer und andere Handelsleute treiben jetziger Zeit ihr größtes Gewerbe mit der kurzen Waare, die mit dem Münzstempel bezeichnet ist.“ —

„Aus diesem ist nun zu ersehen, daß zwar die „ungehangenen, diebischen, eidvergessenen, ehrlosen“ Kipper und Wipper nicht ganz zu entschuldigen, aber doch auch nicht in so großer Verdammniß sind, als wenn sie eben causa principalis von dem Verderben des deutschen Landes wären. Leider habe ich allerdings große Sorge, wenn's einmal an ein Teufelholen oder Aufhenken gehn wird, so werden die Kipper und Wipper, Wechsler und Wucherer, Juden und Judengenossen, Helfer und Helfershelfer, ein Dieb mit dem andern zum Teufel hinschlendern oder mit einander zugleich aufgehenkt werden, wie jener Wirth mit seinen Gesellen. Doch mit einem Unterschied. Denn es behalten ihre Principale und Patrone billig die Prärogative und Präeminenz, wie denn etliche davon allbereits dahin vorausgesandt sind. Die andern werden in kurzem auch an den vorbestimmten Ort folgen, und es hilft alsdann nichts, man mache ihnen carmina oder crimina, Verhöre oder Lobgedichte zu dieser Hinnenfahrt, — facilis descensus Averni, — sie werden den Weg wol finden und bedürfen kein Glück dazu, der Teufel wird sie kuppeln all an einen Strick, und wären die Schelme noch so dick. Fiat.“ —

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß den Landesherren von mehren Seiten eine ähnliche Auffassung ihrer socialen Aussichten im Jenseits zu Ohren kam. Jedenfalls erkannten auch sie, daß nur die schleunigste Hilfe retten könnte. Es gab keine andere Hilfe als die Herabsetzung und die eiligste Einziehung der neuen Münzen und eine Rückkehr zu den alten guten Reichsmünzen. Die Fürsten und Städte verriefen also in der ersten Sorge ihr neues Geld, benutzten diese Decrete, um ihren — nicht eben alten — Abscheu vor schlechter Münze auszusprechen, und ließen wieder ehrlich mit dem soliden Schrot und Korn prägen, die das Reichsgesetz vorschrieb. Und um der maßlosen Theuerung zu steuern, beeilten sie sich Tarife der Waaren und Löhne bekannt zu machen, worin die höchsten erlaubten Preise festgesetzt wurden. Es versteht sich, daß dies letztere Heilmittel auf die Dauer so wenig nutzen konnte, als das berühmte Edict Diocletian's dreizehnhundert Jahre vorher. Allein für den Augenblick half der Zwang, welchen es z. B. den städtischen Wochenmärkten, den Tagearbeitern wie den Innungen anthat, doch dazu, die ausgetretenen Fluten in das alte Bett zurückzuführen.

Und jetzt folgte dem Taumel, dem Schrecken, der Wuth eine trostlose Ernüchterung. Die Menschen sahen einander an wie nach einer großen Pest. Wer sicher auf seinem Reichthum gesessen hatte, war heruntergekommen. Mancher schlechte Abenteurer ritt jetzt als vornehmer Herr in Sammt und Seide. Im ganzen war das Volk viel ärmer geworden. Es war lange kein großer Krieg gewesen und viele Millionen in Silber und Gold, die Ersparnisse der kleinen Leute, hatten sich in Dorf und Stadt vom Vater auf den Sohn vererbt; dieses Sparbüchsengeld war in der bösen Zeit zum größten Theil verschwunden, es war verjubelt, für Tand ausgegeben, zuletzt für Lebensmittel zugesetzt. Aber nicht dies war das größte Unheil, ein größeres war, daß in dieser Zeit Bürger und Landmann gewaltsam aus dem Gleise ihrer redlichen Tagesarbeit

herausgerissen wurden. Leichtsinn, abenteuerndes Wesen und ein ruchloser Egoismus griffen um sich. Die zerstörenden Gewalten des Kriegs hatten einen ihrer bösen Geister vorausgesandt, das feste Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft zu lockern und ein friedliches, arbeitsames und ehrliches Volk zu gewöhnen an das Heer von Leiden und Verbrechen, welches kurz darauf über Deutschland hereinbrach.

Die Jahre 1621—23 hießen fortan die Zeit der Kipper und Wipper. Die Verwirrung, die Aufregung, die Händel und die Flugschriftenliteratur dauerten bis in das Jahr 1625. — Die Lehre, welche sich die Fürsten aus den Folgen ihres frevelhaften Thuns ziehen konnten, hielt gegenüber spätern Versuchungen nicht Stand. Es schien noch am Ende des 17. Jahrhunderts unmöglich, den Heckenmünzen und der immer wieder eintretenden Verschlechterung des Geldes gründlich abzuhelfen. —

Während Tilly die Niedersachsen besiegte, als Wallenstein im nördlichen Deutschland hauste, wogte die kleine Literatur in niedrigeren Wellen. Nach jedem Treffen, jeder Einnahme einer Stadt erschienen Kupferstiche mit Text, welche die Aufstellung der Truppen, das Aussehen der Stadt schilderten; unregelmäßige Zeitungen und Trauerlieder gaben Kunde von den Fortschritten der Kaiserlichen, dem Untergange des Mansfelders. Dazwischen entsetzten greuliche Verordnungen des Kaisers, der jetzt die Evangelischen aus seinem gesicherten Besitz hinauswarf oder durch Gewalt zu seiner Kirche zurückzwang, fruchtlose Schreiben des Kurfürsten von Sachsen an den Kaiser. Der Kurfürst ließ endlich gegen die wachsenden Angriffe der katholischen Theologen eine Vertheidigung der augsburgischen Confession drucken. Dieses umfangreiche Werk, „Nothwendige Vertheidigung des Augapfels" genannt (1628), rief sogleich einen theologischen Krieg hervor, massenhaft eilten Gegner und Bundesgenossen in's Feld. „Brill auf den evangelischen Augapfel", „Scharfes rundes Auge auf den römischen

Pabst", „Wer hat das Kalb in's Aug' geschlagen?" „Katholischer Oculist oder Staarstecher", „Venetische Brillen auf lutherische Nasen" u. s. w., das sind die herausfordernden Titel einiger der gelesensten Zankschriften. Aber dieser gelehrte Streit wurde übertönt zuerst durch lautes Klagegeschrei gegen Wallenstein, das von Pommern her durch alle Landschaften drang: der Kampf um Stralsund, die schändliche Behandlung des Pommerherzogs und seines Landes, zuletzt noch die greuliche Mißhandlung der Männer und Frauen von Pasewalk. Und wieder schwand die Klage in einem Freudengeschrei aller Protestirenden. Wieder erhob sich Hoffnung und Zuversicht; diesmal war es ein Mann, dem die Nation in dem echt deutschen Bedürfniß zu lieben und zu verehren entgegenjauchzte. Was die Deutschen seit hundert Jahren entbehrt hatten, das stieg aus dem Norden zu ihnen an's Land, ein Liebling, ein Held. Aber er war ein Fremder.

Auch für uns liegt in der Gestalt Gustav Adolf's noch viel von dem hellen Glanze, der ihn vor den Augen der Mitlebenden so sehr von allen Feldherren und Fürsten unterschied. Es sind nicht seine Siege, nicht sein ritterlicher Tod, auch nicht der Umstand, daß er wie eine letzte Hilfe dem hoffnungsarmen Volksthum erschien, was ihn zu einer einzigen Gestalt in dem langen Kampfe machte. Es war der Zauber einer großen Persönlichkeit, die fest geschlossen, sicher, wie unfehlbar über die blutigen Kampffelder dahinritt, von Kopf zu Fuß Consequenz, Entschlossenheit, markige Thatkraft. Und sieht man näher zu, so erstaunt man, welch starke Gegensätze sich in diesem Charakter zu bewundernswerther Einheit banden. Kein Feldherr war systematischer, planvoller, größer im methodischen Kriege. Zucht im Heere, Ordnung in der Verpflegung, sichere Basen und Rückzugslinien für jede strategische Operation, das waren die Forderungen, die er bei seiner Ankunft auch an die deutsche Kriegführung stellte. Auch ihn, den starken Kriegsfürsten, drängte eine unwiderstehliche Noth

wendigkeit von seiner guten Methode ab, aber unaufhörlich stemmte er die ganze Kraft seines Wesens wider den wilden Flibustierkrieg, der um ihn ras'te. Und doch denselben regelmäßigen Mann trieb still im Innersten ein tollkühner Muth zu dem Gewagtesten, auch in der Schlacht war sein Wesen wunderbar gehoben, wie bei einem edlen Kampfroß. Dann leuchtete es wie ein Wetter in seinen Augen, höher war seine Gestalt, ein Lächeln auf seinem Antlitz. Und wieder, wie wundervoll ist in ihm, dem Menschen, die innige Verbindung von offener Biederkeit und von schlauer Politik, von aufrichtiger Frömmigkeit und von sehr irdischer Klugheit, von hochsinnigem Opfermuth und von rücksichtslosem Ehrgeiz, von herzlicher Humanität und erbarmungsloser Strenge! Und alles dies wird verklärt durch eine innere Freiheit und Sicherheit, die ihm möglich macht, humoristisch auf die verworrenen Verhältnisse, die verkümmerten Fürsten Deutschlands zu blicken. Darin zumeist ruht die unwiderstehliche Wirkung, die er auf alle ausübt, welche vor sein Antlitz treten, in der Frische seiner Natur, der überlegenen Laune und, wo es noth that, einer ironischen Bonhommie. Unübertrefflich ist die Art, wie er die stolzen aber unsichern Herren, die bedenklichen Städte der protestantischen Partei behandelt; er wird nicht müde, sie zum Kriege, zum Bündniß zu treiben, immer wieder predigt er dasselbe Thema gegen den Abgesandten des Brandenburgers, wenn er den Nürnbergern schmeichelt, den Frankfurtern eine Strafrede hält.

Er war durch Stamm und Glauben mit dem deutschen Norden eng verbunden, aber er war ein Fremder. Wol empfanden die Fürsten das jeden Augenblick. Es war nicht nur Mißtrauen gegen die höhere Kraft, was die Unentschlossenen, z. B. den Kurfürsten von Brandenburg, von ihm entfernt hielt, bis die bitterste Noth zur Vereinigung zwang. Wenn sie in ihm einen neuen Herrn ahnten, so scheuten sie doch auch eine unberechenbare nichtdeutsche Gewalt, welche so plötzlich und dro-

hend in dem Reiche aufstieg. Es war in wenigen von ihnen immer noch etwas von Luther's volksthümlicher Anschauung des Reiches. Sie hatten kein Bedenken, mit Frankreich, den Niederlanden, Dänemark, ja mit dem unzuverlässigen Bethlen Gabor zu verhandeln; alle diese waren außerhalb des Reiches. Innerhalb der Grenzen aber standen der fanatische Kaiser und sein unerträglicher Feldherr immer noch als neue Leute, sie mochten wieder vergehn, wie sie groß geworden waren, alt aber war die Herrlichkeit des deutschen Reiches, und Grundpfeiler derselben war ihre eigene Würde. Solche Empfindung hatte nicht mehr die höchste politische Berechtigung, denn der deutsche Kaiser war des deutschen Reiches tötlicher Feind geworden. Aber solcher Sinn verdient doch keine Verachtung. Und wie mehre der Fürsten, empfand im Grunde auch die Nation, ihr Streit mit dem Kaiser war doch wie ein häuslicher Streit, der die Fremden nichts angehn sollte. Aber solche Empfindung ward dem Volke verdeckt durch die Freude an der schönen Heldenkraft des protestantischen Königs. Während zwei Jahren huldigte ihm die öffentliche Meinung, wie sie seitdem nur dem großen Friedrich von Preußen gehuldigt hat. Jedes Wort, jede kleine Anekdote wurde von Stadt zu Stadt getragen, jedem Fortschritt seiner Waffen folgte ein lauter Jubelruf. Und es waren nicht nur die eifrigen Protestanten, welche so empfanden; auch in den katholischen Heeren und in den Landschaften der Liga verstummte schnell der Spott, den die Landung des „Schneekönigs“ hervorgerufen hatte, fortwährend wuchs die Zahl seiner Bewunderer. Viele charakteristische Züge von ihm sind uns aufbewahrt, fast jede Unterredung, die er mit Deutschen hatte, giebt Gelegenheit, einiges von seiner Art zu erkennen. Hier möge ein kurzes Gespräch folgen, das nach seiner Landung in Pommern von einem klugen Unterhändler aufgezeichnet wurde.

Der Kurfürst von Brandenburg hatte einen Bevollmächtigten, von Wilmerstorff, abgeschickt, den König zu einem

Waffenstillstand mit dem Kaiser zu bringen, dann wollte der Kurfürst die Friedensvermittlung übernehmen, er, dem bereits Wallenstein die Herrschaft über das eigne Land genommen und der Kaiser jede Nichtachtung gezeigt hatte. Die Unterredung des Königs mit dem Gesandten*) giebt ein gutes Bild von der Methode des Königs zu verhandeln. Er ist auch hierbei kurz, fest und gerade aus, trotz allen Hintergedanken, und von so überlegener Sicherheit, daß sein lebhaftes Temperament ohne Gefahr durchblitzen darf. Der Gesandte berichtet:

„Nachdem Seine Königliche Majestät mich gnädigst angehört, aber, da ich an den Vorschlag des Waffenstillstandes kam, etwas gelächelt hatte, so hat Sie mir selbst, da niemand dabei gewesen, weitläufig geantwortet:

„Ich hätte mich wol einer andern Legation von meines Herren Schwagers Liebden versehen, nämlich, daß Sie mir vielmehr entgegenkommen und sich mit mir zu Ihrer eignen Wohlfahrt conjungiren werde, nicht aber, daß Seine Liebden so schlecht sein sollte, diese Gelegenheit, die Gott sonderlich geschickt, nicht zu gebrauchen. Seine Liebden will die helle und klare Intention Ihrer Feinde nicht verstehn, Sie unterscheidet nicht den Prätext von der Wahrheit, und bedenkt nicht, wenn dieser Vorwand aufhören sollte, das heißt, wenn man von mir nichts mehr zu besorgen hätte, daß bald ein anderer gefunden werden würde, dennoch in Seiner Liebden Lande zu bleiben.

Ich hätte nicht erwartet, daß Seine Liebden sich vor dem Kriege so sehr entsetzen würde, daß Sie sich darüber stillsitzend um all das Ihrige bringen ließe. Oder weiß denn Seine Liebden noch nicht, daß des Kaisers und der Seinigen Intent dieses ist, nicht eher aufzuhören, bis die evangelische Religion im Reiche ganz ausgerottet werde, und daß Seine Liebden nichts anderes zu erwarten habe, als entweder Ihre Religion

*) Abgedruckt in K. G. Helbig: Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, — einem werthvollen Beitrag zur Geschichte des Krieges.



zu verleugnen oder Ihr Land zu verlassen? Meinet Sie, daß Sie mit Bitten und Flehen und dergleichen Mitteln etwas anderes erlangen werde? Um Gottes willen, bedenke Sie sich doch ein wenig und fasse einmal mascula consilia. Sie sehe diesen frommen Herrn, den Herzog von Pommern an, welcher auch so unschuldiger Weise, da er gar nichts verwirkt, sondern nur sein Bierchen in Ruhe getrunken hat, so jämmerlich um das Seine gebracht worden ist, und wie wunderbarlich Gott ihn fato quodam necessario — denn er mußte wol — errettet hat, daß er sich mit mir verglich. Was derselbe aus Noth gethan, das mag Seine Liebden freiwillig thun.

Ich kann nicht wiederum zurück, jacta est alea, transivimus Rubiconem. Ich suche bei diesem Werke nicht meinen Vortheil, gar keinen Gewinn als die Sicherheit meines Reiches, sonst habe ich nichts davon als Unkosten, Mühe, Arbeit und Gefahr an Leib und Leben. Man hat mir Ursach genug dazu gegeben; man hat zuerst den Polen, meinen Feinden, zweimal Hilfe geschickt und versucht mich herauszuschlagen, dann hat man sich der Ostseehäfen bemächtigen wollen; daraus konnte ich wol ersehen, was man mit mir im Sinne hatte. Eben solche Ursachen hat Seine Liebden, der Kurfürst, auch, und es wäre nunmehr Zeit, die Augen aufzumachen und sich etwas von den guten Tagen abzubrechen, damit Seine Liebden nicht länger in Seinem Lande ein Statthalter des Kaisers, ja eines kaiserlichen Dieners sein möge; qui se fait brebis, le loup le mange.

Jetzt gerade ist die beste Gelegenheit, da Ihr Land der kaiserlichen Soldateska ledig ist, daß Sie Ihre Festungen selbst gut besetze und vertheidige. Will Sie das nicht thun, so gebe Sie mir eine, etwa nur Küstrin, so will ich sie defendiren, und bleibet dann in Eurer Unthätigkeit, die Euer Herr so sehr liebt.

Was wollt Ihr sonst machen? denn das sage ich Euch klar voraus: ich will von keiner Neutralität nichts wissen noch hören. Seine Liebden muß Freund oder Feind sein. Wenn

ich an Ihre Grenzen komme, muß Sie sich kalt oder warm erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Will Seine Liebden es mit Gott halten, wohl, so trete Sie zu mir, will Sie es aber lieber mit dem Teufel halten, so muß Sie fürwahr mit mir fechten; tertium non dabitur, deß seid gewiß.

Und nehmt diese Commission auf Euch, es Seiner Liebden recht zu hinterbringen; denn ich habe nicht Leute bei mir, die ich entbehren könnte, an Sie zu schicken. Wenn mit Seiner Liebden zu tractiren wäre, so wollte ich sehen, wie ich selber an Sie kommen könnte; aber so, wie Sie sich anstellt, ist nichts zu thun.

Seine Liebden trauet weder Gott noch Ihren guten Freunden. Darüber ist es Ihr schlecht gegangen in Preußen und in diesen Landen. Ich bin Seiner Liebden Diener und liebe Sie von Herzen, mein Schwert soll zu Ihren Diensten sein, das soll Sie bei Ihrer Hoheit, bei Land und Leuten erhalten. Aber Sie muß dazu auch das Ihrige thun.

Seine Liebden hat ein großes Interesse an diesem Herzogthum Pommern, dasselbe will ich defendiren Ihr zu gut; aber unter derselben Bedingung, wie in dem Buche Ruth dem nächsten Erben das Land angeboten wird, daß er nämlich die Ruth selbst zum Weibe nehme, so muß auch Seine Liebden diese Ruth mitnehmen, das heißt, sich in dieser gerechten Sache mit mir verbinden, wenn Sie überhaupt das Land erben will. Wo nicht, so sage auch ich klar heraus, daß Sie es nimmer bekommen soll.

Dem Frieden bin ich nicht abgeneigt, habe mich genugsam dazu bequemt. Ich weiß gar wohl, daß der Würfel des Krieges zweifelhaft ist, ich habe das in so vielen Jahren, in denen ich Krieg mit verschiedenem Glück geführt habe, wohl erfahren. Aber daß ich jetzt, da ich durch Gottes Gnade so weit gekommen bin, wieder hinausziehen sollte, das kann mir niemand rathen, auch der Kaiser selber nicht, wenn er Vernunft gebrauchen will. —

Einen Waffenstillstand könnte ich auf einen Monat wol geschehen lassen. Daß Seine Liebden mit vermitteln, kann mir recht sein. Aber Sie muß sich zugleich in Positur stellen und die Waffen zur Hand nehmen; sonst wird alles Vermitteln nichts helfen. Etliche Hansestädte sind bereit sich mit zu verbinden. Ich warte nur darauf, daß sich ein Haupt im Reiche erst hervorthue. Was könnten die beiden Kurfürsten Sachsen und Brandenburg mit diesen Städten nicht durchsetzen! Wollte Gott, daß ein Moritz da wäre!"

Darauf habe ich replicirt, daß ich von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht keinen Befehl hätte, mit Seiner Majestät über ein bewaffnetes Bündniß zu reden. Für meine geringe Person aber zweifelte ich sehr daran, daß Kurfürstliche Durchlaucht sich dazu werde verstehn können, ohne Ehre und Treue zu verletzen, salvo honore et fide sua.

Da unterbrach Seine Majestät stracks: „Ja, man wird Euch bald honoriren, daß Ihr um Land und Leute kommen werdet. Die Kaiserlichen werden Euch wol Treue halten, wie sie die Capitulation gehalten haben."

Ich: Man muß die Zukunft vor Augen haben und bedenken, wie alles über den Haufen fallen würde, wenn das Unternehmen übel glückte.

König: Das wird doch geschehen, wenn Ihr still sitzet, und wäre schon geschehen, wenn ich nicht wäre hereingekommen. Seine Liebden sollten so thun, wie ich thue, und den Ausgang Gott befehlen. Ich habe in vierzehn Tagen nicht auf dem Bett gelegen. Möchte der Mühe auch wol überhoben sein und bei meiner Gemahlin sitzen, wenn ich nicht mehr bedenken wollte. —

Ich habe darauf weiter geredet: Weil Eure Königliche Majestät zufrieden sind, daß Kurfürstliche Durchlaucht sich zum Vermittler mache, so müßte doch Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht wenigstens die Neutralität gelassen werden.

König: Ja, so lange bis ich an Ihr Land komme. Solch Ding ist doch nichts als lauter Spreu, die der Wind

aufhebt und wegweht. Was ist doch das für ein Ding: Neutralität? — Ich verstehe es nicht!

Ich: Eure Königliche Majestät hat es in Preußen doch wol verstanden, wo Sie es selbst Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht und der Stadt Danzig an die Hand gegeben haben.

König: Dem Kurfürsten nicht, aber der Stadt Danzig wol, denn da war es zu meinem Vortheil. —

Hernach ist er wieder auf den Herzog von Pommern gekommen, daß der gute Herr gar wohl mit ihm zufrieden wäre. Er hätte ihm Stralsund, Rügen, Usedom, Wollin und alles schon wiedergegeben. Der Herzog habe begehrt, Seine Majestät solle sein Vater sein. „Aber ich", sagte Seine Majestät, „habe gesagt, ich wolle lieber Sein Sohn sein, weil er doch keine Kinder hätte."

Darauf habe ich geantwortet: Ja, Königliche Majestät, das möchte wol sein, wenn nur Kurfürstliche Durchlaucht Ihr Recht der Erstgeburt in Pommern behielten.

König: Ja, das soll Seine Liebden wol behalten, Sie müssen's aber mit defendiren und nicht wie Esau um einen Brei verkaufen." —

So weit der Bericht.

Als der große König, Herr des halben Deutschlands, im Staube der Schlacht dahinsank, ging ein Wehruf durch alle protestantischen Territorien. In Stadt und Land ward ein Trauergottesdienst gehalten, endlos flossen die Klagegedichte dahin, selbst die Feinde bargen ihre Freude hinter einer männlichen Theilnahme, wie sie in jenen Zeiten dem Gegner selten gegönnt wurde.

Als ein nationales Unglück wurde sein Ende betrachtet, dem Volke war der „Befreier", der „Erretter" verloren. Auch wir, ob Protestanten, ob Katholiken, vermögen nicht nur mit innigem Antheil auf ein reines Heldenleben zu sehen, welches in den Jahren der höchsten Kraft so plötzlich erlosch, wir sollen auch mit großem Dank die Einwirkung betrachten,

die der König auf den deutschen Krieg hatte. Denn er hat in verzweifelter Zeit das, was Luther für die ganze Nation errungen, die Freiheit der Geister und die Fähigkeit zu nationaler Kraftentwicklung, gegen die furchtbarsten Feinde deutschen Wesens, gegen einen gemüthlosen Despotismus in Staat und Kirche, vertheidigt. Aber wir vermögen auch bei ihm zu ersehen, daß das Schicksal, welches ihn traf, vorzugsweise deshalb tragisch wirkt, weil es selbstverschuldet war. Die Geschichte lehrt einige Charaktere kennen, welche nach mächtigen Thaten, schnellem Wechsel des Geschickes plötzlich auf der Höhe ihres Ruhmes, mitten unter gewaltigen, aber unfertigen Bildungen endeten. Solche Helden hat eine populäre Mischung von Seeleneigenschaften einigemal zu bevorzugten Lieblingen der Nachwelt wie der Kunst gemacht. So geschah der fast märchenhaften Heldengröße des Alterthums, dem macedonischen Alexander, so in beschränkterer Thätigkeit, bei kleineren Mitteln auch dem Schwedenkönige Gustav Adolf. Aber wie zufällig uns das tötliche Fieber oder die Kugel erscheint, welche sie fortriß, auch an ihnen ist das Verderben durch die eigene Größe eingetreten. Der Besieger Asiens war zum asiatischen Despoten geworden, bevor er starb; den „Befreier“ Deutschlands erschoß ein kaiserlicher Söldner, als er durch den Staub des Schlachtfeldes stürmte, nicht wie ein Feldherr des 17. Jahrhunderts, sondern wie ein Seekönig der alten Zeit, der seine Schlachten in wilder Kampfesfreude ficht unter dem Schutz der Schlachtjungfrauen Odin's. Schon oft hatte den König ein unvorsichtiger Heldenmuth zu tollkühnem Wagniß und unnöthiger Gefahr gebracht, und lange hatten seine Getreuen gefürchtet, daß er einmal so enden werde. Ja noch mehr. Es war eine weise Politik, daß er sich an den deutschen Küsten festzusetzen suchte, um seinen Schweden die Herrschaft über die Ostsee zu sichern, daß er die Seestädte in sein Interesse zog und feste Stützpunkte an der Oder, Elbe und Weser begehrte. Welche Pflicht hatte er gegen das deutsche

Reich, dessen eigener Kaiser nationales Leben und volksthümliche Bildung durch romanisches Geld und die herbeigerufenen Kriegshorden von halb Europa unterdrücken wollte? Aber als Gustav Adolf daran dachte, sich zum Oberherrn der deutschen Fürsten zu machen, als er darauf ausging, sich in Süddeutschland eine eigene Hausmacht zu gründen, da war er nicht mehr der große Zeitgenosse Richelieu's, sondern wieder der Nachkomme eines alten Normannenhäuptlings. Möglich, daß seine humane Kraft in längerem Leben nach vielen Siegen den größeren Theil Deutschlands mit oder ohne Kaiserkrone untergezwungen hätte; aber daß die Grundlage seiner Gewalt, daß Schweden nicht im Stande war, auf die Dauer eine Suprematie über Deutschland auszuüben, ein entferntes kleineres Land über das größere, das durfte auch damals keinem nüchternen Politiker zweifelhaft sein. Der König konnte noch einige Jahre Schwedens Bauersöhne auf den deutschen Schlachtfeldern opfern und den schwedischen Adel durch deutsche Kriegsbeute verderben, ein festes Haus vermochte auch er nicht für beide Völker zu zimmern. Bald hätten gewöhnliche Menschenkräfte wieder in natürliches Verhältniß gebracht, was sein Genie vielleicht verrücken konnte. Daher meinen wir, er starb gerade da, wo sein gewaltiges Begehren gegen ein Grundgesetz des neuen Staatenlebens zu ringen begann, und wir dürfen außerdem annehmen, daß auch ein längeres Leben voll Erfolge für uns nicht viel geändert hätte. Als er starb, war sein natürlicher Erbe in Deutschland bereits zwölf Jahre alt. Dieser Erbe war Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg. Gustav Adolf aber starb als der vorletzte Fürst des Nordens, welchem der alte Zug der Skandinavier nach den Südländern Verhängniß wurde. Karl XII., der vor Friedrichshall blieb, war der letzte.

Als die Leichenklagen in Deutschland verhallt waren, trat auch in der öffentlichen Meinung die Reaction gegen die Fremden hervor. Die katholische Faction hatte während des ganzen

Krieges den zweifelhaften Vorzug, daß ihre Händel und inneren Gegensätze in der Presse nicht zu Tage kamen; die protestantische Opposition aber zerfiel wieder in Parteien. Zumal seit Sachsen 1635 im Prager Separatfrieden eine ruhmlose Versöhnung mit dem Kaiser gesucht hatte, gab es im Norden wie im Süden eine kaiserliche und eine schwedische Partei, daneben liefen schwächere Gegensätze. Die Franzosen suchten am Rhein auch durch die Presse sich Anhänger zu schaffen, ohne Erfolg. Bernhard von Weimar fand warme Verehrer, welche in ihm den Nachfolger Gustav Adolf's prophezeiten. Er besaß Feldherrntalent und einige von den herzgewinnenden Eigenschaften des großen Königs, aber sein Erbe wurde er nur darin, daß er das übergroße politische Wagniß seines Lehrers in der gefährlichsten Weise wiederholte. Er wollte eine fremde Macht benutzen und täuschen, welche größer und stärker war als er selbst; es war ein ungleicher Kampf, er selbst als der schwächere wurde von Frankreich bei Seite gebracht, und die Fremden bemächtigten sich seiner politischen Hinterlassenschaft, seiner Festung und seines Heeres.

Während so Liebe und Haß in finsterer Zeit getheilt waren, bildete sich in den Besten der Nation ein eigenthümlicher Patriotismus, der das deutsche Volk mit seinen Leiden und Bedürfnissen den egoistischen Interessen der Gewalthaber, von denen jeder das Ganze verderben half, gegenüberstellte. Es gab keine Partei mehr, welcher ein kluger Mann von ganzem Herzen den Sieg wünschen konnte. Der Gegensatz im Glauben hatte sich abgeschwächt, die Soldaten quälten ohne Rücksicht auf Confession. Da begannen zunächst die Politiker eine neue Politik, Ratio status genannt, der alten rücksichtslosen und doch intriganten Eigensucht der Regierenden gegenüberzustellen. Auch die Staatsraison, der Vortheil des Ganzen, wie sie ihn verstanden, war noch ohne Größe, ohne tiefen sittlichen Inhalt, ohne Scheu im Gebrauch der schlechtesten Mittel. Und doch war es ein Fortschritt. Aber auch der

ruhige Bürger war durch achtzehn Jahre der Noth gezwungen worden, sich um diese Politik zu kümmern. Die Charaktere der Mächtigen und ihre Interessen wurden überall besprochen. Jedermann war aus seiner provinciellen Beschränktheit aufgeschreckt und hatte dringende Gründe, auch um die Schicksale entfernter Gegenden zu sorgen. Hunderttausende von Flüchtlingen, die kräftigsten ihrer Heimat, hatten sich in entfernten Landschaften verbreitet, auch sie Landsleute, durch dasselbe Unglück geschlagen. So bildete sich unter den Schrecken des Krieges eine deutsche Gesinnung voll Mißtrauen gegen die Regierenden, voll Sehnsucht nach einer bessern Lage der Nation. Es war ein großer, aber theuer erkaufter Fortschritt der öffentlichen Meinung. Er ist in der politischen Literatur vorzugsweise seit dem Prager Frieden zu erkennen. Eine Probe von solcher Stimmung sei hier aus einer kleinen Flugschrift mitgetheilt, welche 1636 unter dem Titel: „Der Deutsche Brutus. Das ist: Ein abgeworffenes Schreiben"*) erschien.

„Ihr Schweden beklagt euch, Deutschland sei undankbar, es stoße euch mit Gewalt aus, man habe der Gutthaten vergessen, die Gott durch Josua erzeigt, man gedenke keiner Bündnisse, in Summa, ihr seiet weniger werth geworden als ein altes abgemergeltes Pferd oder ein kraftloser Jagdhund, die man beide, wenn sie nicht mehr taugen, mit der Welt Danke belohnet. So geschehe euch groß Unrecht vor Gott und der Welt. —

Wohlan. Noch sind Leute übrig, die euch euer Glück von Herzen gönnen, die für euch beten und ihre Devotion nach Möglichkeit erweisen. Solcher Leute Land kann man keiner

*) Der Titel ist in Erinnerung an das Pseudonym Hubert Languet's, des Verfassers der Vindiciae contra tyrannos, gewählt. Die Flugschrift hat auf dem Titel den fliegenden Mercur, das Zeichen der Latomus in Frankfurt a. M. Sie enthält einige — hier ausgelassene — Stellen, welche zum Sinn des Ganzen nicht passen und vielleicht von den flüchtigen Lohnschreibern jenes literarischen Fabrikgeschäftes zugefügt sind.

Undankbarkeit beschuldigen. Und daß solcher Personen noch viel Tausende gewesen sind, das wissen selbst eure Feinde recht gut. Daß aber Eigennutz, daß heimlicher Neid, daß vertuschte Rathschläge, daß heimlich abgesonderte Verhandlungen sich gegen euch erhoben, muß man nicht alsbald der ganzen hochlöblichen Nation Deutschlands zuschreiben, sondern nur den Ursachen, welche solche Particularitäten zur Folge haben. Nun habt ihr für euern Theil selbst doppelten Eigennutz gezeigt.

Zuerst dadurch, daß ihr die Zölle an der Ostsee nach eurem Gefallen erhöht habt; maßen ich von glaubwürdigen und redlichen seefahrenden Leuten berichtet bin, daß ihr nicht nur fünfzehn bis dreißig, sondern bis vierzig, ja sogar fünfzig vom Hundert den Leuten abgedrungen und durch diese Blutsaugerei die Herzen betrübt habt. Und weil keine Besserung erfolgte, sondern die Commercien dadurch elendiglich gehemmt und viele redliche Leute jämmerlich an den Bettelstab gebracht und dadurch die Gemüther heftig erbittert wurden, sind eure besten Freunde zuerst in's geheim schwierig, und endlich durch ihr sinkendes Glück zu euern ärgsten Feinden gemacht worden. Wollt ihr die Schuld auf die Zöllner werfen? Sie sind eure Diener. Es ist eine bekannte Regel des Rechts: Was ich durch meinen Diener thue, das ist so, als hätte ich's selbst gethan. Und ihr kommt mir gerade so vor wie jener, der ein Paar Schuh heimlich entführte und nachher dem heiligen Benno opferte.

Droben im Reich haben euch Stände und Städte, so lange ihr sie in Händen gehabt, voll und zur Genüge contribuirt, Unterhalt gegeben, viel, ja überviel durch die Finger gesehen und zum Zeugniß ihrer Treue Leib und Leben, Gut und Blut, ja alle ihre Freiheiten und die Religion selbst zum guten Theil verloren. Regensburg bezeugt's, Augsburg beweint's, alle mit einander bereuen's. Ihr habt die alten Regimenter zergehn lassen, keine Compagnie completirt, weder neue noch alte bezahlt, und gleichwol starke Geldposten auf

vielen Tagsatzungen gefordert und in der That empfangen; geschweige, was ihr euren Feinden in ihren Landen abgedrungen. Wozu ist das Geld verwendet? Zu übermäßiger Pracht und männlich verhaßter Ueppigkeit. Das hat man mit Stillschweigen angesehen und aus der Noth eine Tugend gemacht. Die Kinder Israel, da sie mit den Töchtern ihrer Feinde gebuhlet und zu anderer Zeit sich ihres Sieges überhoben und ihre Brüder Juda mit dem härtesten Joch der Dienstbarkeit geplaget haben, sind beidemal von Gott heftig gestraft worden. Sollt' es euch besser gehn, die ihr mehr als türkische Grausamkeit an vielen evangelischen Orten verübt habt? Man hat das Korn in dem Stift Magdeburg, Herzogthum Braunschweig und anderen Orten mehr ausgedroschen, in Haufen aus dem Lande geführt, um großes Geld verkauft, die Gelder zu eigenem Nutzen verwendet, dem armen Soldaten nichts gegeben, das Landvolk bis auf den Tod geplagt, durch Hunger getötet, aus Geldgeiz viele Festungen entweder nicht verproviantirt oder nicht genug mit Kraut und Loth versehen, in Summa sehr übel Haus gehalten. Jetzt sieht man sich aller Orten vom Glück verlassen, so daß man nun endlich selbst bekennt, es seien keine Geldmittel vorhanden, man könne kein Volk bekommen, das vorhandene verlaufe, die bleibenden ließen sich vom Kriegsrecht nicht mehr bändigen. Liebe, bedenkt den Spruch Boccalini, wenn er sagt: So der Fürst ein Leben führet wie der Lucifer, was ist's Wunder, daß die Unterthanen Teufel werden?

Unsere Politici wissen gar wohl, daß die Kurfürsten im Reich königliche Würde haben. Wer hat sich aber in königlicher Magnificenz mehr über sie erhoben mit großem Comitat, mit unermeßlichen Unkosten, als euer Haupt (Oxenstierna)? Meinet ihr, es sei nicht an allen Höfen darüber geklagt worden? Die königliche Majestät, christseligen Andenkens, hätte dergleichen nimmermehr gethan. Aus diesen und unzähligen andern Ursachen sind euch Fürsten, Stände und Städte erst

heimlich, dann öffentlich gram geworden. — Zudem ist aller eingesessenen Einwohner Art, daß sie nicht wohl vertragen, wenn sich Fremde höher stellen als ihre eingebornen Fürsten.

Ihr sagt, Kursachsen hätte mit gewappneter Hand den Frieden machen sollen. Das lassen wir dahingestellt. Es ist jedermann kund, daß etliche den Karren haben in den Dreck schieben helfen und sind darnach davongegangen. Hat Kursachsen Unrecht, so seid ihr mit euern Proceduren nicht weniger schuldig. In Summa, jedweder, er sei wer er wolle, hat nur sein eigenes Bestes gesucht; darüber liegt Magdeburg in der Asche, Wismar in Steinhaufen, Augsburg an der Dienstkette, Nürnberg in Todesnöthen, Ulm am täglichen Fieber, Straßburg an den Franzosen, Frankfurt an der Gelbsucht, und das ganze Reich ist aufgezehrt. Die Feinde haben's mit Peitschen geschlagen, ihr habt's angefangen mit Skorpionen zu züchtigen. Der Wallensteiner hat's verwundet und ihr Aerzte habt anstatt des Oels der Linderung Ziehpflaster aufgelegt, das Blut in Fäulniß gebracht und euch selbst gleich dem Krebs angehängt. Solchen Krebs muß man jetzt entweder mit Gewalt ausschneiden oder täglich durch unerträgliches Geld sättigen. Das letztere vermögen wir nicht, das erstere wünschen wir euch nicht, können's aber nicht wehren. Daß euch Gott also plagt, ist eure eigene Schuld. Unterdeß meinet ihr, Gott habe einen flächsernen Bart und lasse sich so eine Nase drehen. O nein, er sieht wol, daß ihr den Namen Freiheit vorschützet, daß ihr den Deckmantel des Evangelii braucht und dabei wie die Türken lebt.

Ihr schreit viel von der spanischen Monarchie. Ich fürchte mich nicht vor ihr. Gebt mir einen der besten Chemiker, der so viel Kunst hat und Erde und Erz so zu vermengen weiß, daß sie fest und unverbrüchlich an einander halten, alsdann lasset uns zusehen, ob wir uns vor der spanischen Monarchie zu fürchten haben. Ich aber fürchte, Frankreich sei uns Deutschen der zerbrochene Rohrstab Egypti, welcher dem, so sich

darauf lehnet, die Hand durchbohrt. Alle Reiche haben ihren von Gott gesteckten Termin und ein Ziel, darüber sie nicht schreiten dürfen. Denn zuerst, so entstehn sie, dann wachsen sie wie ein Knabe, etliche nehmen zu wie ein Jüngling, stehn mit ihrem männlichen Alter eine Zeit lang still, nehmen wiederum ab, werden alt, verschmachten, sterben endlich, ja werden so zu nichte, daß man schier nicht weiß, wenn sie gewesen sind. Solches läßt sich mit keiner menschlichen Weisheit verhindern. Der Weise sieht das und verwahrt sich vorher, der Thor glaubt's nicht und geht mit zu Grund, wie Alexandri Magni hinterlassene Generäle, die so lange sein Erobertes theilten, bis die Römer ihre Meister wurden. Und wahrlich, das Reich hat's hoch von Nöthen, daß es endlich die fremden Aerzte los werde.

Ich bin hart gewesen, aber zu solchem harten Knorren gehört eine stählerne Axt, mit dem Pelzrock kann man's nicht spalten.

Man fragt: was wird der Ausgang sein? Er steht bei Gott dem Herrn. — Habt ihr des Blutvergießens zu wenig gemacht? — Lasset Gott richten, weichet seinem Zorn. Leidet auch noch seine Kirche, so ist er doch nicht gestorben. Ihr könnt nicht klagen, daß ihr gegen aufgewandte Kosten, gegen ausgestandene Gefahr nichts bekommen habt. Kupfer habt ihr aus eurem Lande geführt, Silber und Gold aber hinein. Schweden war vor diesem Krieg hölzern und mit Stroh gedeckt, jetzt ist's steinern und prächtig zugerichtet. Und das habt ihr von den entführten Gefäßen Egypti. Das mißgönnet euch niemand, wenn ihr nur selbst Gott dafür danken wolltet. Die Deutschen lassen sich wol bewegen gegen ihren Kaiser aufzustehn, aber sie nehmen keinen an, der nicht ihrer Sprache und ihrer Geburt ist. Hat das Haus Oesterreich mißgethan, so wird Gott es wol finden. Den Franzosen betreffend, so weiß ich wol, daß Gott Deutschland mit ihm strafen wird, denn wir haben dieser Nation Affengeberden, Schlaraffen-

kleider und leichtfertige Unart täglich in Sitten, Ceremonien, Geberden, Gastmählern, in Sprache und Kleidung sammt der Musik nachgeahmt. Wie soll es uns besser gehn, als daß wir ihnen in die Hände fallen? Aber der Franzose wird deshalb nicht zum Kaiser. Ihm gehört die Lilie, der Adler ist der Deutschen, der Orient des Türken, der Westen des Spaniers. Keiner unter ihnen kann's höher bringen.

Ich will verhoffen, man soll mir's zum besten aufnehmen, daß ich so rund heraus den Handel beschreibe. Denn Freimüthigkeit steht einem Deutschen wohl an. Wollte Gott, daß jeder bei Zeiten euch so unter die Augen getreten wäre. Jetzt können wir's wol beklagen, helfen will und kann niemand. Gott allein ist nunmehr der Mann, der helfen will und kann, den müssen wir bitten, daß er sich endlich unser erbarme und hoher Potentaten Herzen zum lieben und lang gewünschten Frieden lenke."

So weit die Flugschrift. Der Verfasser gehört, ohne kaiserliche Sympathien in den Vordergrund zu stellen, doch weniger der schwedischen Partei an, als noch wir ihr angehören. Allerdings, die schwedischen Söldner und Obersten waren erbarmungslose Teufel geworden wie die kaiserlichen, sie verdarben Land und Volk gerade wie die kaiserlichen. Aber nicht ihre maßlosen Forderungen verhinderten den Frieden, sondern das Unrecht des Kaisers, der immer noch den fluchwürdigen Anspruch erhob, Leben und Freiheit der Nation seinen Interessen unterzuzwingen. Wäre den Habsburgern möglich gewesen, den Confessionen Freiheit, Selbständigkeit den Reichsgerichten zu gewähren, fast alle deutschen Fürsten hätten sich zu ihnen geschlagen, die Fremden zu verjagen. Aber der Kampf stand so: entweder mußte die Nation gebrochen werden und alle Bildungen niedergeschlagen, welche seit hundertundvierzig Jahren aus deutschem Boden erwachsen waren, oder die Prätension des Kaiserhauses mußte bewältigt werden, gründlich, sicher. Und das letztere vermochten die Deutschen ohne Hilfe der

Schweden nicht mehr. So soll jetzt beim Rückblick auf jene Jahre jeder gut schwedisch sein, der für keinen Zufall hält, daß später wohlbekannte Männer, wie Lessing, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Hegel, Humboldt, nicht aus den Landschaften erblühten, in denen die Jesuiten Ferdinand's II. Hunderttausende aus Kirche und Schule verjagten. Damals aber fühlte der Patriot allerdings vor allem das furchtbare Elend der Menschen, die Schwäche des Reiches. Und höchster Grund war zu Sorge um die Zukunft. Und von diesem Standpunkt ist die Broschüre für uns eine der ersten Aeußerungen derselben Gesinnung, welche noch heut Hunderttausende von Deutschen verbindet. Im dreißigjährigen Kriege erwuchs aus den bedrängten Seelen unserer Ahnen die Liebe zu einem Vaterlande, welches noch nicht durch einen einigen Staatsbau zu politischem Leben gekommen ist. Solche Empfindung lebte damals freilich nur in den Edelsten. Wir aber wollen die Wenigen ehren, welche in hoffnungsarmen hundert Jahren die Idee eines deutschen Reiches in Lehre und Schrift auf ihre Nachkommen vererbten.

Nach Baner's verheerenden Zügen wird es in Deutschland still. Fast nur die Neuigkeiten und Staatsschriften laufen aus den Pressen, die der Krieg übrig gelassen. In den letzten Jahren füllen die Friedensverhandlungen Tausende von Druckbogen. Zuletzt wird in großen Plakaten dem armen Volk der Friede gemeldet.

5.

Der dreißigjährige Krieg.

Die Städte.

Als der Krieg ausbrach, waren die Städte bewaffnete Hüter der deutschen Cultur, welche reich und geräuschvoll in engen Straßen zwischen hohen Häusern arbeitete. Fast jede Stadt, nur die kleinsten Märkte ausgenommen, war gegen das offene Land abgeschlossen durch Mauer, Thor und Graben, eng und leicht zu vertheidigen waren die Zugänge, oft stand die Mauer doppelt, noch ragten häufig die alten Thürme über Zinnen und Thor. Dieses mittelalterliche Befestigungswerk war bei vielen der größeren seit hundert Jahren verstärkt worden, Bastionen aus Feld und Backsteinen trugen schwere Geschütze, ebenso einzelne starke Thürme; oft war ein altes Schloß des Landesherrn, ein Haus des frühern Vogtes oder des Grafen, den der Kaiser gesetzt, besonders befestigt. Es waren nicht Festungen in unserm Sinne, aber sie vermochten, wenn die Mauer dick und die Bürgerschaft zuverlässig war, auch einem größeren Heere wenigstens eine Zeit lang zu widerstehn. So hielt sich Nördlingen im Jahre 1634 achtzehn Tage gegen die vereinigten kaiserlichen Heere von König Ferdinand, Gallas und Piccolomini, — zusammen mehr als sechzigtausend Mann; — die Bürger schlugen mit nur fünfhundert Mann schwedischer Hilfstruppen sieben Stürme ab. Für solche Vertheidigung wurden Erdschanzen als Außenwerke aufgeworfen und schnell durch Gräben und Pfahlwerk ver-

bunden. Viele Plätze aber, bei weitem mehr als jetzt, waren wirkliche Festungen. Dann bestand ihre Hauptstärke schon in Außenwerken, die mit niederländischer Kunst angelegt waren. Längst hatte man erfahren, daß die Kugel der Kartaune an Steinwand und Brüstung mehr zerstörte als an Erdwällen.

In den größern Städten wurde schon viel auf Reinlichkeit der Straßen geachtet. Sie waren gepflastert, auch ihr Fahrweg, die Pflasterung zum Wasserabfluß gewölbt, Hauptmärkte, z. B. in Leipzig, schön mit Steinen ausgesetzt. Längst war man eifrig bemüht gewesen, der Stadt sicheres und reichliches Trinkwasser zu schaffen, unter den Straßen liefen hölzerne Wasserleitungen; steinerne Wasserbehälter und fließende Brunnen, oft mit Bildsäulen verziert, standen auf Markt und Hauptstraßen. Noch gab es keine Straßenbeleuchtung: wer bei Nacht ging, mußte durch Fackel oder Laterne geleitet werden, später wurden auch die Fackeln verboten; aber an den Eckhäusern waren metallene Feuerpfannen befestigt, in denen bei nächtlichem Auflauf oder Feuersgefahr Pechkränze oder harziges Holz angebrannt wurden. Es war Sitte, bei ausbrechendem Feuer das Wasser aus den Behältern oder fließenden Brunnen in die gefährdeten Straßen laufen zu lassen. Dafür hingen an den Straßenecken Schutzbretter, und es war Pflicht einzelner Gewerke — in Leipzig der Gastwirthe — mit solchen Schutzbrettern das Wasser an der Brandstätte zu stauen, indem man aus ihnen und zugetragenem Dünger einen Querwall zog*). Die Straßen- und Sicherheitspolizei war seit etwa sechzig Jahren sehr verbessert worden. Kurfürst August von Sachsen hatte in seinem Lande die gesammte Verwaltung mit nicht gemeinem Geschick neu organisirt. Seine zahlreichen Ordnungen waren im ganzen Reiche Muster ge-

*) Z. B. Braunschweiger Feuerordnung von 1647, §. 33, Leipziger Feuerordnung von 1596. Leipzig ist gut zum Beispiel geeignet, es war noch eine mäßige Stadt, aber in starkem Fortschritt.



worden, nach denen Fürsten und Städte ihr neues Leben einrichteten.

Der Hauptmarkt war am Sonntage Lieblingsaufenthalt der Männer. Dort standen nach der Predigt Bürger und Gesellen in ihrem Feststaate, plaudernd, Neuigkeiten austauschend, Geschäfte beredend. In allen Handelsstädten hatten die Kaufleute besondere Räume zu ihrem „Convent“, den man schon damals die Börse nannte. Auf dem Rathsthurme durfte über der Uhr auch der Gang nicht fehlen, von dem der Thürmer seine Rundschau über die Stadt hielt, wo die Stadtpfeifer mit Posaunen und Zinken bliesen.

Die Stadtgemeinde unterhielt für ihre Bürger Bier- und Weinkeller, worin die Preise des ausgeschenkten Trunkes sorglich bestimmt wurden, für die Vornehmen besondere Trinkstuben zu anmuthiger Unterhaltung. In den alten Reichsstädten hatten die Patricier wie die Zünfte häufig ihre besonderen Clubhäuser oder Stuben, und der Luxus solcher Geselligkeit war damals verhältnißmäßig größer als jetzt. Auch die Gasthäuser waren zahlreich, sie werden in Leipzig als schön und herrlich eingerichtet gerühmt. Selbst die Apotheken standen unter Aufsicht, hatten besondere Ordnungen und Preise; sie verkauften noch viele Specereien, Delicatessen und was sonst dem Gaumen behagte. Mehr Bedürfniß als jetzt waren die Badestuben. Auch auf dem Lande fehlte selten dem Bauerhof ein kleines Badehaus, eine Badestube war in jedem größeren Gebäude der Stadt. Die ärmeren Bürger gingen zu den Badern, welche auch einigen Chirurgendienst verrichteten. Außerdem aber unterhielten die Städte auch große öffentliche Bäder, in denen umsonst oder gegen geringe Bezahlung mit allen Bequemlichkeiten warm und kalt gebadet wurde. Dieser uralte deutsche Brauch ging durch den Krieg fast verloren; noch jetzt ist er nicht im alten Umfange wiedergefunden.

In den ansehnlichen Städten waren die Häuser der

innern Stadt um das Jahr 1618 in großer Mehrzahl aus Stein, bis drei und mehr Stock hoch, mit Ziegeln gedeckt. Die Räume des Hauses werden oft als sauber, zierlich und ansehnlich gerühmt, die Wände häufig mit gewirkten und gestickten Teppichen, sogar von Sammet, und mit schönen kostbarem Täfelwerk, auch anderem Zierat geschmückt, nicht nur in den alten großen Handelsstädten, auch in solchen, die in jüngerer Kraft aufblühten. Zierlich und sorgfältig gesammelt war auch der Hausrath. Noch war das Porzellan nicht erfunden, reichliches Silbergeschirr fand sich nur an großen Fürstenhöfen und 'in wenigen der reichsten Kaufmannsfamilien. An dem einzelnen Stück von edlem Metall erfreute noch mehr die kunstvolle Arbeit des Goldschmieds als die Masse. Die Stelle des Silbers und Porzellans aber vertrat bei dem wohlhabenden Bürger das Zinn. In großer Menge, hellglänzend aufgestellt, war es der Stolz der Hausfrauen; daneben feine Gläser und Thongefäße aus der Fremde, oft bemalt, mit frommer oder schalkhafter Umschrift versehen. Dagegen war Kleidung und Schmuck auch der Männer weit bunter und kostbarer als jetzt. Noch war darin der Sinn des Mittelalters lebendig, eine Richtung des Gemüths, der unsern gerade entgegengesetzt, auf daß Aeußere, das Auge Fesselnde, auf stattliche Repräsentation. Und diese Neigung wurde durch nichts so sehr erhalten als durch die entsprechenden Bemühungen der Obrigkeit, auch das äußere Aussehen des Einzelnen zu regeln und jeder Bürgerclasse ihr eigenes Recht zu geben gegen Vornehme und Geringere. Die endlosen Kleiderordnungen gaben der Kleidung eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit, sie nährten mehr als etwas anderes die Eitelkeit und die Sucht, sich über seinen Stand herauszuheben. Es ist für uns ein komischer Kampf, den durch vier Jahrhunderte bis zur französischen Revolution die würdigsten Behörden gegen alle Launen und Ausschreitungen der Mode führen, stets erfolglos.

In solcher Ordnung tummelte sich ein kräftiges, arbeitsames, wohlhabendes Volk mit Selbstgefühl, eifersüchtig hielt der Bürger auf Privilegien und Ansehen seiner Stadt, gern bewies er sich unter seinen Mitbürgern reich, tüchtig und unternehmend. Noch war Handwerk und Handel in starkem Gedeihen. Zwar im Großverkehr mit dem Ausland hatte Deutschland bereits viel verloren, der Glanz der Hansa war längst verblichen, auch die großen Handelshäuser Augsburgs und Nürnbergs lebten bereits wie Erben von dem Reichthum ihrer Väter. Italiener, Franzosen, vor allem Niederländer und Engländer waren gefährliche Rivalen geworden, auf der Ostsee flatterten schwedische, dänische, holländische Flaggen schon fröhlicher als die von Lübeck und den Ostporten, der Verkehr mit den beiden Indien lief in neuen Straßen und fremden Stapelplätzen. Aber noch hatte der deutsche Heringsfang große Bedeutung, noch waren die ungeheuren Slavenländer des Ostens auch dem Landverkehr ein offener Markt. Und in dem weiten Reiche selbst blühte die Industrie, und ein weniger gewinnreicher, aber gesünderer Export der Landesproducte hatte einen mäßigen Wohlstand allgemeiner gemacht. Die Woll- und Lederarbeiten, Leinwand, Harnische und Waffen, die zierliche Industrie Nürnbergs wurden vom Ausland eifrig begehrt. Fast jede Stadt hatte damals eine besondere Handwerksindustrie, massenhaft unter Zucht und Controle der Innungen entwickelt. Töpfe, Tuche, Lederarbeit, Bergbau, Metallarbeit gaben den einzelnen Orten eine besondere Physiognomie, auch kleineren einen Ruf, der weit durch das Land reichte und den Bürgern zu wohlberechtigtem Stolze half. Was am meisten störte, waren die unsicheren Valutenverhältnisse. In allen Städten aber, kaum die größten ausgenommen, hatte der Ackerbau mehr Wichtigkeit als jetzt. Nicht nur in den Vorstädten und Vorwerken des Stadtgrundes, auch in der inneren Stadt lebten viele Bürger von Ackernahrung. In kleineren Städten hatten die meisten Eigenthum in der

Stadtflur, die reicheren wol auch außerhalb. Deshalb waren in den Städten viel mehr Nutz- und Spannthiere als jetzt, und die Hausfrau erfreute sich eines eigenen Kornbodens, von dem sie selbst das Korn buk und, wenn sie geschickt war, landesübliches feines Backwerk verfertigte. Auch an dem Weinbau, der im Norden bis an das Land der Niedersachsen reichte, hatten die Städter großen Antheil; die Braugerechtigkeit galt für einen werthvollen Vorzug einzelner Häuser, fast jeder Ort braute das Bier auf eigene Art, unzählig sind die localen Namen des uralten Getränkes, auf Kraft, süßen Weingeschmack und öligen Fluß ward viel gehalten, geschätzte Biere wurden weit versendet.

Größer als jetzt war das sinnliche Behagen im Volke, lauter und unbefangener die Fröhlichkeit. Auch der Luxus der Gastmähler, zumal bei Familienfesten, war nach dem Range der Stadtbürger gesetzlich bestimmt; auch er war durch Verordnungen nicht einzuschränken. Es wurde in Gängen aufgesetzt, wie noch jetzt in England, bei jedem Gange eine Anzahl ähnlicher Gerichte. Schon wurden die Austern so weit versandt, als sie selbst die Reise vertragen wollten, zumal seit dem Eindringen der französischen Kochkunst zu feiner Sauce verwendet; Caviar war wohlbekannt und in der Herbstmesse waren Leipziger Lerchen ein berühmtes Gericht. Noch hatte in der volksthümlichen Küche außer den indischen Gewürzen die Lieblingswürze des Mittelalters, der Safran, viel zu färben, noch wurden schön verzierte Schaugerichte hoch gepriesen, zuweilen wurden auch eßbare Speisen vergoldet aufgesetzt und der Marzipan war an anspruchsvoller Tafel das vornehmste Confect.

Eifrig suchte der Bürger jede Gelegenheit, sich gesellig zu vergnügen. Fastnachtsmummereien waren auch im nördlichen Deutschland allgemein, dann schwärmten die Masken durch die Straßen, das Lieblingscostüm war Türken, Mohren, Indianer. Als im Kriege der Rath von Leipzig die Masken

verbot, erschienen sie bewaffnet mit Spieß und Pistolen, und es gab Tumult mit den Stadtwächtern. Nicht weniger beliebt waren die Schlittenfahrten, zuweilen auch sie im Costüm. Weit seltener als jetzt war der öffentliche Tanz, selbst bei Hochzeiten und Handwerkerfesten wurde er mißtrauisch beaufsichtigt, schwer war dabei der Ungebühr wilder Knaben zu steuern. Sie wollten ohne Mantel tanzen, sie hoben, schwenkten und verdrehten ihre Tänzerinnen, das war streng verboten; auch daß die Dienstleute sich gaffend in den Saal drängten, war der Obrigkeit zuwider. Und mit der Abenddämmerung mußte jedes Tanzvergnügen aufhören.

Die größeren Städte hatten Rennbahnen, in denen die Patriciersöhne ritterliche Uebungen hielten und nach dem Ringe stachen, Schießhäuser und Schießgräben für Armbrust und Büchse. Große Volksfreude waren durch das ganze Land die Schützenfeste, dazu wurden Buden, Zelte und Garküchen aufgeschlagen. Auch an den Festen einzelner Zünfte nahm das Volk lebendigen Antheil, und fast jede Stadt hatte ihre eigenen Volksfeste, z. B. Erfurt ein jährliches Wettlaufen für die Aermeren, dann liefen die Männer um Strümpfe, die Frauen um einen Pelz. Ein beliebtes Spiel der jungen Bürger, das leider in der Verkümmerung des nächsten Jahrhunderts fast verschwand, was das Ballspiel. Es gab eigene Ballhäuser und einen städtischen Ballmeister. Kamen vornehme Herren in die Stadt, so wurde wol gar eine Lage Sand auf den Markt gestreut und durch Pflöcke und Schnuren dort ein Spielraum abgesteckt. Dann spielten die vornehmen Herren, und aus den Fenstern sah die Bürgerschaft fröhlich zu, wie ein junger Prinz von Hessen den Ball warf und einer von Anhalt das Beste that. Bei großen Jahrmärkten aber war seit mehr als hundert Jahren der Glückstopf ein beliebtes Spiel. Zuweilen stellte ihn die Stadt selbst auf, in der Regel wurde einem Speculanten die Erlaubniß gegeben. Wie das Volk sich dafür interessirte, erkennen wir

daraus, daß die Stadtchroniken nicht selten Einzelheiten darüber berichten. So war 1624 in der Michaelismesse zu Leipzig ein Glückstopf von 17,000 Gulden eingerichtet; der „Zettel" kostete 18 Pfennige. Siebzehn ledige Zettel gingen auf einen Gewinn, der höchste Gewinn betrug 350 Gulden, es waren an 300,000 Nieten. Die vielen Nieten machten zuletzt die Studenten zornig, sie stürmten und zerschlugen die Glücksbude. — Auch die Schaulust des Volkes war größer als jetzt, jedenfalls genügsamer. Häufig waren Aufzüge und städtische Feierlichkeiten, die Komödie allerdings ein seltenes Vergnügen, dafür wurde den Bürgerkindern fast immer die Freude, selbst die Rollen darzustellen, denn die Banden fahrender Komödianten waren etwas Neues und Seltsames. Schon war die Geistlichkeit den weltlichen Stücken nicht günstig, dafür wurden geistliche Stoffe und Allegorien mit sittlicher Tendenz immer mit burlesken Scenen verziert, und groß war die Anzahl der Spieler. Auf den Jahrmärkten standen die Schaubuden häufiger als jetzt. So war auf der Leipziger Ostermesse von 1630 unter anderem zu sehen: ein Vater mit sechs Kindern, die sehr schön auf der Laute und Geige musicirten; ein Weib, das mit den Füßen nähen, schreiben, Speise und Trank zum Munde führen konnte; ein einjähriges Kind ganz voll Haare mit einem Bart; von fremden Thieren zwei Mammonet-Affen, ein Meerschwein, eine Löffelgans, und wie jetzt wurden die fremden Ungeheuer durch Bilderbogen dem Volke empfohlen. Dazu Seiltänzer, Feuerfresser, Taschenspieler, starke Männer, zahlreiche Bänkelsänger und Liederverkäufer.

Was aber um 1618 dem Bürger das größte Selbstgefühl gab, war seine Wehrhaftigkeit. Wol jeder hatte einige Uebung im Gebrauch der Waffen. Jede größere Stadt besaß ein Zeughaus; auch die schweren Geschütze der Wälle wurden von Bürgern bedient, und eine Bürgerschaft, welche ihre Stadt vertheidigte, war unter gewöhnlichen Verhältnissen

den jungen Compagnien der belagernden Soldaten fast vorzuziehen. Auch Magdeburg hätte widerstanden, wäre nicht Zucht und Pflichtgefühl der Bürger bereits schwächer gewesen als bei früheren Belagerungen, in denen die Jungfrau des Stadtwappens ihr Kränzlein so tapfer vertheidigt hatte.

Außer den Stadtbürgern gab es aber in den meisten Kreisen des Reiches eine Landmiliz, das Defensionswerk. Etwa den zehnten Mann in Stadt und Land hatte man ausgehoben, regelmäßig bewaffnet, während des Dienstes besoldet und zur Vertheidigung innerhalb der Landesgrenzen bestimmt. Die Anfänge solcher Landwehr stammten aus dem 16. Jahrhundert. Von militärischen Theoretikern war die Einrichtung als vortrefflich empfohlen, von Zeit zu Zeit war sie erneuert worden. So wurde sie in Sachsen 1612 durch die Landstände eingeführt, 1618 renovirt. Es sollten im Kurfürstenthum neuntausend Defensioner sein, der gemeine Mann täglich vier, der Feldwebel zehn und einen halben Groschen Sold erhalten, die Kosten wurden auf die Häuser vertheilt. Aber diese Miliz erwies sich im Kriege als unbrauchbar. Viel zu gering war die Disciplin; wenn nicht die Gefahr der eigenen Stadt drängte, suchte der fleißige Bürger sich zu entziehen; die Folge war, daß viel loses Volk in Waffen lief und ritt. Wenn sie von den Ortschaften requirirt wurden, die Pflüge auf dem Felde gegen streifende Marodeure zu beschützen, so forderten sie besondere Vergütigung oder sie liefen davon; bald wurden sie dem eigenen Lande mehr zur Plage als zum Nutzen.

Wie der Krieg in den Städten zerstörte, lehrt jede Stadtchronik. Zuerst schlug die Unordnung der Kipperzeit tiefe Wunden in Wohlstand und Sittlichkeit. Dann kamen die Leiden, welche auch entfernter Krieg auf den Bürger legt, Nahrungslosigkeit und Theuerung. Alles war unsicher geworden, zuletzt wollte jeder den Tag genießen. Roher und wilder wurde die Vergnügungssucht; fremde Moden, welche man den Soldaten und viel umherreisenden Hofleuten absah,

nahmen überhand. Von 1626 ab beginnt in den deutschen Städten das Stutzerthum nach französischem Zuschnitt. Die alamode Messieurs stolzirten und belästigten auf dem steinernen Fußpfad der Straßen. Kurze Spitzbärte, das Haar lang, in gekräuselten Locken oder gar auf der einen Seite kurz geschnitten, auf der andern in Zopf oder Locke auf die Schulter hängend, große Schlapphüte, Sporen an den Füßen, den Degen vor dem Herzen, gerissene und zerschnittene Kleider, geckenhafte Geberden, dazu eine corrumpirte Sprache voll französischer Wörter. Die Frauen blieben nicht zurück; sie fingen an die welsche Larve vor dem Gesicht zu tragen, in der Hand einen Federfächer, Fischbein in den Kleidern, verpönten Zobel, Gold- und Silberstoffe und zu allem — was sehr bedenklich erschien — silberne, endlich gar weiße Spitzen. Solches Wesen empörte als phantastisch und unsittlich Obrigkeiten und Seelsorger. Uns erscheint es als charakteristisches Leiden einer Zeit, in welcher das sichere Selbstgefühl des deutschen Bürgerthums dahinschwand.

Näherten sich aber die Heere einer Stadt, dann hörte der Verkehr mit der Landschaft fast ganz auf, dann wurden die Thore sorgfältig bewacht, die Bürger erhielten sich von den aufgesammelten Vorräthen. Die Pressuren begannen, Durchmärsche, Einquartierung befreundeter Heere mit allen ihren Schrecken. Noch ärger hausten die durchziehenden Feinde. Jede Art von unsicherer Schonung mußte erkauft werden. Es war Gnade des Feindes, wenn er nicht anzündete, nicht den Stadtwald niederschlug das Holz zu verkaufen, nicht die Stadtbibliothek auf seine Troßwagen warf; alles, was zum Raube einlud, die Orgel, die Kirchenbilder, mußte ausgelöst werden, sogar die Kirchglocken, welche nach Kriegsbrauch der Artillerie gehörten. Waren die Städte nicht im Stande den Forderungen der Kriegsobersten zu genügen, dann wurden die angesehensten Bürger als Geiseln mitgeschleppt, bis die auferlegte Summe bezahlt wurde.

Galt eine Stadt aber für fest genug, um dem feindlichen Heere Widerstand zu leisten, dann wurde sie beim Herannahen des Feindes mit Flüchtlingen gefüllt, deren Zahl so hoch stieg, daß an ein Unterbringen bei Bürgern gar nicht zu denken war. In Dresden z. B. kamen 1637 nach der Einnahme von Torgau in drei Tagen, vom 7ten bis 9ten Mai, zwölftausend Wagen mit flüchtigem Landvolk an. Umschloß der Feind den überfüllten Ort, dann raste um die Mauern der Kampf und innerhalb nicht weniger gefräßig Elend, Hunger und Krankheit. Der wehrhafte Flüchtling wurde zu strengem Besatzungsdienst gebraucht; auch der Adel der Nachbarschaft half zuweilen. Dehnte sich die Belagerung in die Länge, dann hatte die Theuerung einen schändlichen Wucher zur Folge, die Müller mahlten nur den Reichen, die Bäcker forderten Unerschwingliches. Die Bilder der Hungersnoth, einer Noth, wie sie damals viele Städte erlebt haben, sind zu greulich, um dabei zu verweilen. Als in Nördlingen ein Mauerthurm von den Belagerern eingenommen war und die Bürger selbst ihn ausbrannten, stürzten sich hungernde Weiber über die halbgebratenen Leichname der Feinde und trugen Stücke derselben für ihre Kinder nach Hause.

Wurde aber die Stadt im Sturm erobert, so wiederholte sich an ihr das Schicksal Magdeburgs, massenhaftes Niedermetzeln, Entehrung der Frauen, scheußliches Quälen und Verstümmeln. Dazu kam die Pest. Wie die Seuchen damals in den Städten wütheten, ist für uns kaum glaublich. Sie rafften oft mehr als die Hälfte der Bewohner hinweg. Schon 1626 und in den nächsten Jahren hatten sie weite Landstriche geleert, von 1631 bis 1634 und am ärgsten um 1636 kehrten sie wieder. —

Allerdings gab es für jede Stadt jahrelange Zwischenräume verhältnißmäßiger Ruhe, und die — nicht zahlreichen — Ortschaften, welche nur einmal im Kriege zerschlagen wurden, vermochten sich wol wieder zu erholen. Aber das Fürchter-

lichste von allem war die zweite, dritte, vierte Wiederholung des alten Leidens. Leipzig wurde fünfmal belagert, Magdeburg sechsmal, die meisten kleineren Städte noch öfter mit fremden Soldaten gefüllt. So verdarben die großen Städte wie die kleinen.

Aber noch nicht genug. Weite Territorien traf eine Plage ganz anderer Art, die religiöse Verfolgung. Sie wurde von der kaiserlichen Partei fast überall geübt, wo sie sich festgesetzt hatte. Den Heeren folgte ein Haufen Bekehrer, Jesuiten und Bettelmönche, auf dem Fuße. Diese verrichteten ihr Amt mit Hilfe der Soldaten. Wo der Katholicismus noch einen Boden hatte, wurden die Führer der protestantischen Partei weggefegt, vor allen die Seelsorger. Am gründlichsten in den Provinzen, in denen der Kaiser selbst Landesherr war. Viel war dort schon vor dem langen Kriege geschehen, aber noch war beim Anfang des Krieges in Oberösterreich, Mähren, Böhmen und Schlesien die politische Majorität, die rührigste Intelligenz, die Mehrzahl der Gemeinden evangelisch. Da wurde gründlich gebessert. Bürger und Landvolk wurden schaarenweise durch die Soldaten in die Beichte getrieben; wer — oft nach Gefängniß und Körperqualen — seinen Glauben nicht aufgeben wollte, mußte das Land verlassen und viele, viele Tausende thaten das; es wurde als Gnade betrachtet, wenn den Flüchtlingen eine unzureichende kurze Frist zum Verkauf ihrer beweglichen Habe gelassen wurde.

Aus einer solchen Provinz, der einzigen, welche dem geistigen Leben der Deutschen in späterer Zeit wiedererobert wurde, sei hier das Geschick einer kleinen Stadt mitgetheilt, gerade deshalb, weil nicht die Monotonie des Elends, sondern andere charakteristische Seiten des alten Bürgerlebens zu erkennen sind.

Da, wo das Riesengebirge in die schlesische Ebene hinabfällt, liegt in fruchtbarem Thale, am Ufer des Bobers, die alte Stadt Löwenberg, einer der ersten Orte, welche in

Schlesien nach deutschem Recht eingerichtet wurden. Schon im Mittelalter eine kräftige Gemeinde, zählte sie im Jahre 1617 in Stadt und Vorstädten 738 Häuser und wenigstens 6500 Einwohner*). Stattlich erhob sie sich zwischen Wiesenstreifen und Wald mit starken Mauern, Gräben und Thorthürmen. Sie war angelegt wie fast alle deutschen Städte Schlesiens, in der Mitte ein großer Markt, „der Ring", welcher das Rathhaus und vierzehn „Bauden", privilegirte Häuser mit Schank- und Handelsgerechtigkeit, umschloß; die Häuser der innern Stadt von Stein, den hohen Giebel der Straße zugewendet, bis zu seiner Spitze vier bis fünf Stockwerke. Einst war der Unterstock zu „Lauben" gemauert gewesen; diese bedeckten Gänge waren seit etwa sechzig Jahren abgeschafft. Die Häuser enthielten im Unterstock eine große Hausflur und ein starkes Gewölbe, dahinter eine große Stube, in ihr den Backofen und über diesem eine hölzerne Bühne, die den hintern Theil des Zimmers einnahm, zu ihr führte eine Treppe, die Bühne war Speiseraum, der vordere Theil Schlafraum der Familie. Im Stock darüber war eine gute Stube, mit Holzwerk getäfelt, alles übrige war Kammer und Bodenraum, zu Waaren, reichlichem Hausrat, dem Getreide, der Wolle. Denn Löwenberg war eine berühmte Tuchmacherstadt; im Jahre 1617 verfertigten dreihundert Tuchmacher 13,702 Tuche**), und bis tief nach Böhmen und in das Reich, vorzüglich aber nach Polen trug der Händler ihre dauerhafte Arbeit. Das Stadtsiegel, ein Löwe im Mauerthor, war von lauterem Gold.

Im Jahre 1629 hatte die Stadt bereits viel vom Kriege gelitten. Die Bürger, verwildert, zerquält, hatten den größten Theil ihres alten Muthes verloren. In den Nachbarstädten

*) Im Jahre 1770 erst 2126 Einw., im Jahre 1845 4500 Einw.

**) Ein „Tuch" hielt nach Nürnberger Rechnung 32 Ellen, ein „Saum" 22 Tuch; ein „Barchat" (halb Leinen, halb Wolle) 22 Ellen; „Tuch" und „Barchat" bezeichnen den Stoff und sein Maß.

hauste das kaiserliche Dragonerregiment Liechtenstein, welches mit Säbel und Pistolenschrauben die bekehrenden Jesuiten unterstützte. Die Bürgerschaft der Stadt Löwenberg, mit ihrer Ankunft bedroht, wurde gezwungen ihre alten Geistlichen zu entlassen. Mit Thränen schieden sie, laut weinend begleitete sie die Volksmenge in ihre Wohnungen und trug ihnen wie zur Sühne die letzten Abschiedsgeschenke zu. Die Jesuiten folgten; in der Nacht, bevor sie kamen, richtete sich ein Uhu zum Schrecken der Bürgerschaft auf dem Kirchthurme häuslich ein und ängstigte die Stadt allnächtlich durch sein Geheul. Die Jesuiten predigten, wie ihre Art war, täglich, versprachen Freiheit von aller Contribution und Einquartierung, besondere Gnade und Privilegien des Kaisers, den Widerspenstigen aber auch das zeitliche Verderben. Sie brachten es so weit, daß die geängstete Bürgerschaft selbst den Rath drängte, die „Confirmation" anzunehmen; die meisten Männer der Gemeinde genossen das Abendmahl nach katholischem Brauch, den Kelch ungesegnet. Die standhaften Bürger aber mußten in das Elend ziehen. Doch kaum hatten die Jesuiten die Stadt verlassen, so fiel das Volk wieder ab, die Bürger liefen auf die benachbarten Dörfer, wo sich noch evangelische Geistliche erhalten hatten, ließen dort trauen und taufen; ihre Kirche stand unter einem katholischen Pfarrer leer. Neue Drohungen, neue Gewaltthaten. Der redliche Bürgermeister Schubert ward in hartes Gefängniß abgeführt, aber der Rath erklärte jetzt männlich, bei der augsburgischen Confession sterben zu wollen; die Bürgerschaft bedrängte sogar den Landeshauptmann in wildem Tumult. Da ritten die Executoren des Kaisers, die „Seligmacher", durch die Thore. Der größte Theil der Bürger floh mit Weib und Kind aus der Stadt, alle Dörfer waren voll Exulanten, sie wurden durch Soldaten und abtrünnige Bürger mit Gewalt zurückgeholt und in's Gefängniß gesetzt, bis sie Beichtzettel vorwiesen; die weiter geflohenen wurden nach Sachsen getrieben. Jetzt wurde ein

neuer Rath eingesetzt, wie es in solcher Zeit zu gehn pflegt, aus übel berüchtigten und untüchtigen Männern, die verlassenen Bürgerhäuser wurden geplündert, viele schwer beladene Wagen mit Hausrat von katholischen Nachbarn den Soldaten abgekauft und fortgeführt. Der neue Rath wirthschaftete gewissenlos, der Königsrichter — ein bekehrter Löwenberger Advocat — und die Rathsherren mißhandelten die heimlichen Protestanten und suchten sich aus dem Stadtvermögen zu bereichern. Zweihundertundfünfzig Bürger lebten mit ihren Familien als Exulanten, die eine Seite des Marktes war ganz unbewohnt; dort wuchs langes Gras und das Vieh weidete darauf. Im Winter trieb Hunger und Kälte wenigstens Frauen und Kinder in die zerstörten Häuser zurück. Einige Zeit war der leitende Geist des neuen Rathes ein zugezogener Franciscaner, Julius, gewesen, ein verwegener Gesell, gar nicht wie ein Mönch, der unter seiner Kutte goldene Armbänder trug. Dann wurde ein katholischer Pfarrer Exelmann, Sohn eines evangelischen Predigers, eingesetzt. Aber wie zerschlagen auch die Bürgerschaft war, das Amt des Pfarrers und der neuen Stadtregenten war doch nicht ohne Widerspruch. Noch waren nicht alle Mächte der Stadt bezwungen. Wie die Opposition widerstand, sei hier nach dem Bericht eines Zeitgenossen*), welchen der fleißige Sutorius in seiner Geschichte von Löwenberg (1782. Theil II) abgedruckt hat, mitgetheilt.

„Am Morgen (9. April 1631) früh kamen die nachfolgenden Herren, als erstlich der Pfaffe, zweitens der Königsrichter, welcher ein Advocat Elias Seiler war, drittens Georg Mümer Se. Wollenweisheit, ein Tuchmacher, viertens Schwob Franze, ein Tuchmacher, fünftens Doctor Melchior Hübner,

*) Die Handschrift — es existiren mehre alte Abschriften — ist nach Sutorius II. S. 234 vom Jahre 1631, jedenfalls von einem Augenzeugen verfertigt. Hier wurden nur wenige Längen gekürzt, ein paar Mal rauhe Scheltworte gemildert.

ein gewesener Mühlknecht und verdorbener Bäcker, sechstens Meister Daniel Seiler, ein Tischler, siebentens Peter Beier, der Stadtschreiber, auf dem Rathhause zusammen und besetzten den Rathsstuhl. Der Herr Bürgermeister lag an Podagra krank. Da proponirte der Pfaffe, der die Oberhand im Rathe hatte, mit diesen Worten: „Ihr meine geliebten Kirchkinder, nachdem ich von euch vernommen, daß ihr an Königlicher*) Majestät Hof nach Wien eine Absendung thun wollt, so habe ich und der Herr Königsrichter reiflich befunden, daß vor eurem Aufbruch alle Weiber zu unserer Religion gezwungen würden. Dadurch werdet ihr euch bei Hofe eine große Gnade zuwege bringen. Ich will auch nicht unterlassen, euch durch Handbriefe bei meinem hochgeehrten Herrn Vetter, dem Herrn Pater Lemmermann, jetzo Königlicher Majestät Beichtvater, der gewiß in allen geheimen Rathschlägen viel gilt, zu recommandiren, wie fleißig und eifrig ihr gewesen und die Weiber zurecht gebracht habt, so daß euch allen, die ihr jetzo beisammen seid, ein sonderlich Gratial gegeben werden soll. Derowegen fahret eifrig fort. Wollen sie nicht gutwillig, so habt ihr Thürme und Gefängnisse genug, sie damit zu zwingen."

Auf diese Proposition wurde herumvotirt, und sagte zuerst der Königsrichter: „Ja, ihr Herren, weil ich solche Reise zum Besten gemeiner Stadt gutwillig auf mich nehmen will, so befinde auch ich für sehr gut, man nehme diese Geschöpfe mit Eifer und Ernst vor. Wollen sie nicht gutwillig, so sperre man die vornehmsten ein. Was gilt's, die andern werden bald nachgeben. Sie werden kommen und bitten, daß man sie heraus lasse. Es würde auch mancher froh sein, daß die seine wegliefe und er sie los würde. Haben wir die Männer zurecht gebracht, so wollen wir's mit diesen Bestien auch machen."

Herr Mümerus, Seine Wollenweisheit, sagte: „Ihr

*) Der Kaiser war als König von Böhmen Oberherr Schlesiens.

Herren, ich bin nun ein Wittwer bald ein halbes Vierteljahr; ich weiß davon zu sagen, was einer für Kreuz hat, wenn ihm von seinem Weibe Tag und Nacht das Gewissen gerührt wird. Es wäre wol gut, wenn Mann und Weib einen Glauben und ein Vaterunser hätten, mit den zehn Geboten möchte es nicht so dringend sein. Es wäre auch gut, daß die Weiber thäten wie wir, weil sie unser Einkommen mit genießen und Rathsfrauen werden. Allein ich besorge, es wird schwer angehn. Ich wollte lieber fast rathen, man consultirte hierüber zuvor den Herrn Landeshauptmann, wie er es mit seinem eigenen Weibe anstellen wollte. Man könnte dann einen bessern Nachdruck geben, wenn man einen bestimmten Befehl dazu hätte. Mein Weib hätte ich wol nimmermehr dazu gebracht!"

Schwob Franze sagte: „Ihr Herren, mein Weib ist mir, wie ihr wißt, dieser Tage gestorben, so daß ich nunmehr wieder frei und ein Wittwer bin; ich weiß auch davon zu sagen, wie ich von meinem bösen Weibe wegen des Papstthums geplagt worden bin. Gleichwol weiß ich nicht, wie man die Sache recht angreifen soll. Es hat gleichwol noch hübsche Weiber und Wittwen unter den lutherischen Ketzern. Wäre es auch gut und über's Herz zu bringen, daß man sie alle auf einmal wegjagte und einsperrte? Ihr Herren, ihr werdet's wohl machen. Ich bin der Meinung wie mein Herr College Mümer. Wenn ich heut oder morgen freie, muß mein Weib meinen Glauben haben, oder den Mund über den Glauben halten."

Hierauf fing nun Doctor Melcher an: „Ihr Herren, Gotts Sacrament, ma — ma — man sperre sie nur zusammen ein, und la — la — lasse keine heraus, wenn sie gleich im Gefängniß verfaulen sollten, bis sie es zusagen. Ich habe gestern mein Hauskreuz darüber geschlagen. Der Teu — Teufel ho — ho — hole mich, sie muß es thun, oder ich jage sie ganz davon."

Meister Daniel Seiler sagte: „Ihr meine hohen und wohlgroßgünstigen Herren, fahret in solchem guten Werke nur mit Gewalt fort. Der Landeshauptmann hat uns hierin nichts zu befehlen, er sehe selbst zu, wie er seine ketzerische Frau zurecht bringt, welche kein geringes Aergerniß und ein Spiegel für unsere Weiber ist. Derowegen bitte ich, man fahre gegen die Weiber mit der Execution fort."

Des Herrn Stadtschreibers Peter Baier's Votum war: „Ihr Herren, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Ich habe eine böse Sieben, die beißt um sich wie der Teufel. Ich traue mir nicht sie zu bändigen. Könnt ihr's thun, so versucht's. Ich rathe aber, daß man anfangs freundlich mit den Frauen rede, ihnen Bänke setzen lasse in der Rathsstube und sie niedersitzen heiße, ob es möglich wäre, daß man sie mit guten Worten und hernach erst mit Drohung bekehren könnte. Vielleicht nehmen sie sich's zu Herzen."

Hierauf wurde das Conclusum gemacht von dem Pfaffen und Königsrichter. Sie sagten: „Die Zeit ist kurz, man kann nicht viel Frist geben, es heißt hier: Friß, Vogel, oder stirb."

Es läutete deswegen der Königsrichter dem Stadtknecht und fragte: „Sind die Weiber draußen?" Er sagte: „Nein, es ist noch keine da." Darauf befiehlt ihm der Richter: „Geht hin, ihr werdet sie entweder bei mir oder bei der Frau Geneußin finden." Der Stadtknecht fand aber bei dem Königsrichter niemand, bei der Frau Geneußin etwa eine Mandel Weiber beisammen. Zu diesen sagte er: „Ihr Frauen, es läßt der Herr Pfarrer nebst dem Herrn Königsrichter und Einem ehrbaren Rath den Frauen einen guten Morgen sagen und daß sie auf's Rathhaus kommen sollten, die Herren wären beisammen."

Darauf gab die Königsrichterin zur Antwort: „Ja, ja, sagt ihnen einen guten Morgen wieder; wir werden bald kommen." Also gingen die Frauen Paar und Paar, die Königsrichterin und Bürgermeisterin voran, und stiegen die

Rathstreppe hinauf. Die anderen Frauen aber, so sich in den Brotbänken und sonst hin und wieder in Häusern gesammelt hatten, kamen in großer Anzahl truppweise hinterdrein. Als nun der Diener im Rath angesagt, daß die Frauen da wären, fing der Königsrichter an: „Laßt sie herein.“ Der Diener sprach: „Herr, sie alle haben hier drin nicht Raum. Ich halte dafür, daß ihrer ein halbes Tausend beisammen ist. Das Rathhaus ist bald ganz voll. Sie sitzen auch schon zum Theil auf den Pfeiferstühlen.“

Da fing der Pfaffe an: „Ei, ei, halt still, das ist nicht gut. Ich habe nicht anders gemeint, als daß zuerst nur die vornehmsten Frauen von Rath, Schöppen und Geschwornen heraufgefordert würden. Ei, ei, was habt ihr gethan!“ Da sprach der Diener: „Ew. Ehrwürden lassen sich berichten: als mir gestern der Herr Königsrichter befahl, ich sollte alle Weiber, die nicht bekehrt wären oder es nicht werden wollten, herauffordern und bei seiner Frau anfangen, habe ich solches bestellt, und weil es ziemlich spät war, sagte ich den meisten, die mir begegneten, eine sollte es der andern anzeigen, daß sie morgen bei Strafe kämen und nicht ausblieben. Ich vermeine, daß ich nicht unrecht gethan habe.“

Da sprach der Pfaffe abermals: „Ei, ei, ihr Herren, ihr Herren, das ist nicht gut. Ich weiß nicht, wie man's macht, daß man einen Theil der Weiber los werde.“

Darauf sagte der Königsrichter zum Pfaffen: „Geben sich Ew. Ehrwürden nur zufrieden; wie wollen die Sache schon machen und anfangs nur die vornehmsten Weiber herein fordern. Wenn sie sehen, daß man ihnen durch den Sinn fährt oder sie gar einsperren lassen will, werden sich die andern bald verlieren und davonlaufen.“ Es wurde deshalb beschlossen und dem Diener angedeutet, er solle den erwähnten Frauen ansagen, daß sie allein hereinkommen sollten.

Als nun der Diener solches ausgerichtet, fing die Königsrichterin an: „Mit nichten, wir lassen uns nicht trennen; wo

ich bleibe, da bleibt auch mein Schwanz. Sprecht, wir lassen bitten, man solle uns nur vorlassen." Solches berichtete der Diener wieder dem Rathe hinein. Da entrüstete sich der Königsrichter und sagte mit großem Ernste: „Geht wieder hinaus und saget den elementischen Weibern, sie sollen sich nicht widerspenstig und ungehorsam zeigen, oder sie sollen erfahren, wie man mit ihnen umgehn werde." Dann ging der Diener wieder hinaus und überbrachte den Befehl ernstlich; aber die guten Weiber bestanden auf ihrer vorigen Meinung und sagten, sie begehrten zu wissen, warum man sie gefordert hätte; keine lasse sich von der andern trennen, wie es einer ergehe, solle es allen ergehn. Es war darüber unter den Weibern ein großes Getümmel und Gemurmel, daß es die Herren in der Stube wol hören konnten.

Als der Diener solche Antwort wieder hereinbrachte, erschraken sie, daß sie lieber gesehen hätten, die Weiber wären ich weiß nicht wo. Es wurde daher einhellig beschlossen, den Herrn Stadtschreiber hinauszusenden, damit er ihnen beweglich, doch freundlich mit guten Worten zuspräche, daß doch die vornehmsten Frauen hineinkommen wollten, die andern möchten nach Hause gehn; keiner solle ein Leid widerfahren. Aber alles war vergeblich. Die Weiber blieben fest nicht von einander zu weichen. Und die Königsrichterin fing an und sagte zum Stadtschreiber: „Ja, ja, Lieber, ja, meint Ihr auch, daß wir so einfältig sind und den Possen nicht merken, wie man uns arme Weiber wider unser Gewissen zwingen und dringen will, den Glauben zu wechseln? Mein Mann und der Pfaffe sind in diesen Tagen nicht vergebens zusammengelaufen, haben fast Tag und Nacht bei einander gesteckt, gewiß haben sie einen Teufel gekocht oder gebraten, den mögen sie auch selber aufessen; ich gehe nicht mit hinein. Wo ich bleibe, da bleibt auch mein Schwanz und Anhang." Sie wandte sich herum zu dem andern Haufen und sprach: „Ihr Frauen, ist das euer Wille?" Da ward abermal von allen

Weibern großes Geschrei: „Ja, ja, nun wohlan, wir stehn alle für einen Mann.“

Hierüber erschraken nun der Herr Stadtschreiber heftig, er lief eilend wieder in den Rath und brachte mit Wehmuth den Handel vor, daß der Rath in nicht geringer Gefahr wäre, denn er habe gesehen, daß fast jede Frau ein großes Gebund Schlüssel an der Seite hangen hätte*). Darüber entfiel ihnen der Muth ganz und gar, sie hingen die Köpfe und wußten weder aus noch ein; einer wünschte sich hier, der andere dort hinaus. Doctor Melcher faßte noch einen Muth und sprach zum Pfaffen: „Potz Sacrament, wohlehrwürdiger Herr, hätte ich nur jetzt ein paar hundert Musketiere, ich wollte das Pa — Pa — Pack wol niedermachen lassen, außer denen, die auf die Knie niederfielen.“

Zuletzt colligirte sich der Herr Stadtschreiber etwas. „Ihr Herren, ich wüßte wol Rath, wie wir hinab und von den Weibern fort kämen. Wenn die Herren beide Thüren am Rathhause zuschließen lassen, wollen wir stillschweigend aus der untersten Rathsstube durch die Thurmthüren hinaus und uns davon machen; so werden sie nicht gewahr, wo wir hin kommen. Doch ich weiß nicht, wo die Schlüssel zu den Thurmthüren sind.“ Dieser gute Rath gefiel allen wohl, die Schlüssel wurden fleißig gesucht, unterdeß aber die Stadtknechte hereingerufen und befehligt den Weibern anzudeuten, sie möchten sich ein wenig gedulden. Die Stadtknechte aber sollten sehen, wie sich einer zur vordern, der andere zur hintern Thür spielen könnte, darauf sollten sie jählings hinauslaufen und die Thür hinter sich zuschlagen.

Dieser Anschlag glückte, die guten Weiber, deren zweihundertdreiundsechzig waren, wurden so eingesperrt. Der Stadtschreiber aber machte die Thurmthüren, die seit etlichen

*) Das Schlüsselbund war im Mittelalter nicht nur bedeutsames Rechtssymbol, auch die volksthümliche Waffe der Frau.

Jahren nicht eröffnet worden, geschwinde auf, kam gelaufen und rief: „Ihr Herren, fort, fort, das Loch ist offen; aber still, still, um Gottes willen stille, daß es die Weiber nicht inne werden, sonst betrügt uns der Teufel."

Darauf liefen sie, was jeder laufen konnte, zum Theil ohne Hut und Handschuh, einer lief heim, der andere zum Nachbar, und wo jeder in der Eile sicher zu sein vermeinte. Alle wußten von erschrecklicher Angst zu sagen. Der Pfaffe lief in vollem Trabe die Kirchgasse hinauf, sah mehr rückwärts als vor sich, ob die Weiber etwa nachfolgen und ihm mit den Schlüsseln zur Messe läuten wollten. Er schloß das Pfarrhaus hinter sich zu, wie die Stadtknechte das Rathhaus. Er war so matt, daß er weder essen noch trinken mochte, seine beiden Damen hatten genug an ihm zu kühlen.

Als nun die versperrten Weiber, welche zum Theil an den Fenstern saßen, das Geschrei hörten, so unten in der Stadt umherging, daß die ehrenfesten Herren so fein ausgerissen wären, lief die Königsrichterin zur Rathstubenthür, klinkte auf, rief überlaut mit großer Verwunderung: „Der Teufel hat die Schelme alle hinabgeführt; seht, da liegt ein Hut, ein Handschuh, ein Schnupftüchel, alle Thüren sind offen. Kommt, laßt uns selbst zu Rathe sitzen und nach unsern Männern schicken, sie sollen bei Strafe kommen und unsern Bescheid anhören." Darauf ward von allen Weibern ein großes Geschrei und Gelächter, daß man's über den ganzen Ring hören konnte.

Zuletzt aber traten die Frauen doch zu Häuflein, zu zehnen und zwölfen, sie beklagten ihre Männer, Kinder und Säuglinge, die würden nichts zu essen haben. So wurden sie einig, durch etliche Weiber, die draußen vor der Thür warteten und auch gern drinnen bei den versperrten gewesen wären, den Königsrichter zu bitten sie loszulassen und ihnen anzuzeigen, weshalb man sie heut auf das Rathhaus gefordert.

Unterdeß aber empfand der Königsrichter, daß er jetzt

beim Heimgange vom Rathhaus klüger geworden, als er heut früh beim Hinaufgehn gewesen, ihm däuchte, nicht alle Männer möchten so gegen ihre Frauen gesinnt sein als er. Auch sah er ein ziemliches Laufen um das Rathhaus von Kindern und Gesinde, die den Frauen gern etwas von Speise und Trank zutragen wollten, ja es war von einem guten Freunde schon angestellt, den lieben Weibern ein ganzes Viertel Bier zum Labsal zuzustoßen. Ueberdies fand sich auch schon eine Anzahl Männer zusammen, welche zu wissen begehrten, was ihre Frauen gethan, daß man sie eingesperrt hätte. Da faßte der Königsrichter wieder einen Muth und ließ die Herren cito citissime in sein Haus zu einer nothwendigen Unterredung zusammenbitten. Die vier Herren des Raths und der Stadtschreiber wurden mit großer Mühe gefunden, der Pfaffe aber hatte sich tief versteckt und ließ sich wegen Mattigkeit und weil er Ruhe nöthig hätte, entschuldigen. Es ward aber eine wiederholte Absendung an ihn beschlossen, die dem Pfaffen zu Gemüth führte, er müsse sich unfehlbar einstellen, weil er diese Händel mit verursacht habe.

Unterdeß kam der Rathsdiener an's Rathhaus gelaufen, auf wessen Geheiß, weiß man nicht, rief durch die verschlossene Thür seine Frau, die mit im Conclave war, und sagte ihr: „Deutet den andern Frauen an, daß die Herren jetzt wieder beim Königsrichter zusammengekommen sind; man wird bald heraufschicken und das Rathhaus öffnen lassen, damit eine jede wieder heimgehe.“ Darauf gab die Königsrichterin Antwort: „Ja, gar gern wollen wir uns gedulden, sitzen wir doch im Trocknen. Aber sagt ihnen auch, sie sollen uns berichten, warum man uns heraufgefordert und ohne Verhör eingesperrt hat.“

Der Pfaffe ließ sich endlich bewegen und kam zum Königsrichter in den Rath. Sie klagten einander anfangs heftig ihre Mattigkeit wegen großer ausgestandener Angst und Gefahr, weshalb ihnen auch geschwinde ein Labetrunk Wein her-

umgegeben ward; was sie aber sonst damals für Anschläge gemacht, habe ich so genau nicht erfahren können, weil alles in Eile und stehend geschah und kein Protokoll daneben gehalten ward. Gewiß aber ist es, daß sie sich, wie bei Lumpenleuten Gebrauch ist, ziemlich gebissen und einer dem andern bald dies bald das an den Bart geworfen haben. Doch zuletzt wurden sie einhellig, eine Absendung an die versperrten Frauen zu thun, dieselben cito loszulassen und auf das allerfreundlichste zu bereden, damit sie das Rathhaus wieder quittiren möchten. Zur Absendung wurden vermocht Herr Mümer, Meister Daniel und Herr Notarius. —

Als diese ankamen, wurde die Thür sogleich geöffnet, und die Abgesandten traten mitten unter die Weiber in einen Kreis.

Da fing der Stadtschreiber so an: „Ehrbare, viel ehr- und tugendsame, insonders großgünstige, liebe Frauen! Der Herr Pfarrer nebst dem Herrn Königsrichter und ein wohlweiser Rath lassen den Frauen sammt und sonders einen guten Tag vermelden, verwundern sich höchlich, daß die Frauen die Sache so übel aufgenommen und anders verstanden haben, als sie gemeint war. Und weil die Frauen so inständig begehrt haben zu wissen, warum dies geschehen, so haben gemeldete Herren uns abgefertigt, mit Wahrheit dies zu vermelden. Erstens, weil nunmehr die Marterwoche herbeikäme, an welcher in der Kirche vornehmlich von dem heiligen Sacrament gepredigt wird, so hätte man die Frauen christlich und treulich vermahnen wollen, daß sie sich dazu fleißig einstellen möchten. Zweitens wird gebeten, daß am bevorstehenden Osterfest sich die Frauen ebenfalls sämmtlich einstellen und mildreich erzeigen wollen, weil des Herrn Pfarrers Accidenzien bei so geringer Anzahl der Bürger gegenwärtig schlecht wären."

Nach solchem Anbringen des Stadtschreibers wollte es Meister Daniel, der Tischler, noch besser machen und sprach:

14*

„Meine großgünstigen Frauen! Die Frauen sollen es nicht anders verstehn, als daß dies eine freundliche Unterredung ist, und daß gar keine Gewalt angewendet werden soll. Denn meine Herren und ein hochweiser Rath haben nicht den Gebrauch einen henken zu lassen, bevor sie ihn haben.“

Auf diese leichtfertige, unbesonnene Rede, die doch ganz und gar nicht dem Rath diente, stießen ihn Herr Mümer und Herr Notarius selbst auf der Stelle an, unter den gesammten Weibern aber wurde ein großes Gelächter und Getümmel. „Ja, ja, jetzt hören wir wol, sie vergleichen uns Leuten, die gehenkt werden sollen. Ihr selber seid solche Gesellen unter einander. O ihr ungetreuen Schelme, ihr Kornwucherer, ihr Wolldiebe!“ Darauf schrie die Königsrichterin: „Still, still, ihr Weiber!“ und sprach zu Meister Daniel: „Hört, lieber Schwager, ihr versteht's nicht, seid auch viel zu geringe, uns wider unser Gewissen zu zwingen. O wie wird euch Gott strafen und meinen Mann dazu, der so öffentlich wider sein Gewissen handelt. Euer beider lieber seliger Vater ist ein stattlicher lutherischer Geistlicher gewesen, der hat euch etwas anderes gelehrt. Jetzt sprecht ihr, ihr seid gut katholisch. Zu euren Schelmstücken braucht ihr euren neuen Glauben; wenn ihr betrunken seid, redet ihr selber schandlos genug von der Mutter Gottes, und wenn ihr zu euren schlechten Dirnen geht, nennt ihr euch nicht anders als Marienbrüder. O, wenn man euch euren Gewinn abschaffen wollte, den ihr aus euren Aemtern und aus den Gütern gemeiner Stadt macht und den ihr doch alle wieder verfreßt und vertrinkt, wenn ihr wieder Hobelspäne machen und tapfer arbeiten müßtet, daß euch warm würde, wie bald solltet ihr euer Papstthum wieder los werden. Daß euch Gott strafe! Nimmermehr sollt ihr uns unsern Glauben nehmen, ihr selbst werdet noch darüber gehenkt werden.“

Die Frau Bürgermeisterin sagte: „Habt ihr sonst nichts mit uns zu reden gehabt, so hätte das auch der Pfarrer von

der Kanzel thun können, und man hätte uns deshalb nicht einsperren dürfen. Ich lasse mich nicht so zur Kirche zwingen. Bei unseren vorigen Pfarrern und Predigern bin ich mit großer Freude zur Kirche gegangen, habe dort Trost aus Gottes Wort genommen; jetzt werde ich nur noch mehr darin betrübt und geärgert, daß es Gott im Himmel zu klagen ist. Was den Opferpfennig anbelangt, so steht es einem jeden frei, wer ihn zu geben hat, der mag ihn geben." Hierauf schrien die andern Weiber überlaut: „Ja, einen Teufel wollen wir dem Pfaffen auf den Kopf geben." Die Herren Abgesandten erschraken über solche Reden, baten um ihren Abtritt, sagten kein Wort weiter und gingen davon.

Als nun die Herren Abgesandten beim Königsrichter wieder ankamen, war der Pfaffe und die andern Herren schon wieder davon gegangen; sie machten ihre Relation und gingen auch nach Hause. Die Frauen waren nun gleichfalls ihres Arrestes entledigt. Dem Königsrichter aber stieg die Sache ernstlich zu Kopfe, er nahm es sich zu Herzen, daß ihn seine Gedanken so schändlich betrogen und die Sache zu einem ewigen Spott für ihn ausgelaufen war. Er ging in der Stube auf und ab, murmelte mit sich selbst, zuletzt sagte er: „Gebt mir was zu essen." Als der Tisch gedeckt und von seiner Magd und Kindern aufgetragen wird, eine Schüssel Krebse und ein Stück Weißbrot und Käse, auch Butter, erzürnt sich der gute Herr heftig, nimmt zuerst das liebe Brot, dann die Butter mit der zinnernen Buttermulde, und wirft sie zum Fenster hinaus auf den Markt. Auch die Krebse alle wirft er in der Stube herum, greift auch nach der Wurst, die auch auf dem Tische stand, welche die Kinder aus Hunger wol gemocht hätten, weil sie damals den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten. Ja, er war so ergrimmt, daß er aus der Stube hinauslief, Schüsseln und Tiegel zerschlug und alles, was ihm unter die Hände kam, daß darüber ein Zulauf von den Nachbarn geschah. Darnach lief er in's Stübel hinauf und hielt

ein großes Geschrei und Wesen nur mit sich selbst, als wenn alles voller Leute wäre. Den andern Tag stand er früh auf, verreiste und übertrug sein Amt dem Doctor Melcher. —

An diesem Tage ruhten die Herren aus bis gegen Abend. Da rief der Pfarrer den Stadtknecht zu sich und befahl ihm, daß er in seinem und des Doctor Melcher's als des Vice-Königrichters Namen die Frau Bürgermeisterin und die Frau Geneußin auf morgen früh nach der Messe zu ihm auf den Pfarrhof fordern solle. Das bestellte der Stadtdiener. Die Bürgermeisterin gab zur Antwort: „Ja, ja, ich will kommen, will es aber zuvor meinem Herrn sagen." Als sie aber zur Frau Geneußin kam und es ihr auch anmeldete, war bei dieser der Eidam, Herr Kreller, der nachher Bürgermeister wurde, der gab den Bescheid: „Ist der Pfaff und Doctor Melcher euer Herr? oder sind sie die Herren meiner Frau Schwiegermutter? Antwortet, daß sie nicht kommen, es befehle ihnen denn der Herr Bürgermeister." Das sagte der Stadtknecht dem Bürgermeister; der besann sich etwas, endlich sagte er: „Meinetwegen, sie sollen gehn, ich bin es zufrieden, damit man mir nicht die Schuld gebe."

Am Morgen Freitag um die angeordnete Stunde ging die Frau Bürgermeisterin zum Pfaffen; die Frau Königsrichterin, welche doch gar nicht gefordert war, ebenfalls mit der Frau Geneußin. Da fing der Pfaffe an auf's freundlichste mit ihnen zu reden und bat sehr höflich, sie sollten sich doch bequemen und die heilige, alleinseligmachende Religion annehmen, wie ihre Herren auch gethan hätten. Sie würden sehen, wie wohl man sich dabei befände, und wie wohl es ihnen ergehn würde. Darauf gaben die Frauen sogleich zur Antwort: „Nein, wir sind von unsern Eltern und vorigen Predigern anders unterrichtet worden; dabei befinden wir uns gar wohl. In eure Religion können wir uns nicht schicken." Darauf sagte der Pfarrer: „So kommen die Frauen doch nur zur Kirche, oder wenn sie Kummer oder Bedenken haben, zu

mir, so oft sie wollen; ich will sie gewiß fleißig unterrichten.“ Die Frauen gaben zur Antwort: „Nein, der Herr darf sich unsertwegen keine Mühe geben, wir thun's nicht.“ „Ei“, sprach der Pfaffe, „so geben die Frauen doch gute Exempel, und gehen sie wenigstens zur Kirche und zur Messe, und ärgern nicht etwa andere, die schon erklärt haben, wenn die Frauen gingen, so wollten sie auch gehn.“ Die Frauen antworteten: „Aber wir thun's nicht. Wir wollen auch niemandem wehren. Das sind Gewissenssachen, darüber hat niemand als Gott zu richten.“ Als nun der Pfaffe sah, daß alles vergebens war, bat er: „Ei, ei, sagen sie doch wenigstens zu den andern Frauen und Weibern, sie hätten sich vierzehn Tage Bedenkzeit ausgebeten und auch erlangt.“ Darauf antworteten die Weiber fast im Zorn: „Nein, lieber Herr, wir haben von unsern Eltern nicht lügen gelernt, wir wollen's von euch auch nicht lernen; wir bitten, ihr wollt uns verschonen.“ So gingen sie davon.

Während aber die drei Frauen beim Pfaffen waren, fanden sich unterdeß zum Verwundern schnell eine große Menge Weiber zusammen, viel mehr als das erste Mal bei einander gewesen. Dies nahm Herr Schwob Franze wahr, kam eilend und keuchend zum Bürgermeister gelaufen und sagte: „Herr, ich bitte euch um Gottes willen, habt ein Einsehen und wehrt dem Pfaffen die Händel mit den Weibern, es sind ihrer wieder eine große Menge beisammen, die ganzen Brotbänke und alle Häuser in der Kirchgasse sind voll. Hilf mir Gott, sie erschlagen uns mitsammt dem Pfaffen; ich laufe davon.“

Der gute Bürgermeister lag so krank zu Bette, daß er weder Hand noch Fuß regen konnte. Er schickte eilend nach dem Pfaffen und sagte ihm ziemlich deutsch, was er für abenteuerliche Händel anfinge, dergleichen sonst in keiner Stadt gehört worden. Würde ihm von den Weibern Ungelegenheit begegnen, so wolle er nicht schuldig sein.

Darauf fing der Pfaffe an: „Ei, nein, Herr Bürger-

meister, der Herr erzürne sich nicht so. Ich sehe, daß ich von dem leichtfertigen Mann, dem Doctor Melcher, betrogen bin, der die Sache ganz anders berichtet hat. Ich bitte, der Herr lasse den Weibern andeuten, daß sie wieder nach Hause gehn; es soll gewiß nicht mehr geschehen, was geschehen ist, das versichere ich dem Herrn hiermit."

Als dies die Weiber hörten und daß den Frauen nichts weiter begegnet war, als was oben erzählt ist, waren sie auch zufrieden, gingen heim und legten ihre Schauben und Schlüsselbunde weg, jedoch nicht weit von sich, damit sie solche im Fall der Noth bei Tag und Nacht sogleich zur Hand hätten."

So weit der alte Bericht. Der Geistliche mußte das Jahr darauf Löwenberg schimpflich verlassen, weil seine ärgerlichen Händel nicht aufhörten. Er hatte unter anderm einen öffentlichen Bierschank mit Schöps, dem alten schlesischen Biere, errichtet. Der böse Doctor Melchior wurde später in Desperation Soldat und bei Prag gehenkt. Und die tapfern Frauen? — Wir hoffen, sie sind mit ihren Männern nach Breslau oder nach Polen geflüchtet.

Von 1632 verfiel die Stadt mit jedem Jahre mehr; bald Schweden bald Kaiserliche, bald evangelische bald katholische Seelsorger; im Jahre 1639 hatte die Stadt noch vierzig Bürger und eine Schuldenlast von anderthalb Tonnen Goldes; 1641 deckten die Bürger selbst ihre Häuser ab, um keine Steuern mehr zu zahlen, und hausten in Strohhütten. Als der Friede kam, war die Stadt fast ganz „über den Haufen gefallen". Im Jahre 1656, acht Jahre später, waren wieder 121 Bürger, ungefähr 850 Einwohner in Löwenberg; etwa 87 Procent der Bevölkerung waren untergegangen.

6.

Der dreißigjährige Krieg.

Der Friede.

Der Friede war unterzeichnet, die Gesandten hatten einander zur Bestätigung feierlich die Hand gereicht, auf allen Straßen ritten die Trompeter, das glückliche Ereigniß zu verkündigen.

Zu Nürnberg hielten die Kaiserlichen und die Schweden im großen Saale des Rathhauses das Friedensbanket*). Die hochgewölbte Halle war glänzend erleuchtet, zwischen den Kronleuchtern hingen dreißig Arten Blumen und lebendige Früchte in Goldlahn eingebunden herab; vier Musikchöre waren zu lustigem Spiel aufgestellt, in sechs verschiedenen Zimmern versammelten sich die sechs Classen der eingeladenen Gäste. Auf den Tafeln standen die beiden ungeheuren Schaugerichte, ein Siegesbogen und ein sechseckiger Berg, bedeckt mit mythologischen und allegorischen Figuren, lateinischen und deutschen Sinnbildern. Aufgetragen wurde in vier Gängen, jeder Gang hundertundfünfzig Speisen, dann kamen die Früchte in silbernen Schüsseln und an „lebendigen" Zwergbäumen, mit denen die ganze Tafel besetzt war; dazwischen brannte feines Rauchwerk, das einen sehr guten Geruch von sich gab. Darnach wurde das oberste Blatt der Tafel stückweis abgenommen,

*) Kurtze Beschreibung des Schwedischen Friedenmahls, gehalten zu Nürnberg den 25. Herbst-Monat des 1649. J. 4. 4 Bll.

der Tisch von neuem mit Tellern und Servietten besetzt und mit candirten Blumen überstreut, und jetzt folgte das Confect, dazu riesige Marzipane auf zwei Silberschalen, von denen jede 10 Pfund schwer war. Und wenn die Gesundheit Seiner Kaiserlichen Majestät zu Wien und Ihrer Königlichen Majestät von Schweden ausgebracht und auf das Gedeihen des geschlossenen Friedens getrunken wurde, mußte auf der Burg aus fünfzehn großen und kleinen Stücken geschossen werden. Zuletzt, als dies Friedensfest bis tief in die Nacht gedauert hatte, wollten die anwesenden Kriegsherren und Generäle zum Abschied noch einmal Soldaten spielen. Sie ließen sich Ober- und Untergewehr in den Saal bringen, erwählten zu Hauptleuten die beiden Gesandten, Seine hochfürstliche Durchlaucht den schwedischen Generalissimus Herrn Karl Gustav, Pfalzgrafen bei Rhein, der nachher König von Schweden wurde, und Seine Excellenz den General Piccolomini, zum Corporal aber den Feldmarschall Wrangel; alle Generäle, Obersten und Oberstlieutenants wurden zu Musketieren gemacht. So marschirten die Herren um die Tafel, schossen ein „Salve", zogen in guter Ordnung auf die Burg und brannten dort vielmals die Stücke los. Bei ihrem Rückmarsch aber wurden sie von dem Herrn Oberst Kraft scherzweis abgedankt und des Dienstes entlassen, weil nunmehr Friede sei. Für die Armen aber wurden zwei Ochsen geschlachtet und vieles Brot ausgetheilt, und aus einem Löwenrachen lief sechs Stunden lang weißer und rother Wein herab. Aus einem größeren Löwenrachen waren dreißig Jahre lang Thränen und Blut geflossen.

Und wie die Herren Gesandten, rüstete das Volk in jeder Stadt, in jedem halbzerstörten Dorfe eine Festfeier. Welche Wirkung die Friedensbotschaft auf die Ueberreste der deutschen Nation machte, ist noch aus rührenden Einzelnheiten zu erkennen. Den alten Landleuten erschien der Friede als eine Rückkehr ihrer Jugend, sie sahen die reichen Ernten ihrer

Kinderzeit wiederkehren, dichtbevölkerte Dörfer, die lustigen Sonntage unter der umgehauenen Dorflinde, die guten Stunden, die sie mit ihren getöteten und verdorbenen Verwandten und Jugendgenossen verlebt hatten; sie sahen sich selbst glücklicher, männlicher und besser, als sie in fast dreißig Jahren voll Elend und Entwürdigung geworden waren. Die Jugend aber, das harte, kriegerzeugte, verwilderte Geschlecht, empfand das Nahen einer wunderbaren Zeit, die ihm vorkam wie ein Märchen aus fernem Lande. Die Zeit, wo auf jedem Ackerstück des Winter- und Sommerfeldes dichte gelbe Aehren im Winde wogen, wo in jedem Stalle die Kühe brüllen, in jedem Koben ein rundes Schweinchen liegen sollte, wo sie selbst mit zwei Pferden und lustigem Peitschenknall auf das Feld fahren würden und wo kein feindlicher Soldat die Schwestern oder ihr Mädchen mit rohen Liebkosungen an sich reißen durfte; wo sie nicht mehr mit Heugabeln und verrosteten Musketen dem Nachzügler im Busch auflauern, nicht mehr als Flüchtlinge in unheimlicher Waldesnacht auf den Gräbern der Erschlagenen sitzen würden; wo die Dächer des Dorfes ohne Löcher, die Höfe ohne zerfallene Scheuern sein sollten; wo man den Schrei des Wolfes nicht in jeder Winternacht vor dem Hofthor hören müßte, wo ihre Dorfkirche wieder Glasfenster und schöne Glocken haben würde, wo in dem beschmutzten Chor der Kirche ein neuer Altar mit einer seidenen Decke, einem silbernen Crucifix und einem vergoldeten Kelch stehn sollte, und wo einst die jungen Burschen wieder Bräute zum Altar führen müßten, die den jungfräulichen Kranz im Haare trügen. Eine leidenschaftliche, schmerzliche Freude zuckte damals durch alle Seelen, auch die wildeste Brut des Krieges, das Soldatenvolk, wurde davon ergriffen. Fühlten doch selbst die harten Regierenden, die Fürsten und ihre Gesandten, daß der große Friedensact die Rettung Deutschlands vor dem letzten Verderben sei. Feierlich und mit aller Inbrunst, deren das Volk fähig war, wurde das Fest begangen. Aus demselben

Kreise von Dorferinnerungen, welchem frühere Beispiele entnommen sind, sei auch die nachfolgende Festbeschreibung dem Bankett der Fürsten und Feldherren entgegengestellt.

Döllstedt, ein stattliches Kirchdorf des Herzogthums Gotha, hatte schwer gelitten. Im Jahre 1636 hatte das Hatzfeldische Corps den Ort überfallen, großen Schaden gethan, die Kirche geplündert, das Holzwerk ausgebrochen und verbrannt, wie solches der Herr Pfarrer Deckner kurz vorher prophezeit hatte. „Dieser liebe Mann", so schrieb sein Nachfolger, Herr Pfarrer Trümper, „hatte seine Zuhörer mit gerechtem Eifer ihrer Sünden wegen gestraft. Aber seine Strafen und Warnungen hatte man verlacht, ihm allen Verdruß und Undank erwiesen, den Hopfen von den Stangen geschnitten, das Korn von den Feldern entführt, wie er Anno 1634 mit weinenden Augen klagte. So hatte er auch nichts anderes als Gottes gerechte Strafe solchen verstockten Herzen ankündigen können. Nicht nur öffentlich von der Kanzel, sondern auch noch wenige Stunden vor seinem seligen Abschied hatte er solche Klage geführt: „Ach, du armes Döllstedt! wie wird dir's nach meinem Abschied übel gehn!" Und darauf hat er sich gegen die Kirche gewendet und sein mattes und mit dem Tode ringendes Haupt über Vermögen mit Hilfe des Wärters aufgerichtet, als wollte er aus der Kammerecke, wo er sein Leben beschlossen, die Kirche noch einmal ansehen, und hat gesagt: „Ach, du liebe, liebe Kirche! wie wird dir's nach meinem Tode gehn! Mit Besen wird man dich zusammenkehren."

Seine Prophezeiung traf ein: das Dorf hatte im Jahre 1636 an 5,500 Gulden Kriegsschaden zu liquidiren, von 1627 bis 1637 zusammen 29,595 Gulden, so daß die Einwohner sich nach und nach verloren und die Stätte fast ganz wüst stand; im Jahre 1636 waren noch zwei Paar Eheleute im Dorfe; im Jahre 1641, nachdem Baner und im Winter wieder die Franzosen gewirthschaftet hatten, war ein halber Acker Korn bestellt und vier Einwohner vorhanden. Die eifrige

Sorge Herzog Ernst des Frommen von Gotha bewirkte, daß sich in seinem Lande die verlassenen Dörfer verhältnißmäßig schnell wieder mit Menschen besetzten. Im Jahre 1650 konnte auch in Döllstedt das „Jubel- und Friedensfest" gefeiert werden. Die Beschreibung desselben folgt hier, wie sie der damalige Pfarrer Trümper im Kirchenbuch aufgezeichnet hat.

„Den 19ten August, Morgens vier Uhr, sind wir mit unsern Adjuvanten und den Hausleuten von Gotha auf unsern Thurm gestiegen und haben den Morgensegen musicirt. Gegen sechs Uhr ist, wie den vorigen Tag um ein Uhr auch geschehen, mit allen Glocken angefangen worden zu läuten, eine ganze Viertelstunde, halb acht wieder so lange. Unterdeß hat sich das Volk, Mann und Weib, Jung und Alt, außer was beim Geläute bleiben müssen, vor dem Thor versammelt, und ist 1) das Weibervolk auf einer Seite gestanden, und vor demselben der Friede, welchen die adelichen Jungfrauen mit einem schönen grünseidenen Kleide und anderem Zierat ganz schön ausstaffiret hatten, auf dem Haupt einen schönen grünen Kranz mit eingemengten gelben Flittern und einen grünen Zweig in der Hand haltend. 2) Auf der andern Seite gegen das Dorf standen die Mannspersonen, und vor denselben die Gerechtigkeit in einem schönen weißen Hemde, einen grünen Kranz auf dem Kopfe, ein bloßes Schwert und gelbe Wage in den Händen tragend. 3) Gegen das Feld auf dieser Seite standen die Junggesellen mit Röhren, etliche mit bloßen Schwertern, und vor denselben der Mars, als ein Soldate gekleidet und eine Armbrust in den Händen tragend. 4) In der Mitte standen die Schüler, Hausleute und Adjuvanten neben mir. Da habe ich eine Erinnerung gethan, daß wir oft mit thränenfließenden Augen zu unsern Thoren hätten ausfliehen und räumen müssen, und wenn der Sturm vorüber, mit Freuden wieder heimgegangen wären, ungeachtet wir alles verwüstet, zerschlagen und umgekehrt gefunden. Also wären wir billig itzund, dem lieben Gott zu Ehren, vor unser Thor heraus-

gegangen, und weil er uns durch gnädige Verleihung des edlen, lang erwünschten Friedens von dergleichen Verwüstung, Fliehen und Flüchten errettet habe, wollten wir auch jetzt zu demselben Thore hineingehn mit Danken und zu seinen Vorhöfen mit Loben, und wollten dazu unsere Stimmen einmüthig erheben und singen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr' ꝛc." 5) Unter Musicirung dieses Gesätzleins näherten sich der Friede und die Gerechtigkeit einander mehr und mehr. Auf die Worte: „All' Fehd' hat nun ein Ende" steckten die mit bloßen Schwertern dieselben ein, die mit den Büchsen thaten einige Salven und kehrten sie darauf auch um. Der Friede winkte denen hierzu bestellten; die nahmen dem Marti, welcher that, als wollte er sich wehren, seine Armbrust und zerbrachen sie ihm; Friede und Gerechtigkeit traten zusammen und küßten sich. 6) Darauf wurde der angefangene Gesang fortgesungen, und schickte man sich an zu gehn. Vor den Schülern ging Andreas Ehrhardt nach Vermögen ausgeputzt, einen Stab über der Hand, mit einem grünen Kranz umwunden. Darauf folgten die Schüler alle mit grünen Kränzen auf den Häuptern, grüne Zweige in den Händen, und hatten die Kleinen weiße Hemden an, darauf die Adjuvanten und Spielleute, nach diesen ich, der Pfarrer, neben dem Herrn Pfarrer von Vargula, welcher zu mir gekommen war. Nach uns gingen die Mägdlein, die kleinen vorher, die großen darnach, alle nach ihrem Vermögen geschmückt und grüne Kränze auf ihren Häuptern. Nach diesen ging der Friede und hinter ihnen Knaben, die trugen einen Korb mit Wecken, eine Schüssel mit Aepfeln, welche hernach unter die Kinder ausgetheilt wurden, item allerlei Früchte des Feldes.

Auf diese folgten die adelichen Jungfrauen neben ihren Muhmen, welche sie zu sich gebeten, nach ihnen die Edelleute von Seebach, Sachsen und andere, die zu ihnen gekommen waren. Nach diesen ging die Gerechtigkeit und hinter ihr her die Heimbürger und Gerichtsschöppen, alle weiße Stäbe in

den Händen tragend, mit grünen Kränzen umwunden. Hierauf folgte der Fähndrich Christian Heum in seinem besten Schmuck, mit einem Stab, daran er ging, in der Hand, aber mit einem grünen Kranz umwunden. Nach diesen gingen die Mannspersonen zu Paaren mit grünen Sträußen in den Händen. Auf die Mannspersonen folgte der Mars gebunden, und hinter ihm die jungen Burschen mit den umgekehrten Röhren. Darauf folgte der Wachtmeister Herr Dietrich Grün in seinem Schmuck, einen Stab in der Hand wie der Fähndrich; auf ihn folgten die Weibspersonen, alle auch zu Paaren in ihrer Ordnung, alle singend durch das Dorf nach der Kirche. Als der obgedachte Gesang ausgesungen war, sangen wir: „Nun lob, mein Seel, den Herren.“

In der Kirche wurde es mit Singen und Predigen der fürstlichen Ordnung gemäß gehalten. Nach vollendetem Gottesdienst gingen wir in voriger Ordnung aus der Kirche auf den Platz vor der Schenke, da die Mannspersonen auf einer Seite, die Weibspersonen auf der andern Seite einen halben Circul und alsdann einen feinen weiten Kreis schlossen, und wurde unter dem Hingehn gesungen: „Nun freut euch, liebe Christen gmein.“ Nach geschlossenem Kreise bedankte ich mich gegen sämmtliche, daß sie nicht allein dem Ausschreiben unserer hohen landesfürstlichen Obrigkeit zu diesem Mal gehorsamlich nachgelebt, sondern auch auf mein Begehren allesammt, Adliche und Unadliche, vor das Thor gegangen und in so schöner Ordnung mir zur Kirche gefolget rc., mit Vermahnung, Nachmittags dem Gottesdienste wieder fleißig beizuwohnen. Und ob ich zwar sagte, es möchte ein jeder Nachmittags aus seinem Hause zur Kirche gehn, so hatten sie sich doch allesammt wie Vormittags vor der Schenke versammelt, waren auch der Friede und die Gerechtigkeit wieder in ihrem Schmuck da, Mars aber hatte sich verloren. Als ich dessen berichtet wurde, ging ich unter dem letzten Puls mit den Schülern, Adjuvanten und Hausleuten zur Hinter-

thür hinaus, durch die Kirchgasse nach der Kirche, da mir jedermänniglich wiederum, wie früh geschehen, in die Kirche folgete. Darinnen wurde damals gesungen: „Nun laßt uns Gott dem Herren ꝛc.“ Aus der Kirche gingen wir in solcher Ordnung wieder singend: „Lobet den Herrn, lobet den Herrn ꝛc.“ auf gedachten Platz, wo ich abermals gegen Fremde und Einheimische mit einem herzlichen Friedenswunsch mich bedankte. Und wurden hier vor sechs Groschen Wecken und etliche reife Aepfel unter die Kinder ausgetheilt.“ —

Bekannt ist, daß der große Friede sehr langsam kam, wie Genesung aus einer tötlichen Krankheit. Die Jahre 1648—50 vom Friedensschluß bis zur Feier des Friedensfestes gehörten noch zu den schwersten der eisernen Zeit; unerschwingliche Kriegssteuern waren ausgeschrieben, die Heere der verschiedenen Parteien lagen bis zur Abzahlung auf den Landschaften, und der Druck, welchen sie auf die elenden Bewohner ausübten, war so furchtbar, daß mehr als ein Verzweiflungsschrei der Völker sich in den Hader der immer noch verhandelnden Parteien mischte. Dazu kamen Plagen anderer Art, alle Länder wimmelten von „herrenlosem Gesindlein“. Banden entlassener Kriegsknechte mit Dirnen und Troßbuben, Schaaren von Bettlern, große Räuberhaufen streiften aus einem Gebiet in das andere, sie quartierten sich gewaltsam in den Dörfern ein, welche noch Einwohner hatten, und setzten sich wol gar in den verlassenen Hütten fest. Auch die Dorfbewohner, mit schlechten Waffen versehen, der Arbeit entwöhnt, fanden es zuweilen bequemer zu rauben als das Feld zu bestellen, und machten heimliche Streifzüge in benachbarte Territorien, die Evangelischen in katholisches Land und umgekehrt. Sogar die fremden Söhne eines gesetzlosen Lebens, die Zigeuner, waren an Zahl und Dreistigkeit gewachsen und lagerten, phantastisch aufgeputzt, mit ihren hochbeladenen Karren, mit gestohlenen Pferden und nackten Kindern

um den Steintrog des Dorfplatzes. Wo gerade ein kräftiger Regent und eifrige Beamte thätig waren, wurde dem wilden Wandern nach Kräften entgegengearbeitet. Die Dorfleute des Herzogthums Gotha mußten noch im Jahre 1649 von den Kirchthürmen Wache halten, Brücken und Fährten über die Bäche des Landes besetzen und Lärm machen, so oft sie einen marschirenden Haufen erblickten. Ein System von Polizeiverordnungen, durchaus nothwendig und heilsam, war das erste Zeichen des neuen Selbstgefühls, welches die Regierungen erhalten hatten. Wer sich niederlassen wollte, dem wurde die Ansiedelung leicht gemacht. Wer fest saß, mußte angeben, wie viel Land er bebaut hatte, in welchem Zustande ihm Haus und Hof war, ob er Vieh hatte. Neue Flurbücher und Verzeichnisse der Einwohner wurden angefertigt, neue Steuern in Geld und Naturalien wurden ausgeschrieben und auch durch solchen harten Druck die Dorfbewohner zur Arbeit gezwungen. Allmählich besetzten sich die Dörfer wieder mit Menschen. Viele Familien, die sich zur Kriegszeit in die Städte geflüchtet hatten, besserten ihre verwüsteten Höfe aus, andere zogen aus dem Gebirge oder der Fremde zurück; auch verabschiedete Soldaten und Troßknechte kauften von dem Rest ihrer Beute zuweilen Acker und ein leeres Haus, oder liefen zu dem heimischen Dorfe. — Es wurde viel geheiratet und eifrig getauft.

Aber die Erschöpfung des Volkes war doch jämmerlich groß; die Ackerstücke, deren viele geruht hatten, wurden ohne Dünger nothdürftig bestellt, nicht wenige blieben mit wildem Buschholz und Unkraut bewachsen noch lange als Weideland liegen. Den Grund verwüsteter Ortschaften kauften zuweilen die Nachbardörfer, an einigen Stellen zogen sich zwei oder drei kleine Gemeinden zu einer zusammen.

Noch viele Jahre nach dem Kriege muß das Aussehen der Dörfer trostlos gewesen sein. In Thüringen ist das zuweilen aus Verhandlungen mit der Obrigkeit erkennbar. Die

Hausbesitzer von Siebleben und einigen andern Gemeinden um Gotha haben seit dem Mittelalter das Recht auf freies Bauholz aus dem Waldgebirge. Im Jahre 1650 forderte die Regierung auf, dieses Recht gegen Entrichtung einer herkömmlichen kleinen Abgabe von Hafer auszuüben. Da entschuldigten sich einige der Gemeinden, sie seien noch zu sehr herunter, um an's Aufbauen der schadhaften Häuser denken zu können. Zehn Jahre darauf hatte die Gemeinde Siebleben doch schon zweiundvierzig Schulknaben, welche ein geringes Schulgeld bezahlten, und das jährliche Opfergeld in der Kirche betrug über vierzehn Gulden. Ein Theil dieses Opfergeldes wurde auf kleine Almosen an Fremde verwendet, und man kann aus der sorgfältig geführten Berechnung ersehen, welcher Strom von Bettlern jeder Art durch das Land zog. Abgedankte Kriegsleute, Krüppel, Heimatlose, Greise und Kranke, darunter auch Aussätzige mit Legitimationen ihres Siechhauses, dann Exulanten aus Böhmen und Ungarn, die der Religion wegen ihre Heimat aufgegeben haben wollen, vertriebene Edelleute aus England, Irland, Polen; Sammler, welche gefangene Verwandte aus der türkischen Gefangenschaft loskaufen wollen, Reisende, welche von Wegelagerern ausgeplündert sind, ein blinder Pfarrer aus Dänemark mit fünf Kindern. Bereits sucht sich jeder Fremde durch Zeugnisse zu empfehlen. Die Regierung aber wird nicht müde, gegen das Beherbergen solcher bittenden Leute zu eifern.

Wie der Kampf, waren auch die Zustände, welche nach dem Kriege eintraten, außer allem Vergleich mit andern Niederlagen cultivirter Völker. Gewiß sind in einzelnen Zeiträumen der Völkerwanderung große Landschaften Europa's noch mehr verödet worden, zuweilen hat im Mittelalter eine Pest die Bewohner großer Städte eben so sehr decimirt; aber solches Unglück war entweder local und wurde leicht durch den Ueberschuß von Menschenkraft geheilt, der aus der Umgegend auf den geleerten Grund zusammenströmte, oder es

fiel in eine Zeit, wo die Völker nicht fester auf dem Boden standen als lockere Sanddünen am Strande, welche leicht von einer Stelle zur andern geweht werden. Hier aber wird eine große Nation mit alter Cultur, mit vielen hundert festgemauerten Städten, vielen tausend Dorffluren, mit Acker- und Weideland, das durch mehr als dreißig Generationen desselben Stammes bebaut war, so verwüstet, daß überall leere Räume entstehn, in denen die wilde Natur, die so lange im Dienste des Menschen gebändigt war, wieder die alten Feinde der Völker aus dem Boden erzeugt, wucherndes Gestrüpp und wilde Thiere. Wenn ein solches Unglück plötzlich über eine Nation hereinbräche, es würde ohne Zweifel auch eine kleine Zahl der Ueberlebenden unfähig machen ein Volk zu bilden, ja schon das Entsetzen würde sie vernichten; hier hatte das allmähliche Eintreten der Verringerung den Ueberlebenden das Schreckliche zur Gewohnheit gemacht. Eine ganze Generation war aufgewachsen innerhalb der Zeit der Zerstörung. Die gesammte Jugend kannte keinen andern Zustand als den der Gewaltthat, der Flucht, der allmählichen Verkleinerung von Stadt und Dorf, des Wechsels der Confession; man mußte schon auf der Höhe des Lebens stehn, sich daran zu erinnern, wie es im Dorfe vor dem Kriege ausgesehen hatte, wie viel Paare unter einer Dorflinde getanzt hatten, wie stark die Viehheerde im Riedgras und auf den Weidehöhen gewesen war, und wie viel einst durch den Klingelbeutel oder Opferpfennig in der Kirche eingesammelt werden konnte. Nicht viel anders war es in den Städten; innerhalb der meisten halb zerstörten Ringmauern gab es wüste Plätze, welche vor dem Kriege mit Häusern besetzt gewesen waren, in den schadhaften Häusern aber hatte vor dem Kriege die doppelte Zahl arbeitsamer Menschen gewohnt. Es gab Landschaften, wo ein Reiter viele Stunden umhertraben mußte, um an eine bewohnte Feuerstätte zu kommen; ein Bote, der von Kursachsen nach Berlin eilte, ging von Morgen bis Abend

über unbebautes Land, durch aufschießendes Nadelholz, ohne ein Dorf zu finden, in dem er rasten konnte. Und doch bezeichnet das Ende des Krieges im ganzen nicht den niedrigsten Stand der Bevölkerung und Production. Die Zeit der größten Depression liegt etwa sechs Jahre vorher, Jahre, aus welchen Sammlungen statistischer Notizen gar nicht vorhanden sind. Denn wie es nach der Pest und Baner's Zügen aussah, davon geben nur einzelne Ortschroniken spärliche Kunde. Seit dieser Zeit half die Politik der Neutralitäten, durch welche die größeren Landesherren den Krieg von ihren Grenzen abzuhalten suchten, doch etwas dazu, die Schäden nicht zu heilen, aber die Bevölkerung und selbst den Viehstand wieder festzusetzen. Selbstverständlich aber ist der Zuwachs unter den Ueberlebenden nach so großer Verwüstung ein verhältnißmäßig starker. Die Ehen sind massenhaft durch den Tod eines Ehegatten gelöst, neue Ehe wird leicht, leere Hütten, unbebaute Aecker, fast werthlos, vermag auch der Arme leicht zu besetzen. Der Friede fand in vielen Landschaften schon wieder neue kleine Brut. Und dennoch sind zwei Drittheile bis drei Viertheile der Menschen verloren. Noch größer sind die Verluste an Zug- und Nutzvieh, an Hausrat.

Viel ist über die Verwüstungen des Krieges geschrieben worden, aber noch fehlt die große Arbeit, welche aus allen Territorien die erhaltenen statistischen Notizen zu einem Bilde zusammenstellte. Wie ungeheuer die Arbeit sei, sie muß doch unternommen werden, denn erst aus unwiderleglichen Zahlen wird die volle Größe des Unheils verständlich. Was bisher von Einzelheiten bekannt wurde, berechtigt kaum zu einer ungefähren Schätzung der Einbuße, welche Deutschland an Menschen, Nutzthieren und productivem Vermögen erlitten hat. Auch die folgenden Schlüsse machen nur den Anspruch, eine persönliche Ansicht auszudrücken; wenige Beispiele sollen dieselbe unterstützen.

Die Verhältnisse von Thüringen und Franken sind nicht

übel geeignet, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. Beide Landschaften sind durch den Krieg nicht ausnahmsweise mehr heimgesucht worden als andere Länder, die Culturverhältnisse beider entsprechen bis zur Gegenwart ziemlich genau dem mittlern Durchschnitt deutscher Industrie und Landwirthschaft. Beide sind im ganzen nicht reich. Hügellandschaften ohne großen Fluß, ohne beträchtliche Steinkohlenlager, mit einem Ackerboden, der nur in einzelnen Strichen durch besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist, waren sie bis zur Neuzeit vorzugsweise auf Landbau, Gartencultur und kleine Gebirgsindustrie angewiesen. So hat dieser Theil von Deutschland kein massenhaftes Einströmen von Menschenkraft und Capital erfahren, er ist dagegen auch nicht Schauplatz der zerstörenden Kriege Ludwig's XIV. gewesen, und die Landesherren, zumal die Enkel Friedrich's des Weisen, sind auch in argen Zeiten ziemlich schonend mit der Volkskraft umgegangen.

Hier im Herzen Deutschlands lag die alte gefürstete Grafschaft Henneberg, ein stattliches Gebiet von circa 30 Quadratmeilen und — im Jahre 1634 — von 177 Ortschaften, welche jetzt zwischen Preußen, Meiningen und Weimar getheilt sind. Mit seinem nördlichen Theil streckte es sich in die Thalschluchten des Thüringer Waldes, ja ein kleiner Theil — Ilmenau — lag auf der Nordseite des Gebirges. Nur am Westrand führte die Heerstraße, das große Gebirge deckte von Norden, und die Einwohner hatten gute Gelegenheit, sich und ihre Habe durch die Flucht in den Bergwald zu schützen. So war die Grafschaft Henneberg in verhältnißmäßig günstiger Lage. Auch war ihr gerade in den ärgsten Jahren des Krieges das Glück einer besonders sorgfältigen Verwaltung zu Theil geworden, welche in der schlechtesten Zeit mit bewunderungswürdiger Ausdauer bemüht war, die Menschen zusammenzuhalten und zum Aufbau der eingeäscherten Dörfer zu ermuntern. Endlich kam ihr noch zu Statten, daß die Greuel

des Krieges verhältnißmäßig spät, erst um 1633, eine massenhafte Zerstörung begannen; denn während Pommern und die Mark, Schlesien und Böhmen, die Länder der Nordsee und der Westen Deutschlands schon unter den Geißelhieben der Kriegsfurie todwund lagen, waren dort noch friedliche Jahre. Noch 1634 erstaunten die räuberischen Kroaten über den Wohlstand der Bauern und Bürger, die Schätze und reichen Vorräthe, die in den festgebauten Häusern aufgesammelt waren. Das glückliche Land hatte durch fast hundert Jahre Frieden gehabt und mehre hausväterliche und wohlwollende Regenten. Nicht weniger wichtig war, daß der ärgste Druck des Krieges dort auch eher endete als in andern Territorien; denn seit dem Jahre 1643 genoß das Land durch die Neutralitätspolitik seines Verwalters, Ernst des Frommen, verhältnißmäßige Ruhe. Wir sind demnach zu der Annahme berechtigt, daß diese Grafschaft besser daran war als die Mehrzahl der deutschen Gebiete.

Von diesem Lande sind uns amtliche statistische Notizen erhalten, welche die Zahl der Familien und Häuser sowol im Anfang der schwersten Kriegszeit, — aus dem Jahre 1631, bei einigen 1634, — als nach dem Ende des Krieges, — aus dem Jahre 1649, bei einigen 1652 — angeben*). Darnach verlor das Land in dem Kriege 70 Procent der Familien, 66 Procent der Wohnungen. Dies furchtbare Ergebniß wird noch grauenhafter, wenn man in Betracht zieht, was aus Hunderten kläglicher Eingaben seit dem Frieden ersichtlich wird, in welchem Zustande die überlebenden Menschen und die Häuser waren: ein Theil der Wohnungen waren Nothhütten, aus Trümmern zusammengeschlagen. Da nun die

*) Diese werthvollen Mittheilungen sind Herrn Prof. G. Brückner in Meiningen zu verdanken; ein Theil derselben wurde in „Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik" 1852, und weitere Ermittlungen des verdienstvollen Mannes in der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" 1857, Aprilheft, mitgetheilt.

Bevölkerung des Landes schon in den Jahren 1631 und 1634 zuverlässig geringer geworden war, als sie im ersten Jahre des Krieges gewesen, und da ein Theil der erhaltenen Verzeichnisse bereits den Zuwachs dreier Friedensjahre enthält, so wird die Annahme mäßig sein, daß 75 Procent der Familien durch den Krieg vernichtet worden sind. Nun aber ist außer Zweifel, daß auch die Kopfzahl einer Familie im Durchschnitt beim Beginn des Krieges größer war als am Ende desselben*), daß also der Menschenverlust noch größer als 75 Procent gewesen sein muß.

Ferner aber sind uns aus 20 Ortschaften derselben Landschaft sorgfältige Verzeichnisse der Ortsbehörden auch über das Verhältniß des Viehstandes und der Scheuern aufbewahrt; darnach waren in diesen Orten von Pferden 85 Procent, von Ziegen über 83, von Kühen über 82 Procent eingegangen, die vorhandenen Pferde werden als lahm und blind, die Felder und Wiesen als verwüstet und zum Theil mit Holz bewachsen angeführt; die Schafe aber waren an allen Orten sämmtlich vernichtet**).

Es ist eine blutige Geschichte, welche durch diese Zahlen

*) Das Verhältniß ist folgendes. Es waren in den vierzehn Aemtern der Grafschaft:

Familien i. J. 1634 (1631): 13,095 — i. J. 1649 (1652): 3969.
Häuser i. J. 1634 (1631): 11,850 — i. J. 1649 (1652): 4053.

Rechnet man die Kopfzahl einer Familie vor dem Kriege im Durchschnitt zu 4½, und nach dem Kriege, wahrscheinlich zu hoch, zu 4, so hatte die Grafschaft Henneberg im Jahre 1631 (1634): 60,975 Einwohner, i. J. 1649 (1652): 16,448 Einwohner.

**) In 19 Dörfern der frühern Herrschaft Henneberg waren im Jahre:

		1634.	1649.	1849.
	Familien	1773	316	1916
	Häuser	1717	527	1558
In 17 Dörfern desgl.	Rinder	1402	244	1994
„ 13 „ „	Pferde	485	73	107
„ 12 „ „	Schafe	4616	—	4596
„ 4 „ „	Ziegen	158	26	286

verkündet wird. Mehr als drei Viertheile der Menschen, bei weitem mehr als vier Fünftheile ihrer Habe sind vernichtet. Und in welchem Zustand das Erhaltene!

Genau ebenso war das Schicksal der kleineren Landstädte, so weit dasselbe aus erhaltenen Angaben zu sehen ist. Nur ein Beispiel aus derselben Gegend. Das alte Kirchenbuch zu Ummerstadt, einer ackerbauenden Landstadt in der Nähe von Koburg, seit alter Zeit im Lande wohlbekannt wegen ihrer guten Töpferwaaren, berichtet Folgendes: „Ob nun wol noch im Jahre 1632 das ganze Land, wie auch hiesiges Städtlein, sehr volkreich war, also daß über 150 Bürger und auf 800 Seelen allein hier gewohnt haben, so sind doch wegen immer anhaltenden Kriegsunruhen und stetigen Einquartierungen die Leute dermaßen enerviret worden, daß von ausgestandenem großen Schrecken eine Seuche, so von dem lieben, allmächtigen und gerechten Gott über uns verhängt worden, auf fünfhundert Menschen in den Jahren 1635 und 1636 weggerafft hat, und wegen des elenden und betrübten Zustandes in zwei Jahren und darüber kein Kind zur Welt geboren worden. Diejenigen Leute, denen Gott der Allerhöchste noch das Leben gefristet, haben sich wegen Hunger und theurer Zeit, aus Mangel des lieben Brots, Kleien, Oelkuchen und Leinknoten gemahlen und gegessen, aber viele das Leben darüber geendet. Sind also die Leute in allen Ländern sehr zerstreut worden, daß der meiste Theil das liebe Vaterland nicht wiedergesehen. Anno 1640 bei dem saalfeldischen Stilllager ist Ummerstadt zur Nimmer- oder Umbrastadt worden, weil in achtzehn Wochen sich kein Mensch darin hat dürfen sehen lassen, und die Leute um alles, was sie noch gehabt, gekommen sind. Daher die Leute fast dünne worden, und über hundert Seelen nicht mehr vorhanden gewesen.“ — Im Jahre 1850 hatte der Ort 893 Einwohner.

Aber noch auffallender ist eine andere Beobachtung, welche aus den Tabellen der obenerwähnten hennebergischen Dörfer

zu machen ist. Erst in unserem Jahrhundert hat Menschenzahl und Bestand der Nutzthiere wieder die Höhe erreicht, welche im Jahre 1634 bereits vorhanden war. Ja die Zahl der Häuser war in vielen Dörfern noch 1849 geringer als 1634, obgleich dort noch heut die Dorfhäuser klein und auch die Armen ängstlich bemüht sind, ein eigenes Haus zu bewahren. Zwar die Menschenzahl ist 1855 bereits nicht unbedeutend größer als 1634 nach 15 Kriegsjahren, aber der Zuwachs fällt zum größten Theil auf den jetzigen preußischen Kreis Henneberg (Schleusingen und Suhl), in welchem die eigenthümliche Ausbildung der Eisenindustrie ein stärkeres Zuströmen von Capital und Menschenkraft hervorgebracht hat*).

So sind wir allerdings zu dem Schlusse berechtigt, daß wenigstens für diesen Strich Deutschlands zweihundert Jahre nothwendig waren, Menschenzahl und productive Kraft des Landes wieder bis zu einem früheren Standpunkt zu heben. Diese Annahme wird durch andere Beobachtungen unterstützt. Die Cultur des Landes vor dem dreißigjährigen Kriege, ja selbst das Verhältniß des Getreidewerthes zu dem Silberwerth in einer Zeit, wo Getreideausfuhr nur ausnahmsweise stattfand, führen zu demselben Schluß.

Freilich ist in den letzten zweihundert Jahren die Cultur auch durch die mächtige Einwirkung des Auslandes in ganz neuen Richtungen entwickelt. Auch der Landmann baut jetzt Hackfrüchte, Klee und andere Futterkräuter, welche vor dem dreißigjährigen Kriege noch unbekannt waren, und die landwirthschaftliche Production selbst einer gleichen Menschenzahl

*) Die ganze Grafschaft Henneberg hatte i. J. 1855: 92,661 Einwohner, gegen 60,975 i. J. 1631 (1634) und gegen 16,448 i. J. 1649 (1652). Davon aber kommen auf den preußischen Kreis Henneberg 35,426 gegen 18,158 des Jahres 1631 (1634) und gegen 5840 i. J. 1649 (1652). In diesem Industriekreise hat sich also die Bevölkerung seit dem Jahre 1631 verdoppelt, während sie in den übrigen Aemtern nur um den vierten Theil stärker geworden ist, als sie in der Mitte des dreißigjährigen Krieges war.

mag doch gewinnbringender geworden sein als vor jenem Kriege. Vielleicht haben die Vorfahren vor dem Kriege viel ärmer gelebt und weniger erwirthschaftet? Man vergleiche den Viehstand. Die Schafzucht der erwähnten Dörfer hat gegenwärtig genau den Umfang, den sie vor dem Kriege hatte. Es ist jetzt die kurze, dichtgekräuselte Wolle spanischer Heerden, welche auch in den Hürden der Bauern gezogen wird; die alte Wolle fiel in langen Flocken, sie muß nach dem Werth der Tuche und Zeuge, welche daraus gewebt wurden, und nach dem damaligen Preis der Schafe (5 = 1 Kuh, während bei uns das Verhältniß wie 10 zu 1 ist) nicht verächtlich gewesen sein.

Ferner aber hat sich der Bestand an Pferden gegen 1634 um drei Viertel verringert. Diese auffallende Thatsache ist nur daraus zu erklären, daß die Reitertraditionen des Mittelalters auch noch auf den Landwirth Einfluß ausübten, daß die Pferdezucht bei den schlechten Wegen, welche eine weite Versendung des Getreides unmöglich machten, lohnender wurde als jetzt, während das Gebrüll der Rinder auch in den engen Hofräumen der Städte so häufig war, daß Verkauf von Milch und Butter wenig lohnte, endlich aber, daß ein größerer Theil der Landleute im Stande war Gespannkraft zu ernähren, als jetzt. Die Zersplitterung des Grundes war damals, wie sich aus den alten Flurbüchern beweisen läßt, in Thüringen etwas — nicht beträchtlich — geringer als jetzt. Vermehrt hat sich in der Gegenwart die Zahl der Ziegen, des Nutzthiers der kleinen Leute, und die Zahl der Rinder, welche wahrscheinlich im mittleren und südlichen Deutschland jetzt auch größer und edler gezogen werden als damals. Und dies ist ein entschiedener Fortschritt der Gegenwart. Im ganzen aber ist, nach Futterbedürfniß gerechnet, die Zahl der Thiere, welche auf dem Ackergrund mit Vortheil erhalten werden, gegenwärtig nur unbedeutend größer als im Jahre 1634*).

*) 10 Schafe oder Ziegen = 1 Rind oder Pferd gerechnet, ist das Verhältniß nach obiger Tabelle folgendes: 1634 wurden 2364 Stück

Neben solchen Resultaten ist unwichtig aufzuzählen, was von beweglichem Inventarium in den Dörfern durch den Krieg vernichtet worden ist. Es ist in Thüringen möglich, auch darüber einige Sicherheit zu gewinnen, denn schon wurden damals genaue Berechnungen des erlittenen Schadens von den Regierungen eingefordert, und in mehr als einem Gemeindearchiv sind diese Berechnungen erhalten, leider meist unvollständig; es gab Jahre, in denen die Liquidation aufhörte. Soviel sich aus dem Erhaltenen ersehen läßt, betragen die berechneten Verluste einer Dorfgemeinde für die dreißig Kriegsjahre von 30—100,000 Gulden*). Berechnet man darnach die Verluste eines ganzen Landes, so wird die Summe ungeheuer.

Durch diesen Krieg wurde Deutschland gegenüber den glücklicheren Nachbarn, den Niederländern, den Engländern, um zweihundert Jahre zurückgeworfen.

Noch größer sind die Veränderungen, welche der Krieg in dem geistigen Leben der Nation gemacht hat. Vor andern den Landleuten. Viele alte Bräuche gingen zu Grunde, das Leben wurde leerer, leidvoller. An die Stelle des alten Haus-

---

Großvieh gehalten, 1849 aber 2579, dabei allerdings die Rinder werthvoller. Es ist ein bescheidener Fortschritt.

*) So hatte z. B. die Gemeinde Siebleben bei Gotha schon vor dem Beginn der schweren Zeit (nur von 1623—1630) 10,216 Fl. 12 gGr. 9½ Pf. liquidirt.

Darunter sind:

35 Kühe	356	Fl.	12 gGr.
113 Schöpse	207	„	9 „
730 Malter Hafer	1461	„	4 „
16¾ Malter Korn	76	„	18 „
Geldcontribution	4542	„	13 „
Plünderungsschaden an Geld . .	839	„	14 „
do. an Hausrat	364	„	20 „

Davon kostete ein Nachtlager des Obersten Isolani mit einer halben Compagnie Kroaten nebst Nachlieferungen in's Winterquartier 1063 Gulden.

rates sind die rohesten Formen moderner Möbeln getreten; die kunstreichen Kelche und alten Taufbecken, fast aller Schmuck der Kirchen war verschwunden, eine geschmacklose Dürftigkeit ist den Dorfkirchen bis jetzt geblieben. Mehr als hundert Jahre nach dem Kriege vegetirte der Bauer fast eben so eingepfercht wie die Stücke seiner Heerde, während ihn der Pastor als Hirt bewachte und durch das Schreckbild des Höllenhundes in Ordnung hielt, und der Gutsbesitzer oder sein Landesherr alljährlich abschor. Eine lange Zeit dumpfen Leidens. Die Getreidepreise waren in dem menschenarmen Lande fünfzig Jahre nach dem Kriege sogar niedriger als vorher, die Lasten aber, welche auf die Grundstücke gelegt wurden, so hoch gesteigert, daß noch lange der Acker mit Haus und Hof geringen Werth hatte, zuweilen umsonst gegen die Verpflichtung gegeben wurde, Dienste und Lasten zu tragen. Härter als je wurde der Druck der Hörigkeit, am ärgsten in den früheren Slavenländern, in denen ein zahlreicher Adel über den Bauern saß.

Häufig beklagt sind die Schäden der Bildung, welche in den ausgeplünderten Städten und Rittersitzen zu Tage kamen, zunächst wieder Luxus, Genußsucht und rohe Lüderlichkeit, Mangel an Gemeinsinn und Selbstgefühl, Kriecherei gegen Vornehme, Herzlosigkeit gegen Niedere. Es sind die uralten Leiden eines heruntergekommenen Geschlechts. So finster, freudenlos, arm an belebendem Geiste war das Dasein, daß die Selbstmorde zum Erschrecken häufig wurden; die Obrigkeit suchte das Sonnenlicht dadurch schätzbarer zu machen, daß sie dem Henker befahl, Selbstmörder unter dem Galgen zu begraben*). Daß das Selbstregiment der Städte immer mehr durch die Landesherren beeinträchtigt wurde, war häufig

*) Kayserl. Privilegia und Sanctiones für Schlesien vom Jahre 1657 III. S. 737. Die „üble Sache" wird als eingerissen und gewöhnlich bezeichnet.

noch ein Glück, denn die Verwaltung war nur zu oft arm an Urtheil und Pflichtgefühl. —

Es war eine tötliche Krisis, aus welcher Deutschland heraustrat, und theuer erkauft war der Friede. Aber das Höchste war doch gerettet, die Continuität der deutschen Entwicklung, die Fortdauer des großen inneren Processes, durch welchen das deutsche Volk sich von der Unfreiheit des Mittelalters zu höheren Bildungen erheben konnte.

Der lange Kampf war, politisch betrachtet, ein Vertheidigungskrieg der protestantischen Partei gegen die Intoleranz des alten Glaubens und die Uebergriffe der kaiserlichen Macht. Diese Vertheidigung hatte begonnen durch eine ungeschickte Offensivbewegung in Böhmen, und das Haupt des Hauses Habsburg war formell und materiell in seinem Rechte, so lange es nur diese Bewegung niederwarf. Seine Gegner standen auf dem Boden der Revolution, die sich durch Erfolg zu rechtfertigen hatte. Von dem Tage aber, wo der Kaiser seinen Sieg benutzte, um durch Jesuiten und Soldaten die Landeshoheit der deutschen Fürsten, die alten Rechte der Städte zu unterdrücken, wurde wieder er der politische Frevler, dessen Wagniß mit der letzten Kraft der Nation zurückzuweisen war. Hier aber gilt ein höherer Gesichtspunkt, und von diesem aus war das Beginnen Ferdinand's II. noch unerträglicher. Gerade hundert Jahre vor seinem Regiernngsantritt hätten alle guten Geister der deutschen Nation auf Seite des Kaisers gekämpft, wenn er gegenüber bestehendem Recht und altem Herkommen eine deutsche Kirche, einen deutschen Staat geschaffen hätte. Seitdem hatte das Geschlecht Karl's V. durch hundert Jahre, eine kurze Zeit ausgenommen, in planvoller Arbeit oder träger Gleichgiltigkeit vieles gethan, den letzten Quell des neuen Lebens, die Selbständigkeit der Geister im Denken und Glauben zu zerstören; es war durch hundert Jahre, eine kurze Zeit ausgenommen, Gegner des nationalen deutschen Lebens gewesen, es hatte seine spanischen und italienischen

Verbindungen, es hatte die römischen Jesuiten zum Kampfe gegen die einheimische Bildung des Volkes gestellt; leider halfen dazu auch einige deutsche Fürsten. Auf solchem Wege hatte es in Deutschland groß zu werden gesucht, in demselben Sinn hatte jetzt ein übereifriger Kaiser die blutige Entscheidung heraufbeschworen. Auf seinem Haupte liegt die Schuld des unerhörten Krieges, nicht auf den deutschen Fürsten, nicht auf dem Volke. Denn kleinere Landesherren abgerechnet, haben die protestantischen Häupter nur zu ergeben den Frieden mit ihrem Kaiser gesucht. Nur auf wenige Jahre ließen sie sich durch Wallenstein's Uebermuth, den Hohn des Wiener Hofes und das kriegerische Drängen Gustav Adolf's zu offenem Kampfe bringen, nicht vier Jahr dauerte das Bündniß der großen Kurhäuser Sachsen und Brandenburg mit den Schweden, bei erster Gelegenheit fielen sie wieder zurück, und in der letzten Zeit des Krieges war ihre kräftigste Politik die Neutralität.

Durch den Frieden erreichten die Fürsten den Zweck ihres defensiven Widerstandes, die hochfliegenden Entwürfe des kaiserlichen Hofes waren zerbrochen. Deutschland war frei. Ja, frei. Verdorben und kraftlos, durch hundert Jahre an seiner westlichen Grenze Tummelplatz und Beutestück für Frankreich. Noch sollte es ein gehäuftes Maß von Demüthigungen und Schmach über sich ausgeschüttet sehen. Aber wem sich noch heut die Hand darüber zusammenballt, der hüte sich sie gegen den westphälischen Frieden zu erheben. Denn nicht durch ihn ist verschuldet, was noch auf ihn folgte, die Einäscherung der Pfalz, die Wegnahme Straßburgs, der Verlust von Elsaß und Lothringen. Alles das war lange vor dem dreißigjährigen Kriege verschuldet, lange vorher von patriotischen Männern geahnt worden. Seit dem schmalkaldischen Kriege war die Landeshoheit der deutschen Fürsten und die Selbständigkeit der Theile die einzige Garantie für eine nationale Fortbildung. Man mag das tief beklagen, aber man soll es ver-

stehn. Jetzt endlich war durch Ströme von Blut diese Selbständigkeit der Theile gesetzlich befestigt. Wer das Jahr 1813, das erste Aufglühen des Volkes seit 1648, für etwas Glorreiches hält, wer sich je Pflichtgefühl und freie Sittlichkeit durch die strenge Lehre Kant's und seiner Nachfolger geadelt hat, wen die Freude über das Höchste, was der Mensch verstehn kann, über Natur und Seele des eigenen und fremder Völker jemals gehoben hat, wer je die Schönheit der neuern deutschen Poesie, den Nathan, den Faust, den Wilhelm Tell mit Entzücken empfunden hat, jeder, der an dem freien Leben unsrer Wissenschaft und Kunst, an den großen Entdeckungen der Naturforscher, an der kräftigen Entwicklung der deutschen Industrie und des Landbaues herzlichen Theil hat, soll daran denken, daß mit dem Frieden von Münster und Osnabrück die Zeit beginnt, in welcher diese Entwicklungen ihre — verhältnißmäßig gesicherte — politische Grundlage gefunden haben.

Und doch hat der Krieg eine Folge gehabt, die wir noch heut mit tiefem Schmerze beklagen: er hat den dritten Theil Deutschlands für lange von dem geistigen Zusammenleben mit den Bruderstämmen abgelöst. Seit ihm wurden die deutschen Hausländer der kaiserlichen Familie in einen besonderen Staat gebunden. Gewaltsam, unabläßig arbeitete das fremde Princip, welches dort herrschte. Lange empfand die gedrückte Nation kaum den Verlust. In Deutschland hatte sich der Gegensatz zwischen katholischem und protestantischem Wesen abgeschwächt, er wurde im nächsten Jahrhundert zum großen Theil aufgehoben. Auch die Territorien, welche durch den Zwang ihrer Landesherren beim alten Glauben festgehalten wurden, hatten ihren Antheil an den langsamen und schwerfälligen Fortschritten, welche seit dem Frieden gemacht wurden. Es ist nicht zu leugnen, die protestantischen Landschaften blieben lange die Führer, aber trotz manchem Gegensatz folgten auch die Altgläubigen der neuen Strömung und brüderlich flogen gewonnene Resultate der Bildung aus einer Seele in die

andere; Freude und Leid waren im ganzen gemeinsam, und wie die politischen Bedürfnisse und Wünsche der Protestanten und Katholiken dieselben waren, so wurde auch das Gefühl der geistigen Einheit allmählich lebendiger. Nicht so war es in den weiten Ländern, welche Ferdinand II. seinen Nachfolgern als wiedererobertes Gut hinterließ. Die Verluste, welche die deutschen Volksstämme erfahren hatten, waren groß, die Einbuße der österreichischen Völkerschaften war ungleich größer. Dort war etwas geschehen, was einem, der genau zusieht, wol heut noch grauenhaft erscheinen kann. Fast die gesammte nationale Bildung, welche sich dort seit hundert Jahren trotz aller Hindernisse entwickelt hatte, war mit eiserner Ruthe weggetrieben worden. Die Masse des Volkes war geblieben, ihre Führer, wohlhabende Gutsherren, die alten eingeborenen Geschlechter, männliche Patrioten, charaktervolle Gelehrte, intelligente Seelsorger waren in das Exil geworfen. Niemand hat die Verbannten gezählt, die in Hunger und Kriegsnoth umkamen; auch die, welche sich in der Fremde niederließen, sind kaum annähernd zu berechnen. Sicher ging ihre Gesammtzahl in die Hunderttausende. Kursachsen verdankt den böhmischen Exulanten, daß sein Verlust an Menschen und Vermögen sich schneller ergänzte als in andern Ländern. Doch nicht die Zahl, wie hoch sie sei, giebt eine Vorstellung von dem Verlust. Denn die, welche um Glauben und politische Ueberzeugung in das Elend gingen, waren die Kräftigsten, die Führer des Volkes, die Repräsentanten der höchsten Zeitbildung. Aber nicht ihr Verlust allein machte die Länder des Kaisers so schwach und still, auch die Millionen der Zurückgebliebenen waren zerbrochen. Durch jedes niedrige Motiv, durch rohe Gewalt oder Aussicht auf irdische Vortheile von einem Glauben in den andern getrieben, hatten sie das Selbstgefühl verloren und den letzten Idealismus, den auch der mittelmäßige Mann sich bewahrt, die Empfindung, eine Stelle in der Brust zu haben, welche nicht käuflich ist. Ueberall in

Deutschland lebten in der schlechtesten Zeit nach dem Kriege Tausende, welche durch das Gefühl gefestigt wurden, daß auch sie den bewaffneten Bekehrern bis zum Tod widerstanden hätten, wie ihre Väter und Nachbarn. In den bekehrten österreichischen Ländern des Kaisers war dieses Gefühl selten. Fast anderthalb Jahrhunderte vegetirten die Stämme, Böhmen und Deutsche, wie in einem unheimlichen Traumleben. Der böhmische Landmann hing neben seine Bilder von Huß und Ziska die bunten Heiligen der restaurirten Kirche, aber er zündete auch den alten Ketzern eine heilige Lampe an; der Bürger zu Wien und Olmütz gewöhnte sich, von dem Reich und Deutschland als vom Ausland zu sprechen, er gewöhnte sich, dem Ungarn, Italiener, Kroaten bequem zu werden, aber er stand auch fremd in dem neuen Staat, der ihn jetzt umschloß. Wenig kümmerte ihn der kategorische Imperativ einer neuen Weltweisheit, spät erfuhr er, daß Schiller ein deutscher Dichter sei. Erst dann, als den Deutschen ein neuer Frühling gekommen war, in welchem Freiheit des Geistes und Schönheit der Seele als höchstes Ziel des Erdenlebens gesucht wurde, als die neue Alterthumswissenschaft begeisterte und der Genius Goethe's über dem Hofe von Weimar leuchtete, da klang aus dem stillen Oesterreich die innigste und geheimnißvollste der Künste in einer Fülle von Melodien. Auch dort hatte das Gemüth des Volks in Haydn, Mozart, Beethoven rührenden Ausdruck gefunden.

7.

Die Staatsraison und der Einzelne.

Hundert und fünfzig Jahre von Oxenstierna bis Napoleon währte das letzte Stadium des Auflösungsprocesses, welchen das heilige römische Reich des Mittelalters durchmachte. Aber diese Periode war auch der Beginn neuer organischer Bildungen. Genau fällt mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges der Aufgang des preußischen Staates zusammen.

Ob bei Betrachtung solcher Zeit die Trauer, ob die Freude überwiegen dürfe, das hängt nicht nur von dem politischen Standpunkt, auch von Bildung und Charakter des Urtheilenden ab. Wer sich mit poetischer Wärme die Herrlichkeit eines deutschen Kaiserreiches, wie es vielleicht hätte sein können, auszumalen liebt, dem wird Erscheinung und Wesen einer Zeit, die arm an Menschengröße und sehr arm an nationalem Stolze war, nur widerwärtig sein; wer gar in der unglücklichen Lage ist, die Hausinteressen der Habsburger oder des Ordens Jesu für wesentlich deutsch zu halten, der wird sich ein Bild dieser Vergangenheit erträumen, welches von der Wirklichkeit der Thatsachen gerade so weit entfernt ist, wie die Reliquienverehrung der alten Kirche von dem Gottesdienst eines freien Mannes. Aber auch wer nüchtern und verständig dem Zusammenhang der Ereignisse nachgeht, hat in dieser Periode große Ursache seine Geschichtschreibung zu wahren, daß sie nicht über dem Häßlichen der

Erscheinung die Berechtigung des Wesens vergesse; freilich wird er ebenso wenig das Abscheuliche verhüllen dürfen, weil es mit Tüchtigem, das er ehrt, verbunden ist. Es ist kein Zufall, daß nur einem, der zugleich Protestant und Preuße ist, leicht wird, mit Selbstgefühl und fröhlichem Herzen die geschichtliche Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte zu betrachten.

Sogleich nach dem Frieden von Münster und Osnabrück stehn zwei Auffassungen der deutschen Politiker einander feindlich gegenüber, die kaiserliche, welche trotz der Verringerung des Habsburgischen Einflusses und den Bestimmungen des westphälischen Friedens doch die alten Traditionen der kaiserlichen Oberherrlichkeit geltend zu machen suchte, und die fürstliche, welche den größeren Territorialherren, die in der That jetzt Souveräne geworden waren, völlige Freiheit der Bewegung und Unabhängigkeit sichern wollte. Die Geschichte dieser Gegensätze umfaßt in der Hauptsache die Geschichte der politischen Entwicklung unseres Vaterlandes bis zur Gegenwart. Noch heut dauern die beiden Parteien, aber die Zielpunkte und die Agitationsmittel beider haben sich umgekehrt, denn über ihnen ist als neuere Bildung eine dritte heraufgewachsen. Nach 1648 war es die kaiserliche Partei, welche die Einheit Deutschlands stark betonte, für das Haus Habsburg die politische Herrschaft in Anspruch nahm und fast genau das wollte, was wir jetzt mit sehr modernem Ausdruck diplomatische und militärische Führung nennen. Damals stand die schwache öffentliche Meinung, in welcher noch die Erinnerung an den alten Reichszusammenhang lebendig war, zum großen Theil auf ihrer Seite, selbst bei den Protestanten, die kaiserlichen Politiker waren bereits bemüht, durch die Presse für sich zu werben; und wenn die wenigen Gelehrten, welche das deutsche Wesen gegen den Einfluß des Auslandes vertraten, von der Schwäche des Vaterlandes murmelten, so lag der Schluß wenigstens

nahe, daß der Kaiser vor allem berechtigt sei, die alte Herrlichkeit des Reiches wieder lebendig zu machen. Damals war die Stärke dieser Partei, daß die Hausmacht des Kaisers in der That die einzige deutsche Staatsgewalt von größerem Umfange war, ihre Schwäche aber, daß die Politik des Kaisers in der Hauptsache gar nicht deutsch sein wollte, und daß Bigotterie und Intriguen des Wiener Hofes weder den Fürsten Furcht, noch den Ständen Vertrauen einflößten. Ihr gegenüber suchte die Oppositionspartei der fürstlichen Politiker den eigenen Nutzen mit sehr geringer Rücksicht auf das Reich, die Isolirung der einzelnen Staaten, Schwächung des Reichszusammenhanges, eine Politik der freien Hand, vorübergehende Bündnisse der Höfe statt der Reichstagsbeschlüsse; und ihr Zusammenhalten auf Reichstagen und bei diplomatischen Verhandlungen hatte vorzugsweise die Tendenz, dem Einfluß und der Politik des Kaisers entgegenzutreten. In diesem Kampfe zweier feindlicher Principien wuchs in Deutschland aus fürstlichem Territorium ein neuer Staat; seine Fürsten, bald der einen, bald der andern Partei verbündet, suchten beide zu benutzen, und sammelten um sich ein Volk, das am Ende des 18. Jahrhunderts einer stärkeren deutschen Kraftentwicklung fähig schien, als das Erbe der Habsburger.

Es war eine verzweifelte politische Lage, welche den Schwerpunkt deutscher Macht in die Hand der einzelnen deutschen Fürsten gelegt und diesen eine fast unbeschränkte Verfügung über Gut und Leben ihrer Unterthanen eingeräumt hatte. Die traurigen Zustände, welche zunächst folgten, sind oft genug dargestellt: die politische Ohnmacht Deutschlands, das despotische Regiment, Verdorbenheit der Herrscher, Knechtsinn der Gehorchenden, Unsittlichkeit der Höfe, Unredlichkeit der Beamten. Aber mit dieser Zeit beginnt auch das moderne Staatsleben der Deutschen. Nicht immer sind die Fortschritte, welche eine Nation macht, auch den Zeitgenossen

als ein guter Erwerb verständlich und werth, nicht immer wird das nothwendige Neue durch große Menschen zu bewußtem Zwecke durchgesetzt, zuweilen braucht der gute Geist einer Nation die Schlechten, Kleinen, Kurzsichtigen als Werkzeuge gewaltiger Neubildungen. Nicht in der französischen Revolution allein ist aus Missethaten ein neues Leben erwachsen, auch in Deutschland hat eiserne Noth, Willkür und Mißachtung alter Rechte Vieles geschaffen, was wir jetzt als nothwendige Grundlage für ein geordnetes Staatsleben betrachten.

Schon während des Krieges wurden in Deutschland die Diplomaten und Staatsmänner erzogen, deren Schule die Interessen der deutschen Landesherren bis zur französischen Revolution vertreten hat. Die vieljährigen Friedensverhandlungen vereinigten auf deutschem Boden die bedeutendsten Politiker Europa's, Zöglinge Richelieu's, kluge Niederländer, Landsleute Macchiavell's, die hochfahrenden Nachfolger Gustav Adolf's. Das Wogen der Gegensätze gab einer großen Anzahl von deutschen Talenten überreiche Gelegenheit sich zu bilden, denn um die Vertreter der großen Mächte schrieben und haranguirten mehre hundert politische Agenten. Aus dem leidenschaftlichen Kampfe, welcher zuletzt zu Münster und Osnabrück unter dem Zwange strengen Ceremoniells und mit dem Scheine kalter Ruhe geführt wurde, aus dem chaotischen Gewirre von zahllosen widerstreitenden Interessen und aus den Bergen von Acten, Streitschriften, Repliken und Vertragsentwürfen zog nach dem Frieden eine Generation von Politikern über das Land, wie sie vorher in anderen Formen nur Italien und Holland großgezogen hatte, harte Männer mit zäher Geduld und unerschütterlicher Ausdauer, von riesiger Arbeitskraft und scharfem Urtheil, gelehrte Juristen und gewandte Weltleute, große Menschenkenner, aber auch skeptische Verächter aller idealen Empfindungen, wenig bedenklich in Wahl der Mittel, behend jede Blöße des Gegners zu

benutzen, wohlerfahren Ehren zu fordern und zu geben, sehr geneigt den eignen Vortheil nicht zu vergessen. Sie wurden an den Höfen und in den Reichsstädten die Leiter der Politik, stille Führer oder gewandte Werkzeuge ihrer Herren, die eigentlichen Beherrscher Deutschlands. Durch sie ist die Diplomatie und der höhere Beamtenstand Deutschlands geschaffen worden. Noch jetzt erscheint uns ihre Methode zu negociiren zwar sehr weitschweifig und rabulistisch, aber gerade unsere Zeit, welche in der Diplomatie und in der Staatsregierung nicht selten einen flüchtigen Dilettantismus zu beklagen hat, soll mit Respect auf die juristische Bildung und die scharfsinnige Gewandtheit der alten Schule zurücksehen. Es war nicht Schuld dieser Männer, daß sie ihr arbeitsvolles Leben in hundert kleinlichen Zwistigkeiten verbringen mußten, daß nur wenige von ihnen in der glücklichen Lage lebten, einer großen und weisen Politik zu dienen. Aber die Ehre wird ihnen bleiben, daß sie in ungünstigen Verhältnissen mehr als einmal dem stärkeren außerdeutschen Feinde Achtung und Sorge vor der deutschen Diplomatie erhalten haben, wenn er sie vor der deutschen Heereskraft nicht mehr hatte.

Sie richteten auch im Innern der verwüsteten Landschaften den neuen „Staat" ein. Nach ihrem Bilde formte sich das Beamtenthum, die Collegien der Richter und Verwaltungsleute, freilich oft schwerfälliger und pedantischer, aber ebenso rangsüchtig und nicht selten ebenso bestechlich als die Kanzler und Geheimräthe, von denen sie abhingen. Die neuen Politiker führten ferner die wichtigen Verhandlungen mit den Landständen und hatten eine nicht leichte Aufgabe, dieselben gefügig oder unschädlich zu machen. Denn seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bestanden in fast allen größeren Territorien Deutschlands Stände als Repräsentanten des Landes, welche Abgaben bewilligten, an solche Bewilligung Bedingungen knüpften, wol auch die Verwendung der Steuern begut-

achteten; im 16. Jahrhundert hatten sie erhöhte Wichtigkeit erhalten, seit sie eine Landschaftskasse verwalteten, welche der Regierung die Erhebung der Gelder erleichterte. Am Ende des großen Krieges waren diese Landschaftskassen die letzte und wichtigste Hilfe gegen den Untergang geworden, sie hatten ihren Credit bis auf das äußerste angespannt, die Kriegscontribution herbeizuschaffen, welche die fremden Heere aus dem Lande entfernte. So waren sie nach dem Frieden höchst einflußreiche Corporationen, und die Existenz der großentheils creditlosen Souveräne hing thatsächlich von ihnen ab. Leider waren die Landstände wenig gemacht, getreue Vertreter der Landesinteressen zu sein, denn sie bestanden zum größten Theil aus Prälaten, Herren und Rittern, sämmtlich Repräsentanten des Adels, welche für ihre Personen und Güter fast steuerfrei waren; unter ihnen saßen die Deputirten der verödeten und überschuldeten Städte. Deshalb waren sie nicht nur geneigt, unvermeidliche Geldbewilligungen der Masse des Volkes, dem Bauer, aufzuwälzen, bei dem Vorwiegen der aristokratischen Elemente wurde es der Regierung auch möglich, jede Art von persönlichem Einfluß auszuüben. Während der Landesherr den Adel seiner Landschaft an seinen Hof zog, um sich in schicklicher Gesellschaft zu ergötzen, wußten seine vornehmsten Beamten von der Rang- und Titelsucht der frischen Hofleute besseren Nutzen zu ziehen und durch Aemter, Würden, Geschenke, zuletzt durch Androhung fürstlicher Ungnade den Widerstand der Einzelnen zu brechen. So sanken die Stände im 18. Jahrhundert in mehren Staaten zur Unbedeutendheit, in einzelnen wurden sie ganz aufgehoben. Doch bestanden sie, und nicht überall verloren sie Einfluß und Bedeutung.

Aber die Summen, welche sie etwa bewilligen konnten, reichten bei weitem nicht aus den neuen Staat: einen kostbaren Hof, die zahlreichen Beamten und das Soldatenvolk zu erhalten. Es mußten neue regelmäßige Abgaben erdacht

werden, welche von ihrer Bewilligung unabhängig waren. Schnell erhielten die indirecten Steuern eine bedrohliche Ausdehnung. Die Lebensmittel: Brot, Fleisch, Salz, Wein, Bier und vieles Andere, wurden den Consumenten besteuert, die Mauth- und Accisebeamten stehn seit dem Ende des 17. Jahrhunderts an den Stadtthoren, an den Landesgrenzen erhoben sich neue Schlagbäume für die Kaufmannsgüter, welche aus- und eingingen. Der geschäftliche Verkehr wurde durch das „gesiegelte" Papier, die Stempelsteuer, ausgenutzt; selbst das Vergnügen der Unterthanen wurde für den Staat verwerthet, z. B. in den kaiserlichen Erblanden der Tanz und nicht nur der in öffentlichen Localen (1708), der Tabak (1714), zuletzt mußten auch die armen Komödianten von jeder Vorstellung einen Gulden, sogar Quacksalber und Staarstecher an jedem Jahrmarkt einige Kreuzer zahlen; besonders kräftig wurden die Juden in Anspruch genommen. Es dauerte lange, ehe Volk und Beamte sich an den Zwang der neuen Auflagen gewöhnten, immer wieder wurde Tarif und Art der Erhebung geändert, und häufig sah die Regierung mißvergnügt ihre Erwartungen getäuscht. Von dem verarmten Volke aber wurde der Druck der neuen Steuern schwer empfunden, laut und ohne Aufhören tönt die Klage in der populären Literatur.

Unterdeß pflügte der Unterthan, er hämmerte, er saß in der Schreibstube; um sich herum, über sich sah er überall die Räder der großen Staatsmaschine, er hörte ihr Sausen und Knarren, und wurde bei jeder Regung durch sie gehindert, geängstigt, gefährdet. Er stand unter ihr, fremd, scheu, mißtrauisch. In etwa sechshundert großen und kleinen Residenzen sah er täglich den prächtigen Hofhalt seines Landesherrn; und ihm wurden die goldgestickten Kleider der Hofleute, die Tressen der Lakaien, die Federbüsche der Läufer ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit, sein gewöhnlicher Stoff der Unterhaltung. Wenn der regierende Herr große Tafel hielt, wurde dem Bürger zuweilen der Vorzug, den Hof speisen zu

sehen; wenn der Hof verkleidet bei einer Schlittenfahrt oder bei einer sogenannten „Wirthschaft“ durch die Straßen fuhr, durfte der Unterthan zuschauen, im Winter wol selbst an einer großen Maskerade theilnehmen; dann war eine Schranke errichtet, welche das Volk von der Belustigung des Hofes absperrte. Einst hatte der Fürst mit den Bürgern um die Wette nach derselben Scheibe geschossen, und war höchstens bei den Späßen des Pritschmeisters mit etwas größerer Rücksicht behandelt worden; jetzt stand der Hof in fast unnahbarer Entfernung über dem Volke, und wenn sich ein Hofmann herabließ einen Bürger zu beachten, so war das in der Regel kein Glück für den Beutel oder den Hausfrieden des Bevorzugten. So kam das Gefühl der Niedrigkeit in den Bürger. Ein Amt, einen Titel zu suchen, der ihm erlaubte, selbst ein wenig Hammer und Schraube zu sein, wurde das Ziel seines Ehrgeizes. Sogar dem Handwerker. Von den Hofhaltungen, aus dem Adel und Beamtenthum verbreitete sich die Begierde nach Titulaturen bis in die kleinsten Kreise des Volkes. Kurz vor 1700 kam der abenteuerliche Brauch auf, auch den Handwerkern Hoftitel zu geben, und mit den Titeln eine Rangordnung; der Hofschuhmacher suchte durch Bitten und Bestechung das Recht, ein Wappenschild seines Landesherrn über seine Thür zu nageln, und der Hofschneider und Hofgärtner haderten in erbittertem Streit, wer dem andern vorzugehn habe, denn der Hofschneider ging allerdings nach dem Buchstaben der Rangordnung vor, aber der Hofgärtner hatte das Recht erhalten, einen Degen zu tragen*). Außer dem Range gab nur Reichthum eine privilegirte Stellung. Wer unsere Zeit eine geldsüchtige nennt, denkt schwerlich daran, wie groß der Einfluß des Geldes in früherer Zeit war, und wie gierig das arme Volk darum sorgte. Der Reiche konnte, so war die Meinung, alles durch-

*) von Rohr, Ceremonial-Wissenschaft. S. 261.

setzen. Er wurde zum Edelmann gemacht, er wurde mit Titeln versehen, er vermochte seinen Landesherrn durch Geschenke zu verpflichten, — die in der Regel gern angenommen wurden; — habsüchtig nahm der Kanzler, der Richter, der Rathsherr, auch die Zartfühlenden widerstanden selten einer fein gebotenen Verehrung. Der Schutz aber, welchen der Bürger in dem neuen Staat für sein Privatleben fand, war immer noch mangelhaft, gegen Vornehme und Einflußreiche Recht zu finden, galt für sehr schwer. Endlos liefen in den meisten Landschaften Deutschlands die Processe. Bis in die zweite und dritte Generation mochte eine schwierige Erbschaftsregulirung, eine Bankerottsache dauern. Selbst rohe Beschädigung des Eigenthums durch Einbruch und Raub vermochte die Landesregierung oft beim besten Willen nicht zu bestrafen. Es ist belehrend, die alten Untersuchungen gegen die frechen Räuberbanden durchzusehen, das gestohlene Gut kommt, selbst wenn es glückt die Missethäter zu fangen, nicht in die Hände des Beraubten zurück. Denn von den Nachbarregierungen werden auf Requisitionen und Bittschriften zwar zuweilen die Verbrecher ausgeliefert, welche in ihrem Lande ein Asyl gefunden haben, und auch solcher Auslieferung scheinen in der Regel besondere Einflüsse, häufig Geldgeschenke, vorangegangen zu sein; die confiscirte Habe der Verbrecher aber wird in jedem Falle zurückbehalten und verschwindet in den Händen der Beamten. Als 1733 eine Gold- und Silberfabrik zu Koburg ausgeraubt war und sich starker Verdacht gegen einen wohlhabenden jüdischen Händler erhob, wurde die Untersuchung öfter dadurch aufgehalten, daß Verbindungen, welche der Jude bei Hofe hatte, eingriffen; und auch nachdem er als Mitglied und Hehler einer großen Bande von Räubern und Mördern erkannt worden war, konnte die Untersuchung gegen seine Helfer nicht weiter verfolgt werden, weil Ortsbehörden im Hessischen den Räubern, welche daselbst wohnten, zur Flucht halfen und weil den weiteren Verzweigungen

der Bande, die sich bis nach Baiern und Schlesien erstreckte, wegen Ungefälligkeit der Gerichte nicht nachzuspüren war. Und doch wurde gerade dieser Proceß mit vieler Energie geführt, und der Bestohlene hatte deshalb selbst weite Reisen unternommen und große Geldopfer gebracht.

Denn überall lähmte die Vieltheiligkeit der Herrschaft und die Zerrissenheit der Territorien. Außer den Ländern des Kaisers bildeten fast nur die Marken Brandenburgs und Theile von Kursachsen eine größere zusammenhängende Einheit, im übrigen Deutschland lagen mehre tausend größere und kleinere Gebietstheile, freie Städte und ritterschaftliche Parcellen durcheinander. So vermochte sich im Einzelnen nicht einmal der bescheidene Stolz auf die eigene landschaftliche Art auszubilden. Denn jede der zahllosen Grenzen isolirte jetzt weit mehr als in der alten Zeit. Selbst in den größeren Städten, etwa die Handelsstädte der Nordsee ausgenommen, war das communale Selbstgefühl geschwunden. Außer den egoistischen Interessen hatte der Deutsche wenig, was ihn beschäftigte, als das Geklätsch des Tages über Familienereignisse oder auffallende Neuigkeiten. Aus vielen Beispielen ist zu sehen, wie kleinlich, pedantisch, bösartig dies Stadtgeschwätz durch drei Generationen fortlief, und wie krankhaft empfindlich die Menschen dagegen geworden waren. Die anonymen Pasquille in Reimen und Prosa, eine alte Erfindung, wurden immer zahlreicher, gemeiner und boshafter, sie regten nicht nur die Familien, auch ganze Bürgerschaften auf; sie wurden für die Verbreiter allerdings gefährlich, wenn sie sich einmal an eine einflußreiche Persönlichkeit oder gar an ein fürstliches Interesse wagten. Und doch wucherten sie überall, keine Regierung war im Stande sie zu verhindern, denn leicht fand ein tückischer Verfasser Gelegenheit, sie jenseit der Landesgrenze auszustreuen, wol gar drucken zu lassen.

Unter solchen Verhältnissen wurden im Wesen des Deutschen einige Eigenschaften herausgebildet, welche noch heut

nicht ganz geschwunden sind. Sucht nach Rang und Titel, innere Unfreiheit gegen solche, welche als Beamte oder Betitelte in höherer Stellung leben, Scheu vor der Oeffentlichkeit und vor allem eine auffällige Neigung, das Wesen und Leben Anderer grämlich, kleinlich und skeptisch zu beurtheilen.

Dieselbe trübe, hoffnungsarme, mißvergnügte und ironische Stimmung zeigt sich seit dem dreißigjährigen Kriege überall, wo der Einzelne sich über den Staat ausläßt, in dessen Bannkreise er existirt. Es ist wahr, der Deutsche fuhr nach dem großen Kriege fort sich um Politik zu kümmern, Zeitungen und Tageblätter mehrten sich allmählich und trugen die Neuigkeiten in die Häuser, die geheimen geschriebenen Relationen aus Residenzen und großen Handelsstädten dauerten fort, die halbjährigen Meßrelationen faßten die Begebenheiten mehrer Monate übersichtlich zusammen, über jedes wichtige Ereigniß im In- und Ausland erschienen zahlreiche Flugschriften, welche das Parteiinteresse vertraten. Die Hinrichtung des Königs in England wurde von den deutschen Lesern allgemein als schreckliche Missethat verurtheilt, die Sympathien des ganzen Volkes waren lange auf Seiten der Stuarts, erst kurz bevor Wilhelm von Oranien gegen Jacob II. in die See stach, wurde gläubig gelesen, daß Jacob gewagt habe, ein falsches Kind als Thronerben unterzuschieben. Niemand aber regte so stark die öffentliche Meinung gegen sich auf als Ludwig XIV. Wenn ein Mann durch ganz Deutschland gehaßt wurde, so war er es. Merkwürdig, während die Sitten seines Hofes, die Moden seiner Hauptstadt überall von den Vornehmen nachgeahmt wurden und das Volk sich ihrem Einfluß nicht zu entziehen vermochte, wurde seine Politik doch schon früh auch von dem Volke richtig gewürdigt. Ungezählt sind die Flugschriften, welche von allen Seiten gegen ihn aufschwirrten. Er war der Friedensstörer, der große Feind, in den Pasquillen auch der hochmüthige Narr. Nach der Ein-

äscherung der Pfalz nannte das Volk die Hunde Melac und Teras, nach der Eroberung Straßburgs ging ein tiefer Weheruf durch das ganze Land. Zuletzt, als im großen Erbfolgekrieg die deutschen Heere Jahre lang gegen ihn die Oberhand behielten, da regte sich etwas, das fast wie Selbstgefühl aussieht, auch in der kleinen Literatur des Tages. Wäre einem deutschen Fürsten möglich gewesen, in dem schwachen Volke thatkräftigen Patriotismus zu erwecken, der Haß gegen ihn hätte dazu geholfen. Aber auch hier wurde ein kräftiges Aufbrennen patriotischer Empfindungen durch die politische Lage verhindert, in Köln und Baiern arbeiteten französische Druckerpressen, schrieben deutsche Federn gegen ihre Landsleute.

So darf man durchaus nicht sagen, daß dem Deutschen in den hundert Jahren von 1640 bis 1740 der Sinn für Politik fehlte. Denn er kam überall zu Tage, sogar in den Werken der freien Erfindung, in Romanen und Schauspielen breitete sich die politische Unterhaltung, ähnlich wie zur Zeit Goethe's und der Romantiker das ästhetische Gespräch. Aber traurig war es, daß diese Theilnahme am liebsten bei den politischen Händeln des Auslandes geäußert wurde, und daß die Vorgänge in Deutschland selbst fast weniger Gegenstand eines warmen Interesses wurden, als Tagesereignisse des Pariser Hofes oder die Thronentsagung der Königin von Schweden. Immer noch beschäftigten Kometen, Mißgeburten, Hexen, Erscheinungen des Teufels, ein Gezänk der Geistlichen, reichsstädtische Händel zwischen Rath und Bürgerschaft, Bekehrung eines kleinen Fürsten durch die Jesuiten das unbetheiligte Publicum eben so angelegentlich, als etwa die Schlacht bei Fehrbellin. Allerdings wurden die Rüstungen der Türken und das Kriegstheater in Ungarn mit Kopfschütteln berichtet, aber daß dafür Geld zu zahlen, Hilfe zu leisten sei, wurde selten erinnert; selbst nach der Belagerung Wiens durch die Türken (1683) war Graf Starhemberg dem großen deutschen

Publicum kaum so interessant, als der Kundschafter Kolschitzky, welcher die Nachrichten aus der Stadt zur kaiserlichen Haupt-Armada gebracht hatte, sein Bild wurde in türkischer Tracht in Kupfer gestochen und auf den Märkten verkauft; freilich theilte er diesen Ruhm mit jedem ausgezeichneten Diebe und Mörder, der irgendwo zum Ergötzen des Publicums hingerichtet worden. Zuweilen hafteten schon damals die Blicke der Deutschen mit erhöhtem Interesse an einem Manne, dem Kurfürsten von Brandenburg, auch in Süddeutschland wird respectvoll von ihm gesprochen: er ist ein politischer, kräftiger Herr, leider sind seine Mittel zu klein. Das war die allgemeine Ansicht. Aber wie sein Wesen, wurden auch andere Lebensfragen des deutschen Volkes mit so vieler Ruhe begutachtet, als ob sie den moskowitischen Czar oder das entfernte Japan angingen, von welchem die Jesuitenberichte seit hundert Jahren erzählt hatten. Und das war nicht zumeist Folge der Einschüchterung und einer Ueberwachung der Presse, welche allerdings der freien Rede sehr hinderlich wurde. Denn trotz aller Rücksichtslosigkeit, womit die Landesgewalt sich an ihren Widerbellern zu rächen suchte, machte die Zerrissenheit der Gebiete, der gegenseitige Haß der Nachbarregierungen doch die Unterdrückung auch einer zügellosen Druckschrift nicht leicht. Es war etwas anderes, was dem Volke seine eigenen nächsten Interessen so fremd gegenüberstellte.

Es war auch nicht Mangel an Urtheil. Wenn die zahlreichen politischen Discurse jener Zeit unbehilflich, weitschweifig, ohne zureichende Kenntniß der Thatsachen und Personen abgefaßt sind, so ist doch in ihnen auch viel gesunder Menschenverstand und ein oft überraschendes Verständniß der Lage Deutschlands zu achten. Es fehlte den Deutschen vor 1700 gar nicht an politischer Einsicht, ja gegen die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege ist ein sehr großer Fortschritt sichtbar. Aber gerade das ist charakteristisch, daß dies Verständniß

ihrer eigenen gefährlichen Lage, der Hilflosigkeit des Reiches und der elenden Vielgetheiltheit ein ruhiges stilles Erkennen und Kopfschütteln bleibt und sich im Volke, ja selbst bei seinen gelehrten Führern fast nie zu männlichem Zorn, noch weniger zu einem Wollen, selten zu einem wenn auch eitlen Project aufregt. So gleicht das Volk schon im 17. Jahrhundert einem hoffnungslosen Kranken, welcher frei von Fieberhitze, nüchtern, gefaßt, verständig seine eigene Lage betrachtet. Wir freilich wissen, daß gerade unser Jahrhundert dieser Krankheit des deutschen Volkes Heilung gebracht hat, aber wir erkennen auch, was die Ursache der wunderlichen, unheimlichen, kühlen Objectivität ist, die unserer Nation so eigen wurde, daß noch jetzt in vielen Individuen Spuren davon zu erkennen sind. Es ist das Leiden einer reichbegabten gemüthvollen Natur, der durch Kriegsgräuel und haarsträubende Schicksale die Willenskraft gebrochen, das warme Herz erstarrt ist. Der klare, abwägende, billige Sinn ist dem Deutschen geblieben, der Adel politischer Leidenschaft ist ihm verloren. Es ist ihm gar nicht Freude und Ehre, Bürger eines großen Ganzen zu sein, er hat kein Volk, das er liebt, er hat keinen Staat, den er ehrt, er ist ein Einzelner unter Einzelnen, er hat noch Gönner und Mißgönner, gute Freunde und arge Feinde, kaum noch Mitbürger, kaum noch Landsleute.

Zur Charakteristik solcher Stimmung wird hier eine Flugschrift mitgetheilt, welche in der allegorisirenden Weise des 17. Jahrhunderts über die neue Staatsraison bittere Betrachtungen anstellt. Schon während des großen Krieges hatte Bogislav Philipp Chemnitz, einer der eifrigsten und talentvollsten Anhänger der schwedischen Partei, ungeheures Aufsehen durch ein Büchlein gemacht, in welchem er das Kaiserhaus als letzte Ursache des deutschen Elends anklagte und in der Unabhängigkeit und Machtfülle der deutschen Fürsten die einzige Rettung des Landes fand. Nach dem Titel

des Buches*) wurde der Ausdruck Staatsraison eine gewöhnliche Bezeichnung des neuen Regierungssystems, welches nach dem Frieden in den deutschen Territorien zu herrschen begann. Seitdem wurde diese Staatsraison durch ein halbes Jahrhundert in zahlreichen moralischen Abhandlungen der volksthümlichen Presse beurtheilt, sie wurde als zweiköpfig, als dreiköpfig dargestellt, in Büchern, Bildern, Spottversen immer wieder der Willkür, Härte, Heuchelei bezichtigt. Dasselbe ist der Inhalt der folgenden Schrift, welche hier mit einigen für das leichtere Verständniß unvermeidlichen Aenderungen und Kürzungen mitgetheilt wird**).

„Wie die ratio status anjetzt in der Welt nicht allein geehrt, sondern für ein unwiderrufliches Gesetz gehalten wird, so gilt hingegen die Wahrheit und Redlichkeit durchaus nichts mehr. Wenn eine Stelle im Staatsdienst leer ist, so wird es zwar an Bewerbern niemals fehlen, allein von neun befindet der Fürst kaum drei, welche ihm tauglich sind diesen Dienst zu erlangen. Deswegen werden sie auch examinirt. Und wenn bei dem Examen einer auf die Frage, was eines fürstlichen Raths erste und vornehmste Tugend sei, etwa so zur Antwort giebt: Es lehren die Alten, daß ein Fürst nichts anderes sei, als ein Diener der gemeinen Wohlfahrt, darum ist er auch schuldig nach Recht und Gerechtigkeit zu herrschen, denn es hat Gott und die Natur einem jeden eine ungefälschte Goldwage an das Herz gehängt: thue Andern das,

*) De ratione status in imperio nostro romano-germanico. 1640. — Der Ausdruck ist von Chemnitz nicht erfunden, er war schon vor ihm in den diplomatischen Jargon durch die Italiener eingeführt, ihr ragione di Dominio oder di Stato (lateinisch ratio status, französisch raison d'estat, deutsch etwa Staatsklugheit) bezeichnete die Methode feiner Politiker zu verhandeln, ein System ungeschriebener Regierungsgrundsätze, welche nur praktischen Staatsmännern geläufig wurden.

**) Der Titel lautet: Idolum Principum, Das ist: Der Regenten Abgott, den Sie heutigs Tags anbetten, und Ratio Status genennet wird, in einer nicht-fabelhafften Fabel Geschichts-weiß beschrieben. 1678. 4.

was dir recht wäre, — so würde der Fürst ihm seinen höflichen Abschied geben.

Ein solcher Bewerber hatte vor kurzem an einem Hofe das Examen durch kluge und vorsichtige Antwort überstanden, er war zum Rathe ernannt, und da der Fürst ein gutes Herz zu ihm trug, verheiratete er ihn mit der Tochter seines Vicekanzlers. Nachdem der neue Rath den Eid der Treue und Verschwiegenheit geleistet hatte, forderte der Vicekanzler die Schlüssel zu den Staatskammern und führte den Eidam dorthin, ihn in den Staatsgeheimnissen fleißig zu unterweisen.

In der ersten Staatskammer hingen viele Staatsmäntel von allerlei Farben, von außen schön verbrämt, inwendig ganz schlecht gefüttert, zum Theil außer dem lüderlichen Futter mit Wolfs- und Fuchspelzen unternäht. Darüber wunderte sich der Eidam. Der Kanzler aber versetzte: „Es sind Staatsmäntel, dann zu gebrauchen, wenn man den Unterthanen eine verdächtige Sache vorzutragen hat, um sie zu überreden, schwarz sei weiß; dann muß man nothwendig mit Staatsraison dem Dinge ein Mäntelchen umgeben, um die Unterthanen zur Contribution, Schatzung und andern Auflagen willig zu machen. Darum heißt der erste mit Gold gestickte die Wohlfahrt der Unterthanen, der zweite verposamentirte Beförderung des gemeinen Wesens, der dritte rothe Erhaltung des Gottesdienstes, er wird gebraucht, wenn man Lust hat, jemanden, dem man sonst nicht beikommen kann, unter dem Vorwand falscher Lehre von Haus und Hof zu verjagen oder ihm gar einen blutigen Nacken zu machen. Der vierte heißt Eifer des Glaubens, der fünfte die Freiheit des Vaterlandes, der sechste die Handhabung der Privilegien u. s. f." Zuletzt hing noch einer, gar alt und sehr abgetragen, gleich einer alten Fahne oder Roßdecke, über den sich der lachende Eidam sehr verwunderte. Aber der Schwiegervater sagte: „Der tägliche, gar zu große Mißbrauch macht,

daß er das Haar verloren hat. Er heißt aber die Wohlmeinung, und wird bei großer Herren Höfen öfter hervorgesucht als das tägliche Brot. Denn legt man den Landsassen neue unerträgliche Lasten auf, plagt und mergelt man sie mit Frohndiensten bis auf Haut und Bein aus, schneidet man ihnen das Brot vor dem Munde weg, so heißt es, es ist in guter Meinung geschehen; fängt man unnöthigen Krieg an, setzt Land und Leute in grausames Blutbad, Mord und Brand, so ist es in guter Meinung geschehen. Wer kann davor, daß es so übel ausgeschlagen! Wirft man unschuldige Leute in's Gefängniß, auf die Folterbank, jagt sie in's finstere Elend, und kommt hernach ihre Unschuld an den Tag, so muß es aus guter Meinung geschehen sein. Spricht man ungerechtes Urtheil aus Haß, Neid, Gunst, Gabe und Bestechung, Freundschaft, so ist es in guter Meinung geschehen. Es kommt zuletzt so weit, daß man auch des Teufels Hilfe in guter Meinung gebrauchen will. Wenn dieser oder ein anderer Mantel zu kurz ist die Schalkheit zu bedecken, hängt man zwei, drei oder mehr darüber hin."

Dies Zimmer kam dem neuen Rath gar fremd vor; er folgte aber seinem Herrn Schwiegervater in die andere Kammer. Dort trafen sie allerhand Staatslarven, in Farben und Lineamenten so künstlich ausgearbeitet, als wären es natürliche Menschenangesichter. „Wenn die Mäntel", fing der Kanzler an, „zur Erlangung des vorigen Zweckes nicht genügen, so muß man abwechseln, denn wenn man mit einem und dem andern Mantel zu oft hinter einander vor die Landstände und Unterthanen oder auch vor die benachbarten Potentaten aufgezogen kommt, so lernen sie dieselben endlich kennen; es ist das alte Lied, wir wissen schon, was er sucht, Geld will er haben, wo sollen wir es doch immer hernehmen? Wir möchten doch auch vernehmen, wozu die häufigen Auflagen verwendet werden. Solchem Unwillen zuvorzukommen dienen die Larven. Eine heißt der Eid, die andere Lästerung, die

dritte Betrug, die täuschen die Leute, seien sie gut oder böse, und richten mehr aus als alle Beweisthümer der Redekunst. Vor allem aber ist der Eid ein Hauptstück der Hofredekunst, denn ein ehrlicher Mann meint allezeit, daß ein anderer auch so gesinnt sei wie er, er giebt auch mehr auf Eid und Glauben als auf alle zeitlichen Güter; ist aber einer tückisch, so muß er doch dem Eide Glauben schenken, sonst macht er sich selbst verdächtig, daß er weder auf Eid noch Pflicht etwas halte. Nützen beide nicht, so muß die Lästerung dazu kommen, den Unterthan um tausend Gulden oder mehr, je nachdem sein Vermögen ist, zu erleichtern."

In der dritten Kammer hingen überall Scheermesser, gelbmessingene Becken, die Simse waren belegt mit Schröpfköpfen und Schwämmen. Es standen viele Gefäße mit scharfer Lauge darin, Beinschrauben, Brechzangen, Scheeren lagen auf Tisch und Fenster. Der junge Rath kreuzigte sich, was man mit diesem Baderzeug am fürstlichen Hofe mache, da selbst manche Handwerker ein Bedenken haben, die Bader, Schäfer, Müller und Trompeter als Zunftgenossen gelten zu lassen. Der Alte sprach: „Es ist nicht so böse gemeint. Dies ist das alleruntrüglichste Handwerk der Staatsraison und bringt mehr ein als Tinte und Schreibfedern; es ist so nöthig, daß kein Fürst ohne dies Handwerk seinen Staat und seine Reputation nach Würden auf die Länge behaupten könnte, und sein Gebrauch ist so gewöhnlich, daß ihn auch die Edelleute auf den Dörfern an ihren Bauern gar meisterlich practiciren, woher die Regel kommt: wenn einem Edelmann die Bauernader verblutet, so ist auch er verdorben. Was nützt dem Fürsten sein Land und Leute, wenn er ihnen nicht die Wolle der fälligen Renten abscheeren, durch Schröpfköpfe die Contribution abzapfen und die ungehorsamen Häupter durch die scharfe Lauge harter Strafen abwaschen sollte? Ja, die Potentaten barbiren, zwacken und schröpfen auch einander, wo sie immer können. So hat die Generalität in den letzten

Kriegen bald den Reichsstädten, bald den Stiftern viele tausend Maß ihres besten Blutes abgezapft, und das römische Reich ist von fremden Kronen so arg gezwackt worden, als wenn solches von geborenen Baderknechten geschehen wäre, nur hat man die Lauge gar zu heiß gemacht. Viele haben den Fremden dazu das Becken untergehalten und sind so weit gekommen, daß sich bald darauf geringe Cavaliere unterstanden haben auch andere Fürsten zu scheeren. Was aber die Fürsten nicht selbst in Person thun, das verrichten ihre Räthe, Rentmeister und andere Amtsbediente, die sich statt der Schwämme gebrauchen lassen. Und wenn diese einem Amt, einer Stadt oder einem Dorfe aufgebunden sind und sich so voll Feuchtigkeit gesogen haben, daß sie zerbersten möchten, dann kommt der Fürst und giebt einem jeden von ihnen einen solchen Faustdruck, daß sie alles eingesogene wieder herausgeben müssen und leerer werden als abgezogene Schlangenbälge."

Schweigend hörte der junge Rath und trat in die vierte Kammer. Da lagen viele Kästlein mit Staatsbrillen verschiedener Art. „Einige machen, wenn man sie aufsetzt, ein Ding zehnmal größer, als es ist, daß eine Mücke als Elephant, ein Faden als Strick, ein Heller als Rosenobel erscheint. Sie dienen, den Unterthanen die Augen zu blenden. Wenn der Fürst ihnen etwa ein paar Stämme Holz verehrt, an der Contribution etwas nachläßt, ihnen die Freiheit giebt, daß sie vor ihm in Sammt und Seide erscheinen dürfen, so schätzen sie dies so hoch, als wenn er ihnen viele tausend Ducaten geschenkt hätte. Den unglücklichen Hofdienern aber verderben sie die Augen so, daß diese die geringste Gnade, wenn der Fürst sich mit der Hand auf ihre Achsel gestützt oder sie einmal angesehen hat, höher achten, als wenn sie eine Rente von 500 Gulden von ihm empfangen hätten. Ja der Fürst hat in seinem durchlauchtigen Verstande noch einen besondern nützlichen Gebrauch dieser Brillen erfunden. Wenn

er die Stände unwillig findet ihm zu contribuiren, so läßt er ein Geschrei ausbringen, der Feind sei uns schon auf dem Nacken, so und so viel bedürfen die Unsern an Proviant, Geld, Mannschaft, damit dem grausamen Feinde begegnet werde, sonst gehe alles in seinen Rachen. Durch solche Uebertreibungen werden die Leute willig und geben, was sie können. Sobald aber die Fische gefangen sind, dann hat Gott hohe Häupter erweckt, die sich des Friedens halber in das Mittel geschlagen haben, und die Contributionen werden zu andern Bedürfnissen gebraucht. Eine andere Art Brillen haben im Gegentheil die Eigenschaft, daß durch sie ein Berg nicht größer erscheint als eine Haselnuß oder Bohne; sie werden den Städten und angrenzenden Ländern aufgesetzt, denen der Fürst Castelle und Festungen vor die Nase aufgebaut hat, um sie zu bereden, es seien nur Lust- und Gartenhäuser, Zollhütten und Jägerwohnungen. Die dritte Art Brillen, durch welche das Weiße schwarz und das Schwarze schneeweiß glänzt, werden immer gebraucht, wenn man einem bösen Dinge einen gleißenden Schein machen muß; sie dienen auch für diejenigen, welche solche Frauenzimmer als Jungfrauen heiraten müssen, welche den fürstlichen Damen aufgewartet, der Herrschaft die Betten gemacht und ihnen die Haare gekräuselt haben."

Nach diesem langte der Kanzler eine Schachtel mit braunem Pulver herab und gab dem Eidam zu rathen, was es wäre. „Es ist ein Augenpulver oder Staub", sagte der Alte, „welchen die Regenten den Unterthanen in die Augen sprengen; es ist eins der vornehmsten Kunststücklein, den Pöbel in Ruhe zu halten; denn wenn unter ihm unruhige Köpfe entstehn, welche durch etliche politische Lehren den Unterthanen die Augen öffnen, daß sie die Regierungsheimlichkeiten erforschen, dem Fürsten in's Herz sehen, Beschwerden zusammentragen und luchsäugigen Aufwieglern anhängen, so ist Aufruhr und Krieg ganz nahe vor der Thür." Darauf wurde ein Fäßlein mit Hoferbsen hervorgebracht. Der Alte erzählte,

daß dies eins von den vergifteten Mitteln bei Hofe wäre, dessen sich zwar nicht die Regenten, aber ihre untreuen Hofschranzen bedienen. „Wie so?“ fragte der Sohn. „Mir ist leid, daß ich's euch erklären soll“, antwortete der Vater, „denn ich fürchte, wenn ich euch zu lange vor den Augen herumgehe, so könntet ihr die Kunst einmal an mir selbst probiren; denn wo Gewinn ist, dreht man auch dem Vater eine Nase. Die Erbsen aber streut man in der Rathsstube und Kanzlei, auf die Treppe hin und wieder gegen diejenigen, denen man nicht gut anders beikommen kann, daß sie darauf gleiten, niederfallen und den Hals brechen. Besonders solchen, welche meinen, man könne mit dem Fuß guter Absichten und eines reinen Gewissens überall hintreten.“

„Da die meisten Potentaten von diesen erwähnten politischen Stücklein selbst wenig wüßten, wenn nicht die macchiavellistischen Räthe sie damit bekannt gemacht hätten, wer wollte es den Räthen verdenken, wenn sie auch für sich selbst ihre Geheimnisse gebrauchen, sich zu bereichern und in die Höhe zu steigen? Es folgt jetzt also die Staatsraison der Privatpersonen; denn wo Gott eine Kirche baut, will auch der Teufel eine Kapelle haben. So hab' ich auch neben meines Herrn Fürstenthum mir selbst ein kleines in die Nähe gezimmert, und weil ich nunmehr alt bin, will ich euch, meinem Eidam, solche Stücklein offenbaren, damit ihr mir darin nachfolgen könnt. Aber zur Sache. Ich habe mich niemals gern mit Bauern und ihren Mistwägen besudelt, sondern war am liebsten bei großen Versammlungen, Reichs-, Kreis- und Fürstentagen; denn je größer der Teich, desto besser ist darin fischen. Doch habe ich darin soweit Maß gehalten, daß ich mich nicht zu weit eingelassen oder an eine Partei allein geknüpft habe, sondern ich bin mein freier Mann geblieben. Ich machte es wie der reinliche Fuchs und schickte mich in eines jeden Humor und Sachen und verkaufte meine Schwänke, so gut ich konnte, führte aber immer die Parteien bei der Nase herum, daß sie

sich nach mir richten, mir folgen, vertrauen und noch dazu vexiren lassen mußten. So that ich es von Anfang an. Als mein Fürst diese Qualität an mir verspürte, machte er mich zu seinem Rathe, endlich zum Kanzler. Jetzt mußten die Edelleute ganze Fuder Wein, ganze Wagen voll Getreide und dergleichen Verehrung mitbringen, wenn sie in der Kanzlei guten Bescheid erlangen, einen Zettel, Lehnbrief, ein Decret auswirken wollten. Alle die Bürger und Bauern mußten auch verehren, oder ihre Sachen sind ohne Entscheid im Haufen liegen geblieben. Insonderheit hat mir dieser Griff Glück gebracht, wenn ein Reicher eine Unthat begangen, vom Fürsten übel geredet hatte u. s. w. Dann gab ich ihm zu verstehn, welch großen Zorn der Fürst gegen ihn gefaßt, es würde ihm an Leib und Leben gehn, wenn er nicht mich in der Sache gebrauche. That er mir den Willen, so verdeckte ich die Schuld, oder half ihm wenigstens leidlich davon; that er das aber nicht, so machte ich ihm den Proceß, so daß er in Noth und Tod stecken blieb. Wollte er gar mit Procuratoren durchdringen, um meiner zu spotten, da suchte ich alle List zusammen, bis ich ihn stürzte, daß er den Hals brach. Wo der Fuchsbalg nicht reichte, zog ich die Löwenhaut an, was ich mit Ränken und Spitzfindigkeit nicht erlangte, das riß ich de facto an mich, und sah, wie ich durch Gewalt oder heimlich in die Besitzung kommen könne. Klagte einer über den alten Kanzler und wollte es bei Hofe anhängig machen, so erbot ich mich zu richterlichem Proceß, denn die Räthe hatte ich als die Mitcollegen auf meiner Seite. So setzte ich zu Dorf und Feld die Marksteine, machte andere Graben und Grenzen, preßte den Nachbarn etliche hundert Morgen an Acker, Wiesen und Waldungen ab. Ebenso habe ich meine Hände in die Güter reicher Wittwen, Waisen und Pupillen eingeschlagen, habe Renten und ewige Zinsen an mich gekauft, habe Geld ausgeliehen, daß es in drei Jahren sich verdoppelt. Wie große Summen ich durch Cessionen,

Wechselbriefe, durch Wein-, Getreide- und Salzhandel gewonnen, wäre weitläufig zu erzählen."

Dies alles hörte der Eidam mit großer Andacht an und sagte: „Herr Vater, Ihr habt eurem Hause wohl vorgestanden und es in Aufnahme gebracht, aber die Frage ist, ob es den Eurigen auch so gedeihen wird, daß sie es in's dritte oder vierte Glied vererben. Denn übel gewonnen, übel zerronnen."

„Das gilt bei mir so viel als eine Mücke an der Wand. Es sage einer, was er will, ich habe dagegen, was ich will. Wer etwas will haben, der muß es wagen, und nicht achten der Leute Sagen. Ich habe euch schon mehr offenbart und vertraut, als meinem eignen Weibe und Kindern. Jetzt geht mit mir heim zum Abendessen." —

So lautet die unbehagliche Ironie der Flugschrift, die gerade deshalb hierher gehört, weil sie überall das Bewußtsein verräth, eine gewöhnliche Ansicht der Zeit auszudrücken. Am Schluß derselben wird eine einzelne Intrigue eines kleinen deutschen Hofes mehr angedeutet als berichtet.

Auch nach 1700 dauert im ganzen dieselbe kühle und herbe Weise von den politischen Verhältnissen Deutschlands zu sprechen. Die Aufklärungsliteratur, deren Zeit jetzt beginnt, einzelne Abhandlungen von namhaften Gelehrten und die gemeinnützigen Wochenschriften ändern den Stil mehr als die Auffassung. Ja von dem Ende des Erbfolgekrieges bis 1740, in der längsten Friedenszeit, welche Deutschland seit hundert Jahren erlebt, ist in der kleinen Literatur sogar eine Abnahme des politischen Interesses bemerkbar. Es sind immer vorzugsweise ungewöhnliche Schicksale einzelner Menschen, welche das Publicum interessiren, Prophezeiungen einer Pietistin, Proceß einer Kindesmörderin, Hinrichtung eines Goldmachers und Aehnliches. Als in der Christnacht 1715 in einem Weinbergshäuschen bei Jena zwei arme Bäuerlein durch Kohlendampf erstickt wurden, während sie mit einem Studen-

ten und einem zerrissenen Exemplar von Faust's Höllenzwang einen großen Schatz zu heben versuchten', da regte dies Unglück wol ein Dutzend Flugschriften auf, geistliche, medicinische, philosophische, in denen heftig gefochten wurde, ob die Kralle des Teufels oder die Kohle an den Toten augenscheinlich geworden. Die Schlachten von Hochstädt bis Malplaquet hatten nicht größeres Aufsehen gemacht. Selbst in den „Gesprächen aus dem Reiche der Toten", welche jetzt in unbehilflicher Nachahmung Lucian's öffentliche Charaktere der Gegenwart begutachten, ist sichtbar, wie es vorzugsweise die Anekdote und der Privatskandal ist, der das Volk anzieht. Noch einmal regt die Vertreibung der protestantischen Salzburger das Interesse mächtig auf, bis das Jahr 1740 eine große politische Gestalt den Deutschen in die Seele drückt und durch Kanonendonner den Anfang einer neuen Zeit verkündet.

———

8.

Brautstand und Ehe am Hofe.

(1661.)

Im Verkehr mit Anderen Zucht zu bewähren, sich selbst gut darzustellen, Höheren Ehrfurcht zu erweisen, von Niedrigen Achtung auch in Geberden und Anrede zu fordern, war von je deutsche Art gewesen. Genau bestimmt war die Form des Verkehrs, nicht gering die Zahl der bedeutsamen Redewendungen, welche jede gesellschaftliche Beziehung einleiteten und wie Marksteine in gebahntem Weg erhielten. Aber die Grundlage aller alten Genauigkeit war ein gesundes Selbstgefühl gewesen, welches dem Einzelnen sicher machte, was zu gewähren und zu empfangen sei, und darum war auch die Höflichkeit in der Regel wahr. Kam ein Mißklang in die Seele, dann pflegte der Deutsche auch ihn nicht zu verbergen, und dann wurde er so von Herzen grob, daß er darum bei allen westlichen Nationen berüchtigt war. Zwar ist in der Anrede an die Fürsten schon viel Devotion, das Wort „unterthänig" wird gebraucht wie jetzt, immer aber stehn Fürst und Bürger, Junker und Handwerker einander als Männer gegenüber, und leicht bricht ein kräftiges Wort, eine warme menschliche Empfindung durch die höfliche Form. Das änderte sich seit dem Kriege. Die alte Zucht war dahin, hart und verletzend stach die Selbstsucht der Zügellosen; der tüchtige, oft beschränkte Stolz des Bürgers, des Edelmanns war ge-

brochen, das einfache patriarchalische Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan in dreißig Jahren der Noth, des Mißtrauens und vielleicht gegenseitiger Verachtung verloren. Die Menschen waren klüger geworden aber schwächer, und eine große Zahl schlechter.

Aber die Anfänge eines neuen Weltbürgerthums wurden sichtbar. Gnadenvoll hatte das Geschick mit dem Verderben auch das Heilmittel gesandt. Auf einem weiten Umwege durch französische und italienische Moden, nach langem Umherirren in jedem fremden Volksthum sollte der deutsche Geist sich selbst wiederfinden. Es war eine seltsame Probe deutscher Dauerbarkeit. Aber sie war nöthig. Wie im Zauberspiele Prinz Tamino, zog die arme deutsche Seele durch fränkisches Wasser und römische Hitze, und nur zuweilen klingt aus jener Zeit ein schwacher Flötenton in unser Ohr, der verkündet, daß unter den fremden Gaukelbildern die deutsche Art doch nicht untergegangen ist.

Man hat sich gewöhnt, die geistige Herrschaft Italiens und Frankreichs von Opitz bis Lessing als eine große Calamität zu betrachten. Es ist wahr, sie hat den Deutschen weder Schönheit noch Kraft gebracht. Aber wir sind nicht mehr in der Lage des großen Mannes, welcher vor hundert Jahren den französischen Geschmack bekämpfte. Ihm war Pflicht zu hassen, was der erwachenden Volkskraft hinderlich gegenüberstand. Wir jedoch sollen daneben bedenken, daß dasselbe fremde Wesen die Deutschen vor der äußersten Verwilderung geschützt hat. Sehr plump war unser Nachäffen, auch die fremden Originale wenig liebenswerth, aber die zahllosen Bande des internationalen Verkehrs waren es doch, an welche die Deutschen sich damals klammerten, um nicht in Roheit zu verkommen.

Die sittlichen Schranken, welche die Willkür des Einzelnen bändigen, waren zerbrochen, da halfen zuerst dürftige äußerliche, von außen geholte: die Mode, der Respect, die

Galanterie, der Geschmack an fremden Feinheiten. Es war eine neue Art der Zucht. Wer die große Perrücke trug, später gar den Puder im Haar, mußte das Haupt fein still halten, wildes Auffahren, gewaltsames Anrennen war unmöglich; wo eigenes Zartgefühl dem Manne nicht mehr wehrte, der Frau dreist nahe zu treten, konnte Reifrock und Corset sie umschanzen; wo die Höflichkeit des Herzens verringert war, wurde die Pflicht galanter Conversation eine Wohlthat. In dem Kreise, welcher am liebsten unflätige Soldatenlieder sang, hatte ein geziertes Lied Damon's an Daphne hohe Berechtigung, und selbst der fade Cavalier, der in Gesellschaft mit vergoldetem Messer seine Fingernägel zuschnitt und mit französischen Floskeln um sich warf, wurde um vieles achtungswerther in Gesellschaft der zügellosen Trunkenbolde, welche im Rausch das Unanständigste thaten und den Mund nicht öffnen konnten ohne gemeine Flüche.

Schnell formte sich in Deutschland das Leben der Anspruchsvollen nach fremdem Schnitt. Schon im Kriege hatte sich viel Fremdes eingebürgert, nicht nur das Ceremoniel an den Höfen und im Verkehr der Gesandten, auch in Tracht und Umgang der Städter. Aber wie groß der Einfluß Frankreichs war, Italien half kaum weniger aus. Der Dienst des Cicisbeates, das Ceremoniel des „Staates" war aus Italien nach Frankreich gedrungen, der römische Hof blieb der Diplomatie Europa's in allen Etikettenfragen noch lange höchstes Vorbild. Ja beide Länder theilten sich in die Herrschaft über Deutschland. Im Süden herrschte Italien bis in das 18. Jahrhundert, in Wien hat es die Physiognomie der höhern Gesellschaft noch länger geformt, im Norden, zumal bei den protestantischen Höfen, galt französisches Muster: diese wie jene Nachahmung war ungeschickt. Aber während an den größern Höfen, z. B. in Wien, der Cavalier wenigstens etwas von der beweglichen Leichtigkeit der Italiener annahm, lief der gesellschaftliche Verkehr in den Städten sehr gemessen, weit-

schweifig, in endlosen Phrasen, die um so grotesker werden, je plumper die Menschen waren, welche sich damit schmücken.

So war auch der sonnige Pfad, auf welchem sich ein Mann der Erwählten seines Herzens näherte, anmuthig mit den Blumen fremder Sitte umpflanzt. Das einheimische, was sich hier erhielt, wurde wenigstens durch eine mühevolle Galanterie und neue Weitläufigkeiten verbrämt. Bevor hier versucht wird, auch ein wenig von der ehrlichen deutschen Liebe zu zeigen, wird es ziemen einem theilnehmenden Leser nicht zu verhehlen, was zu galanter Liebeswerbung und Ehe gehörte. Es soll zunächst berichtet werden, wie ein vornehmer Adel freite und heiratete*). So aber verlief die Freiwerbung eines Cavaliers nach dem Jahre 1650.

„Wenn eine Standesperson zu Wien eine heiraten will, so bittet er ihre Eltern ihm zu vergönnen, daß er ihr aufwarten dürfe; er muß aber schon vorher mit ihr bekannt sein und wissen, daß sie ihm geneigt ist. Wenn dies ihre Eltern gestatten, so ist es schon halb zugesagt; dann giebt er seinem Diener eine neue Liberei und kleidet sich auf's beste. Alle Tage muß er früh an sie schreiben und fragen lassen, was sie thue, was ihr geträumet, wann sie ausfahren, wo sie essen werde. Dazu schickt er einen Strauß von Blumen, den bezahlt man wol bisweilen mit einem Ducaten. Da läßt sie ihn nun die Antwort wissen, und er findet sich zu rechter Zeit ein, hebt sie in die Kutsche und reitet mit unbedecktem Haupt neben der Kutsche auf der Seite, wo seine Maitresse sitzet. Und wenn man ankommt, steigt er ab, macht den Schlag auf und hebt sie wieder heraus. In Oesterreich ladet man sich meistentheils selbst bei Andern zu Gaste. Wenn er nun erfahren, wo seine Maitresse speisen will, ladet er sich daselbst auch zu Gaste, indem er eine halbe Stunde vorher hinschickt. Dort reicht er nun bei Tische seiner Geliebten das

*) Nach (Wagenseil): Tractatus politicus, 1687. 16.

Handwasser ganz allein, wenn auch andere Damen vornehmer sind, erbietet sich wol, auch den andern das Wasser zu reichen, aber keine nimmt es an, seine Maitresse aber weigert sich nicht. Dann rückt er ihr den Stuhl, legt ihr vor, redet mit ihr; so oft sie zu trinken begehrt, reicht er ihr den Trank auf dem Teller und hält ihr selbigen während des Trinkens unter, legt ihr frische Teller vor, nimmt die alten hinweg und bringet allezeit seinen Nachbarn zur linken Hand ihre Gesundheit zu. Nach dem Tisch reicht er ihr wieder das Handwasser, weshalb er auch neben ihr sitzet, rückt wieder den Stuhl, langet ihr die Handschuh, Flor und Fächer, so sie auf dem Stuhl liegen gelassen, nebst einer tiefen Reverenz. Nach Tische nimmt die Frau des Hauses seine Dame mit sich in ihr Zimmer. Da bittet er, man wolle ihn auch hineinlassen. Das wird ihm nicht abgeschlagen, und dort bedient er sie ebenso. Von da fährt man zur Vesper und dann im Sommer in den Prater, oder im Winter mit Windlichtern im Schlitten. Dies währet zum wenigsten drei Monat.

Wenn nun drei Monat vorüber sind, so wird das „Versprechen" gehalten und man schreibet die Hochzeitsbriefe. Dann macht der Bräutigam drei Präsente. Erstens ein silbernes Kästchen, darin etliche Paar seidene Strümpfe, etliche Stücke seidenes Zeug, etliche Paar Handschuh, Tüchlein, zwölf Fächer, Bänder und Spitzen. Das zweite Präsent besteht in silbernen Galanterien, das dritte in dem Geschmeide: Armbändern, Ohrgehängen und etwa einem Gehänge von Edelsteinen oder Perlen um den Hals. Auch kleidet er die Kammerjungfer seiner Maitresse. Etliche schicken alle Tage ein neues Präsent. Dann läßt er seinem Diener wieder eine neue Liberei machen, nimmt auch mehr Diener für sich an, und dann für seine zukünftige Gemahlin zum wenigsten einen Pagen und zwei Lakaien. Die Hofdamen, so die vornehmsten sind und mit sechs Pferden fahren, verehren ihrem Bräutigam nichts, es sei denn aus überflüssiger Liberalität,

die andern schenken ihrem Liebsten ein Nachtzeug, ihr Conterfeit in einem schönen Kästchen, dann an dem Hochzeitstage das Weißzeug: sechs Hemden, sechs Ueberschläge, sechs Schnupftücher, sechs Paar Handblätter, und jedem Diener ein Hemde. Die Braut bezahlt, was auf der Hochzeit an Essen und Trinken aufgeht, der Bräutigam, was die Musikanten kosten.

Am Hochzeitstage fährt der Bräutigam gegen Abend in seinem oder dem Wagen eines guten Freundes ganz weiß in Silberstück, ganz wie die Braut bekleidet, er hat einen Kranz von Diamanten auf, welcher aus den Kleinodien der Freunde zusammengeheftet und diesen hernach wieder zugestellt wird. Hinter ihm fahren alle Hochzeitsgäste, so Mannspersonen sind. In der Kirche wartet er, bis die Braut kommt. Ihren Brautschweif, so drei Ellen lang ist, trägt entweder der Edelknabe oder ein junges Fräulein. Der Bräutigam geht ihr entgegen, hebt sie aus dem Wagen und führt sie hinein, und so werden sie zusammengegeben. Der Trauring ist meist von Gold und Silber gemischt in Gestalt eines Lorbeerkranzes geflochten, ein Edelstein daran, um anzuzeigen, daß die Treu und Liebe unendlich sein soll. Darauf begeben sie sich in's Hochzeitshaus, wo die Mahlzeit gefeiert wird. Nach Tische nehmen die Mannspersonen sogleich Degen und Mantel und wird zum Tanze Platz gemacht, dann kommen die zwei Brautführer. Jeder hat eine brennende Fackel in der Hand, sie machen vor Bräutigam und Braut jedem eine Reverenz und fordern sie zum Tanz. Da tanzen beide allein. Dann fordert man die nächsten Verwandten und so der Reihefolge nach die Uebrigen. Und diese Ehrentänze werden unter Trompeten- und Paukenschall verrichtet. Darauf legen die Cavaliere Mantel und Degen ab, und alles tanzt mit einander. Nach dem Tanz begleiten die Verwandten Bräutigam und Braut in die Schlafkammer, dort empfiehlt die Mutter dem Manne die Braut mit eindringlichen Worten. Dann gehn alle hinaus."

So freite der begüterte Adel in Wien, das sich nach dem Kriege schnell mit lebenslustigen Gutsherren gefüllt hatte. Neue Familien waren in Besitz der confiscirten Güter gekommen, reichlich hatten die kaiserlichen Generäle und getreuen Räthe sich selbst bedacht. Der Aufenthalt auf dem öden Lande war langweilig; hatten doch viele große Eigenthümer ohnedies kein altes Familieninteresse an ihrem Eigenthum. Und mit dem kaiserlichen Adel drängten sich Söhne deutscher Fürsten und viele von dem alten Reichsadel nach der Kaiserstadt, dort Zerstreuungen, Bekanntschaften, Fortuna am Hof und im Heer zu suchen.

Aber wie groß auch die Devotion des adlichen Serviteurs gegen seine Maitresse war, eben so unsicher war dem ausschweifenden Geschlechte die Hoffnung auf ein glückliches Zusammenleben in der Ehe. Und nicht günstiger war diese Aussicht in den Familien der großen Reichsfürsten.

Die Herren Deutschlands kamen nach dem Frieden eher als alle Anderen in einen Zustand, wie er ihnen behaglich war. Was das Volk leisten konnte, kam vorzugsweise ihnen zu gute. Zu den alten Neigungen, dem Trinken, Jagen und einem — nicht immer anständigen — Verkehr mit Frauen, war jetzt die Freude an Haustruppen gekommen, welche in Uniform vor dem Herrenschlosse aufzogen und auf der Landstraße um die Carrosse ritten. Jeder größere Fürst unterhielt seit dem Kriege ein stehendes Heer, aus den alten Lehnsherren der Landschaft waren Generäle geworden. In diesem Jahrhundert gewinnen die großen Fürstengeschlechter Deutschlands ihre einflußreiche Stellung in der europäischen Politik, die Wettiner, die Hohenzollern, die Braunschweiger, die Wittelsbacher. Drei von ihnen erwerben Königskronen, die von Polen, von Preußen, von England, ein Haupt der Wittelsbacher trägt mehre Jahre das Diadem der römischen Kaiser. Jedes dieser Häuser erhält die Physiognomie einer großen europäischen Dynastie. Aber wie verschieden ist ihr Glück,

wie trifft auch sie ein vergeltendes Schicksal! Dem Haus der Wettiner wurde zur Zeit der Reformation mit der Kaiserkrone auch eine souveräne Herrschaft über Deutschland angeboten; die Familie, auch innerlich in zwei Linien gespalten, hörte nicht auf den hohen Ruf. Im Waffenkampf der Linien verlor sie 1547 die Führerschaft. Hundert Jahre später bot sich den Wittelsbachern die Möglichkeit, durch die Vereinigung der Pfalz, der altbairischen Landschaften und Böhmens eine Hausmacht zu gründen, der auch die Habsburger nicht gewachsen sein konnten. Aber ein Sohn des Hauses schlug den andern am Weißen Berge. Nur die Habsburger und die Hohenzollern verstanden es, zusammenzuhalten.

Das allgemeine Unglück der deutschen Fürsten war, daß sie in ihren gedrückten Unterthanen nur wenig fanden, was sich Scheu und Achtung erzwang. Denn gegen das ausschreitende Gelüst des Mannes festigen sich die innern Schranken in stiller Seele am leichtesten, wenn seine Erdenstellung einen starken Widerstand seiner Umgebung möglich macht. Ein sicheres Pflichtgefühl bildet sich nur unter dem Zwang eines starken Gesetzes. Wer darüber steht, dem wird leichter Großes zu empfinden, aber ungleich schwerer dauerhaft das Rechte zu thun.

Früher war das Leben an den Höfen rauh, oft wild gewesen, jetzt wurde es frivol und lüderlich. Die Verbindung von raffinirtem Luxus und rohen Sitten, von strenger Etikette und übermüthiger Willkür giebt vielen Gestalten der Zeit eine besondere Häßlichkeit.

Die Fürstensöhne lernten mehr als früher. Latein war noch die Sprache der Diplomatie, dazu kam das Italienische und Französische, ferner die ritterlichen Künste, soweit sie noch bestanden, Soldatendrillen und vor allem Politesse, die neue Kunst, in der Gesellschaft von Männern und Frauen unterhaltend und verbindlich zu sein. Einige Kenntniß der Staatsgeschäfte war nicht selten, denn immer noch waren die Händel

mit den Nachbarn, beim Kammergericht und Reichshofrath, die Sollicitationen bei kaiserlicher Majestät und die Klagen an den Reichstagen ohne Maß und Ende. Aber die stille Herrschaft über das Land hatte doch ein Jurist, welcher an der Spitze der Verwaltung stand, nur selten noch ein herrschlustiger Hofprediger.

Auch die Frauen der fürstlichen Häuser hatten einigen Unterricht genossen. Mehre von ihnen verstanden Lateinisch, oder kannten den Virgil wenigstens aus einer schlechten Uebertragung in deutsche Alexandriner, den Boccaz aber in der Ursprache. Ihre Tagesinteressen waren Rangstreitigkeiten, das Ceremoniel, der Putz, die Liebschaften ihres Mannes und vielleicht die eigenen, dazwischen nichtige Intriguen und Klätschereien, wie sie jeder Hof großzieht. Die strengeren unterhielten sich mit dem Geistlichen über Gewissensfälle und suchten Trost in ihrem Gesangbuch, ausnahmsweise auch noch im Kochbuch. Aber die deutsche Literatur war wenig gemacht, die Empfindungen einer Frau zu adeln, und was etwa die Zeit hervorbrachte, reichte nur selten in ihre Höhe hinauf: ein geschmackloses Hofgedicht, ein italienischer Vers, zuweilen ein dicker Quartant historischen oder theologischen Inhalts, den ein submisser Autor übersandte, um ein Geldgeschenk dafür zu empfangen*). Die Ehe der Fürstin wurde durch die neue Staatsraison geschlossen. Es begegnete ihr wol, daß sie einem ausschweifenden Gatten vom ersten Tage zur Last war. Sicher wurden nicht wenige von ihnen mit ausgesuchtem Trauerpomp in die Fürstengruft gesenkt, denen niemals das Sonnenlicht einer großen Herzensneigung ihr Leben erhellt hatte. Selbst die Sorge um den Haushalt, selbst die schönste aller Sorgen, die Erziehung der Kinder, war ihnen durch die neue Einrichtung der Höfe genommen. Allerdings überwand

*) Damals noch ein beliebtes Mittel, sich Honorar zu verschaffen; es galt Gelehrten und Dichtern für durchaus anständig.

die Gutherzigkeit der Vermählten in vielen Ehen die Mängel der Zeitbildung; aber es ist kein Zufall, daß skandalöse Vorfälle in den höchsten Familien jener Zeit so häufig sind.

Auch die häuslichen Verhältnisse dieser erlauchten Familien gehören der Geschichte an, und vieles davon ist allgemein bekannt. In jeder finden sich groteske und unholde Züge. Hier wird ein solches Bild benutzt, an das zu denken unsere Zeit keine naheliegende Veranlassung hat.

Wenn die kaiserliche Partei nach dem Jahre 1620 in Spottbildern die Königstochter aus England, Elisabeth, Gemahlin Friedrich's von der Pfalz, verfolgte, malte sie die stolze Fürstin ab, wie ihr auf der Landstraße drei Kinder an der Schürze hingen oder aus irdener Schüssel auf bloßer Erde den Kinderbrei aßen. Das zweite dieser Kinder erhielt durch den westphälischen Frieden die achte Kurwürde des deutschen Reiches. Nach vielem Schicksalswechsel, nachdem auch er das bittere Brot der Verbannung gegessen, als Prätendent vergebens die Wiedereroberung seines Landes versucht hatte, sah der neue Kurfürst Karl Ludwig von dem Fürstenschloß zu Heidelberg auf das schöne Land herab, das nur zum Theil in den Besitz seiner Linie zurückgelangt war. Er hatte mehre von den Tugenden eines sorglichen Landesherrn und stand als Regent unter den besten seiner Zeit, aber er war keine Natur, welche die Bürgschaften von Glück und Frieden in sich trägt. Zwar in seiner Familie galt er für lebenslustig und gutmüthig, aber er war auch reizbar, von jäher Hitze, begehrlich und anspruchsvoll, leicht beeinflußt und ohne Energie, geneigt Gewaltthätiges vorschnell zu wagen, und doch nicht fest genug Großes auszurichten. Es scheint, daß ihm von dem Blute der Stuarts außer einem hohen Gefühl seines Ranges auch viel von dem Eigensinn seines unglücklichen Oheims Karl zu Theil geworden war. Er hatte sich im Jahre 1650 mit Charlotte, Prinzessin von Hessen, vermählt, der Tochter jener starken Frau. welche als Regentin

ihres Landes im Kriege mehr Thatkraft bewiesen hatte als die meisten Männer, und deren energisches Matronenantlitz wir noch jetzt in dem Portrait Engelhard Schäffler's mit Vergnügen betrachten. Dem Kurfürsten soll von der Mutter die eigene Tochter als schwer zu lenken geschildert worden sein. Auch die Kurfürstin war heftig und maßlos, sie mag durch mürrisches Wesen und Eifersucht oft den häuslichen Frieden gestört haben. Ein Fräulein ihres Hofstaates, Marie Susanne Loysa von Degenfeld, Tochter eines Parteigängers aus dem dreißigjährigen Kriege, nach allen Berichten von großer Liebenswürdigkeit und, wie es scheint, bei vieler Sanftmuth von festem Beharren, erweckte in dem Kurfürsten ein leidenschaftliches Gefühl, welches ihn jede Rücksicht vergessen ließ. Er sandte seiner Gemahlin nach ärgerlichen Händeln den Scheidebrief und vermählte sich auf der Stelle mit seiner Geliebten, welche vom kaiserlichen Hofe den Titel einer Raugräfin erhielt. Die verstoßene Kurfürstin wandte sich vergebens an den Kaiser Leopold, durch diesen eine Aussöhnung mit ihrem Gemahl zu bewirken. Diese Bittschrift wird hier nach Lünig: Die Teutsche Reichs-Cantzley, 1714, Theil 2, S. 156, mitgetheilt*).

„Wir von Gottes Gnaden Charlotta, Kurfürstin, Pfalzgräfin bei Rhein, geborene Landgräfin von Hessen, entbieten dem allerdurchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herren Leopoldo, von Gottes Gnaden, Vater des Vaterlandes, unserm allerseits gnädigsten Herren und Gebieter, unsern verpflichteten gehorsamsten und unterthänigsten Gruß und Dienst zuvor.

Obwol die vielfältigen und schweren Reichsnegotien, mit welchen Eure Kaiserliche Majestät in dieser Zeit bemüht sein möchten, uns leicht abschrecken könnten, Dieselbe mit unsern

*) Einige Längen sind gekürzt, an einer Stelle mußte für die Leser dieses Buches das Widerwärtige gemildert werden.

Privatsachen zu beunruhigen, haben wir uns doch erkühnt, Eurer Kaiserlichen Majestät unsere hochdrängende Noth und gewaltsame Beleidigung, welche uns zeither ohne alles Verschulden zugestoßen, in höchster Demuth vorzutragen, weil uns sehr wohl bewußt, daß Eure Kaiserliche Majestät jederzeit beflissen waren, den Beleidigten zu ihrem Rechte allergnädigst zu verhelfen.

Es wird hoffentlich Eurer Kaiserlichen Majestät nicht unbekannt sein, daß wir uns vor ungefähr elf Jahren mit dem durchlauchtigsten Fürsten Karl Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein, Kurfürsten des heiligen Reiches, in ein eheliches Verlöbniß eingelassen haben. Zu dieser Zeit hat Seine Liebden sowol in vielfältigen Discursen, die vor der christlichen Copulation mit uns geführt wurden, als in dem Act der Copulation selbst uns eine immerwährende Treue und eheliche Liebe mit höchstem Betheuern zugesagt, wie von unserer Seite auch geschehen. Was uns denn zu einer solchen Gegenliebe animirt hat, daß wir Seiner Liebden nach unserem besten Vermögen, so viel weibliche Schwachheit zugelassen, in ehelichem Gehorsam aufgewartet haben. So haben wir auch durch die Gnade Gottes zwei junge Prinzen und ein Fräulein in Liebe gezeugt, so daß Seine Liebden sich billig enthalten haben sollten, uns ohne unser Verschulden die Denegation des Zusammenlebens aufzudrängen.

Wir geben aber Eurer Kaiserlichen Majestät unterthänigst zu vernehmen, daß wir nach drei höchst beschwerlichen Kindbetten an unserm Herrn Gemahl eine nicht geringe Entfremdung des Gemüthes aus mehreren Zeichen zur Genüge verspürt haben. Das hätte uns billig einen Argwohn einflößen sollen, wenn unser getreues Gemüth nicht Gutes und Löbliches von Seiner Liebden präsumirt hätte. Denn als wir einst nach fürstlichem Brauch Seiner Liebden einen schönen apfelgrauen, neapolitanischen Hengst mit aller Zubehör zum neuen Jahre verehrten, hat er uns gesagt: „Schatz, wir be-

gehren hinfüro solche Präsente nicht mehr, welche unsere Schatzkammer verringern," und hat noch an demselben Tag das Pferd einem Geringen vom Adel verehrt. Diese Beschimpfung hat uns so wehe gethan, daß wir sie unserer Kammerjungfer, Maria Susanne von Degenfeld, von deren heimlichem Beginnen wir zu der Zeit nicht das geringste gewußt, mit weinenden Augen geklagt haben. Diese hat uns darauf geantwortet: wenn ihr solches einmal von ihrem künftigen Eheconsorten begegnen sollte, so würde sie ihm alle Beiwohnung versagen. Mit diesen Worten hat sie nichts anderes gewollt, als uns gegen unsern Herrn Gemahl verhetzen. Nicht lange darnach ist uns durch besagte von Degenfeld aus unserer Schublade ein Ring entwendet worden. Dies muß ohne Zweifel ein angelegter Handel gewesen sein, denn unser Herr Gemahl hat diesen Ring begehrt; als wir ihn aber nicht finden konnten, ist Seine Liebden sehr über uns entrüstet worden und so gegen uns heraus gefahren: „Ihr macht mir wunderliche Gedanken mit diesem Ringe; ich hatte gemeint, Ihr nähmt ihn besser in Acht." Worauf wir geantwortet: „Ach, mein Schatz, habe mich doch in keinem bösen Verdacht; er ist mir durch ungetreue Leute entwendet worden." Seine Liebden aber fuhren fort: „Wer mögen doch diese ungetreuen Leute sein? Vielleicht ist es ein junger Cavalier, welchem Ihr ihn wol selbst an den Finger gesteckt haben möget." Dies hat uns so wehe gethan, daß wir etwas Hartes gegen Seine Liebden geredet haben und gesagt: „So etwas würde mir kein redlicher Fürst nachreden können," worauf er gesagt: „Wer hat Euch Macht gegeben, mich einen unredlichen Fürsten zu schelten? Werde ich so etwas noch weiter von Euch hören, so soll Euch mit Maulschellen gelohnt werden." Darauf haben wir kein Wort geantwortet, sondern heftig geweint. Die von Degenfeld aber hat uns mit falschem Gemüthe getröstet und gesprochen: „Seien Ihro Kurfürstliche Durchlaucht doch zufrieden und bekümmern Sie

sich nicht so sehr, er wird sich schon wieder finden.“ Mit diesen Worten hat sie uns damals beruhigt. Es ist uns aber nicht lange nachher von einem sehr vertrauten Diener ein sehr nachdenkliches lateinisches Brieflein eingehändigt worden, welches er von ungefähr im Gemach unseres Herrn Gemahls gefunden, dessen Inhalt wir hier beizufügen nicht umgehen können. Es lautet also:

„Dem durchlauchtigsten Kurfürsten von der Pfalz, Karl Ludwig, Herzog zu Baiern, dilecto meo.

„Ich kann Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht nicht mehr entgegen sein, und nicht mehr über meine Zuneigung täuschen. Vicisti, jamque tua sum, ich Unglückliche!

Maria Susanna, baronissa a Degenfeld.“

Als wir diesen Brief vielleicht durch Schickung Gottes bekommen, haben wir denselben alsbald mit großer Bestürzung angesehen. Weil wir aber in der lateinischen Sprache nicht zum besten erfahren sind, haben wir gemeldeten unsern getreuen Diener alsbald zu dem wohlgebornen Herrn Johann Jacob Grafen von Eberstein, unserm geliebten Herrn Vetter, welcher sich zufällig zu Heidelberg aufgehalten, abgefertigt, ihn zu uns berufen lassen und freundlich und vetterlich ersucht, ob er uns in Dolmetschung besagten Briefleins zu Hilfe kommen wolle. Dies hat er uns redlich geleistet. Aber es ist nicht zu sagen, welche große Bekümmerniß damals unser Herz eingenommen hat, als wir augenscheinlich haben sehen müssen, wie unverantwortlich und unfürstlich man mit uns umgehe. Deshalb haben wir uns in verwirrtem Gemüthe so weit erkühnet, und das Tresor der gemeldeten Degenfeldin aufbrechen lassen, welche damals nicht zugegen war, und haben nach fleißiger Durchsuchung drei Unglücksbriefe Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht gefunden, welche ebenfalls lateinisch geschrieben waren, in denen er die Degenfeldin ebenfalls seiner Liebe versichert*).

*) Diese drei Briefe waren der Eingabe an den Kaiser beigelegt; sie

Da haben wir zur Genüge vernehmen können, daß unser Herr Gemahl bedacht sei, uns alle Treue und Liebe aufzusagen. Diesem wollten wir bei Gelegenheit zuvorkommen und solches Seiner Liebden in verblümter Weise zu verstehen geben.

So ist es denn auch geschehen, daß ungefähr nach einer Woche der durchlauchtige Herr Fridericus, Markgraf zu Baden, unser freundlich geliebter Herr Schwager und Bruder, sammt Dero geliebten Frau Gemahlin, unserer besonders herzlieben Frau Base und Schwester, von Durlach aus nach Heidelberg kam, uns zu besuchen. Als nun Seine Liebden, der Herr Markgraf, einst da wir eben bei der Tafel saßen, zu uns sprach: „Wie? Meine Frau Schwester, wie so traurig?" so antworteten wir: „Geliebter Herr Bruder, vielleicht findet sich wol noch eine Ursache der Traurigkeit." Worauf unser Herr Gemahl ganz erröthet sagte: „Es ist nichts Neues, daß meine Frau Gemahlin ohne gegebene Ursache zürnt." Wir aber konnten ehrenhalber solche Rede nicht unbeantwortet lassen, sondern sprachen: „Diejenigen, welche die Dienerinnen lieber sehen als die Frauen, machen mich zornig, u. s. w." Darauf hat unser Herr Gemahl sich getroffen gefunden, ist vor Zorn ganz verblichen und hat uns in Gegenwart besagter fürstlicher Personen eine solche harte Maulschelle versetzt, daß wir uns wegen des verdrüßlichen Nasenwischens von der Tafel hinwegbegeben mußten. Seine Liebden aber, der Herr Markgraf, hat mächtig darüber geeifert und auf italienisch zu unserm Herrn gesagt: „Signore electore, troppo è questo." Unser Herr Gemahl antwortete darauf: „Mio fratello, signore marchese, ma cosi ha voluto." Aber Seine Liebden, der Herr Markgraf, redete unserem Herrn Gemahl stark zu und sprach,

---

sind nur dadurch charakteristisch, daß wenig wirkliches Gefühl aus ihnen sichtbar wird, sondern künstlich gemachte Phrasen. Ebenso ist der mitgetheilte der von Degenfeld, von welchem nur einige Sätze übersetzt sind.



wenn er gewußt hätte, daß seine unbedachtsamen Reden eine solche Uneinigkeit verursachen würden, so würde er tausendmal lieber still geschwiegen haben; und wenn sich unser Herr Gemahl nicht noch vor Sonnenuntergang mit uns versöhnen werde, so seien Seine Liebden fest entschlossen, sich morgen noch vor früher Tageszeit ohne Abschied von Heidelberg hinwegzubegeben. Dies hat bei unserem Herrn Gemahl so viel bewirkt, daß er Seiner Liebden versprochen hat, uns in seiner und Dero Gemahlin Gesellschaft zu besuchen. Dies ist nach Verlauf von zwei Stunden geschehen, wo uns unser Gemahl in unserm Gemach so angeredet hat: „Zürnt mein Schatz noch mit mir?“ Wir antworteten: „Versichert Euch, mein Schatz, was bei der Tafel geschehen ist, gäbe mir keine geringe Ursache zu zürnen; aber wegen der Gegenwart meines geliebten Herrn Bruders und meiner Frau Schwester, welchen unsere Uneinigkeit nicht angenehm ist, will ich dasselbe von Herzen vergeben.“ Hierauf gab uns unser Herr Gemahl die Hand, und Seine Liebden sagten mit einem freundlichen Kuß: „Dieses soll das vorige Verbrechen völlig auslöschen,“ worauf Sie wieder aus unserm Gemach schieden. Wir aber sind diese Nacht nicht bei dem Abendessen erschienen, sondern haben uns durch unser Frauenzimmer und den Hofmeister bei unserm Herrn Gemahl und den anwesenden fürstlichen Personen entschuldigen lassen, daß wir wegen nöthiger Verfertigung etlicher Schreiben nicht erscheinen könnten. Weil aber unser Gemahl gefürchtet, wir möchten unserm Herrn Bruder eröffnen, was sich zwischen uns vorgetragen, ist er deshalb Abends zehn Uhr in Begleitung zweier Leibpagen an unser Gemach gekommen und hat daselbst angeklopft. Als wir nun vor die Thür gingen und Seine Liebden antrafen, haben wir uns wegen so unverhofften Besuchs nicht wenig gewundert und gesagt: „Wie besucht mich mein Schatz so spät?“ Seine Liebden antworteten hierauf freundlich, und schickten die beiden Leibpagen wieder zurück. Weil uns aber damals eben die ungebührlichen Briefe ein-

fielen, und weil die Betrachtung, daß wir von hohen fürstlichen Eltern geboren, uns gar beschwerlich machte zu solcher Ungebühr ganz still zu schweigen, haben wir gesagt: „Mein Herr Gemahl, ich bin gänzlich entschlossen allein zu bleiben, bis sich Eure Liebden resolviren eine gewisse Person in meine Gewalt zu geben, mit der Vollmacht, dieselbe wegen begangnem Frevel abzustrafen.“ Unser Herr Gemahl gab uns Antwort: „Ich möchte doch ewig wissen, wer diese Person wäre, bilde mir aber ein, das Verbrechen wird nicht so groß sein, als Eure Liebden es auslegen.“ Wir aber antworteten weiter: „Das Verbrechen ist so groß, daß die Person es nur mit ihrem Blute bezahlen könnte.“ „Ei, mein Schatz“, sagte unser Gemahl, „das Urtheil ist allzuscharf.“ Wir aber waren bedacht, Seiner Liebden die Ursache unseres langen Bekümmernisses völlig zu entdecken, zogen deshalb den Brief, welchen unser Diener gebracht, aus dem Sacke und fingen an mit heller Stimme darin zu lesen. Unser Herr Gemahl lachte hierüber und sprach: „Alles lauter Scherz, mein Schatz weiß ja wol, daß das Degenfeldische Fräulein sich von Jugend auf der lateinischen Sprache beflissen; deshalb habe ich sie prüfen wollen, ob sie genugsam befähigt sei, mir auf ein zugeschicktes Brieflein in der gemeldeten Sprache zu antworten. Das hat sie denn scherzweise geleistet. Und wir sind entschlossen, ihr wegen ihrer Unschuld zu secundiren.“ Wir wollten uns mit Seiner Liebden nicht zanken, sondern sprachen: „Wir haben längst gewußt Ernst und Scherz zu unterscheiden. Beliebt es meinem Schatz völligen Beweis zu liefern, daß es Scherz sei, so will ich mich leicht zufrieden geben.“ Unser Herr Gemahl anwortete hierauf: „Was bedarf es vieles Beweises? Euer Liebden ist ein Weibsbild, und hat bessere Mittel die Unschuld der Degenfeld zu untersuchen als ich, für den sich das gar nicht schickt. Aber ich sehe wol, das fromme Fräulein hat alle Gnade und Huld bei Euch verloren. Weil es aber schon sehr spät ist, wolle mein Schatz mich berichten,

ob es ihr beliebig sei, sich allhier mit mir zu versöhnen." Wir antworteten darauf: „Ich fühle mich kraft einmal gegebener Treue verbunden, demselben nicht zu widersprechen." Aber unser Herr Gemahl betheuerte mit einer herzlichen Umfangung hoch und theuer, daß er mit Ausnahme der Brieflein nicht wider uns gehandelt, versprach auch noch einmal fortan nicht wider uns zu handeln, wenn wir anders wieder Seiner Liebden mit gebührendem Gehorsam begegnen würden. Dies haben wir auch versprochen, weil wir hofften hinfort in friedlicher Ehe zu leben, was vielleicht auch geschehen wäre, wenn der leidige Teufel nicht sein Unkraut ausgesäet hätte.

Denn nach drei Tagen, als der durchlauchtige Herr Markgraf von Baden wieder abgereist war, kam ein Patent von Eurer Kaiserlichen Majestät glorwürdigstem Herrn Vater Ferdinando höchst seligen Andenkens nach Heidelberg, wodurch unser Herr Gemahl auf den Reichstag nach Regensburg citirt wurde, wohin wir uns mit unserm Herrn Gemahl zum gesetzten Termin erhoben.

Was wir dort aber für einen großen Schimpf von unserem Herrn Gemahl haben erdulden müssen, das zu erzählen halten wir für unnöthig, weil Eure Kaiserliche Majestät das meiste mit eignen Augen gesehen haben. Dies hat uns verursachet, nach Seiner Liebden Abreise noch eine Zeit lang in Regensburg zu verharren. Als wir aber nach Verlauf weniger Wochen wieder zu Heidelberg ankamen, haben wir durch einen Edelmann unserem Herrn Gemahl freundlich andeuten lassen, daß wir gesonnen seien, Seine Liebden zu begrüßen. Aber unser Herr Gemahl sagte mit großem Unwillen zu besagtem Edelmann: „Sagt nur der kahlen Landgräfin — also nannten uns Seine Liebden — ich will mit keiner Landverderberin zu schaffen haben."

Als uns nun solches angedeutet worden, haben wir uns nicht erkühnen dürfen Seine Liebden anzureden, sondern sind

schnurstracks durch unsern Nebensaal in unser Gemach gegangen. Wir aber kamen kaum dahin, da hatten sich schon vierzig von der Schweizergarde in unser Vorgemach eingestellt, welche befehligt waren, uns zu verwahren und nicht herauszulassen, bis Seine Liebden weiteres gebieten würden.

Da mußten wir mit großer Betrübniß erfahren, daß wir, eine geborne freie Fürstin, eine Gefangene sein mußten. Wir wußten nicht, was zu thun, denn unserem Herrn Bruder, dem Landgrafen zu Hessen-Cassel, konnten wir nicht schreiben, weil keine vertraute Person zu uns eingelassen wurde, welche wir hätten abfertigen können. So hatten wir auch keine Gelegenheit etwas durchzubringen, weil unsere Bedienten, so oft sie zu uns oder von uns gingen, jedesmal von der Wache durchsucht wurden. Derowegen resolvirten wir uns an unsern Herrn Gemahl selbst zu schreiben und Seine Liebden zu bitten, ob Sie uns der höchst beschwerlichen Haft entbinden wollten. Wir setzten darum das Folgende an Seine Liebden auf, und schickten dasselbe durch einen jungen Edelknaben Seiner Liebden während der Tafel.

„Durchlauchtigster Fürst, Lieber Herr. Was für große Beschwerden ich von der allzu großen Garnison, welche Euer Liebden vor mein Gemach zu legen Ihnen haben gefallen lassen, die Zeit über ausgestanden habe, ist nicht zu beschreiben. Dies bewegt mich Euer Liebden zu erinnern, Sie möchten mit mir armen Fürstin so verfahren, daß Sie es vor Gott und der ganzen Welt verantworten können. Dabei wäre auch zu bedenken, ob es rühmlich sei, ein einziges schwaches Weibsbild mit vierzig wohlbewehrten Hellebardierern zu bewahren, da doch zwei oder drei dasselbe genügend verrichten können. Auch will mir nicht einfallen, was ich Sträfliches begangen haben möchte, um einen so harten Proceß zu verschulden. Bitte derohalb Euer Liebden um Gottes willen, mich auf freien Fuß zu stellen. Denn ich habe diese Zeit her wegen des ungestümen Polterns und Rasselns der indis-

creten Schweizer nicht drei Stunden schlafen können. Euer Liebden getreue bis in den Tod Charlotta, Pfalzgräfin bei Rhein."

Nachdem unser Gemahl dieses Schreiben gelesen, befahl er, man solle alle Schweizer bis auf vier wieder abtreten lassen, was auch alsbald zu unserem guten Vergnügen geschah. Seine Liebden aber schickten uns einen Brief folgenden Inhalts:

„An Charlotta, geborne Landgräfin in Hessen. Es nimmt mich sehr Wunder, wie Ihr so kühn sein dürft, mich erst zu fragen, warum ich Euch verwahren lasse. Da Ihr doch nicht leugnen könnt, daß ich Euch bei meiner Rückreise von Regensburg nach Heidelberg ernstlich befohlen, mir den Tag darauf unfehlbar zu folgen. Dies aber ist erst etliche Wochen später geschehen, und in dieser Zeit ist so viel Geld aufgegangen, daß unsere ohnedies ruinirten Unterthanen eine gute Zeit daran zu verdauen haben. Auch werdet ihr wol wissen, wie Ihr auf dem zu Regensburg gehaltenen Lustjagen mich beschimpft habt. Und als ich Euch in meinem gerechten Zorn wegen begangener Leichtfertigkeit und muthwilliger Entblößung Eures Leibes in Gegenwart der versammelten Reichsstände nur ein wenig gewehrt habe, wie Ihr mir sogleich alle eheliche Beiwohnung auf ein halbes Jahr versagt habt. Dies Verbrechen entledigt mich ganz des ehelichen Bandes. Ich bin auch gänzlich resolvirt, mich von Euch durch einen öffentlichen Actum vollständig scheiden zu lassen. Dieser mein Versatz hat mich bewogen, Eurer Person mich gut zu versichern, damit Ihr nicht als eine Flüchtige durch Verhetzen Eures Bruders und anderer Freunde meinem Lande Unheil erregt. Endlich, wenn Ihr Euch still und eingezogen haltet und in die Ehescheidung willigen wollt, verspreche ich bei meiner Kurfürstlichen Treue, daß ich Euch nicht allein der Verhaftung ganz entledigen, sondern auch ein Einkommen verordnen will, mit welchem Ihr Euch recht fürstlich und wohl halten könnt.

Hiermit Eure schließliche Erklärung erwartend, verbleibe Ew. Liebden Kurfürst."

Als uns solches Schreiben eingehändigt wurde, wußten wir vor großer Bekümmerniß nicht, wohin wir uns entscheiden sollten. Endlich schickten wir doch eine adliche Kammerjungfer zu unserm Herrn Gemahl mit dem Befehl, Seiner Liebden anzudeuten, daß wir gesonnen seien in alles Begehren Seiner Liebden gutwillig zu consentiren, ausgenommen, was die Ehescheidung betreffe. Denn diese sei eine Gewissenssache und müsse wohl bedacht werden. Ich bäte deshalb, mir ein wenig Bedenkzeit zu geben. Zwar wenn es Seiner Liebden belieben sollte, aus eigener Macht eine Ehescheidung vorzunehmen, so wären wir viel zu schwach, dies zu verhindern. Doch meinten wir Seiner Liebden nie so große Ursache gegeben zu haben, uns gänzlich zu verstoßen.

Die Kammerjungfer richtete dies auf's allerbeste aus. Unser Herr Gemahl aber gab zur Antwort: „Schöne Jungfrau, sagt Eurer Frau, wir sind nunmehr gesonnen, ihr fortan mehr Freiheit zu geben und die vier Schweizer vollends von ihrem Gemach wegzuführen. Es soll ihr auch erlaubt sein, hinunter in den Garten zu spazieren, wenn ihr das gefällig. Und sie soll vertrauen, daß ich schon Mittel finden werde sie zu befriedigen. Aber sie soll sich nicht gelüsten lassen, ihrem Herrn Bruder oder Andern von unserm Vorhaben etwas zu schreiben. Und die Ehescheidung soll sie auch eingehen, denn ich bin bedacht mich anderwärts zu verheiraten."

Die Edeljungfrau brachte uns kaum die Antwort, da wurden die vier Schweizer schleunig von unserem Gemach abgeführt, und wir gingen denselben Abend, frische Luft zu schöpfen, in den Thiergarten. Den Tag darauf fuhr unser Herr Gemahl nach Ladenburg auf das Schloß. Abends um fünf Uhr kam zu uns der wohlgeborne Graf von Eberstein, unser freundlicher Herr Vetter. Dieser sagte uns, daß die

von Degenfeld sich schon ein Vierteljahr auf dem Schlosse Ladenburg aufhalte, und daß unser Herr Gemahl sich während meiner Abwesenheit alle Wochen dahin begeben; ja er habe einen besondern Weg machen lassen, damit er desto schneller hinkommen könnte. Da sahen wir erst, wohin unser Herr Gemahl bis dahin gezielt hatte, wir beklagten unser Unglück mit vielem Weinen.

Acht Tage darauf schickte uns unser Herr Gemahl ein Brieflein wörtlich dieses Inhalts:

„Durchlauchtigste. Euer Liebden thue ich mit wenigem zu wissen, daß ich mich unserer abgeredeten Ehescheidung zufolge wiederum mit dem wohlgebornen Fräulein Maria Susanna von Degenfeld ehelich eingelassen habe. Verhoff also, Euer Liebden werden sich solches gefallen lassen, in Betracht, daß es nicht mehr geändert werden kann. Denn wir haben bereits den würdigen, unsern lieben Getreuen Samuel Heyland, Prediger der lutherischen Gemeinde unserer Stadt Heidelberg, zu uns abholen lassen, uns beide christlich zu copuliren. Weil ich aber wol weiß, daß Euer Liebden drei fürstliche Kinder mit mir gezeugt haben, so geziemt mir Euer Liebden durch die Tage Ihres Lebens fürstliche Traktation zu verschaffen. Daher haben Euer Liebden von jetzt Macht, die Hälfte des Schlosses Heidelberg nach Belieben zu gebrauchen, und Sie können von dem Hofschaffner so viel Geld erhalten, als Ihnen zu Ihrem Unterhalt nöthig sein wird; nur daß Sie Sich mit meiner jetzigen Gemahlin vertragen und ihr kein Leid zufügen, damit ich nicht veranlaßt werde, Euer Liebden ungünstig zu werden.

Ich verbleibe Euer Liebden im übrigen bis in den Tod geneigt.

Ladenburg, den 14. April 1657.

Euer Liebden Kurfürst."

Meine Antwort hierauf war folgende:

„Durchlauchtigster Fürst, hochgeborner Herr. Aus Euer

Liebden Schreiben habe ich mit höchster Bestürzung vernehmen müssen, daß Euer Liebden mich nunmehr ganz und gar verstoßen und nicht gesinnt sind, mich als Gemahlin anzuerkennen. Dieses will ich, wie wehe es mir auch thut, Gott dem gerechten Richter befehlen, ich werde mich auch fortan als eine Wittwe zu betrachten wissen, deren Mann noch am Leben, durch eine nichtswürdige Person leichtfertig entführt und von seinem rechtmäßigen Gemahl abgelenkt ist.

Für die guten Traktamente, welche Euer Liebden mir zugewiesen haben, thue ich mich höchlich bedanken, ich werde mich auch befleißigen, gegen die Concubine von Euer Liebden mich so zu verhalten, daß sie nicht Ursache haben wird, sich über mich zu beschweren. — Sonst ist noch ein Edelmann von Stuttgart hier, der die Nachricht bringt, daß in zehn Tagen der durchlauchtige Fürst, Herr Eberhard von Würtemberg, unser herzgeliebter Herr Vetter und Bruder, sammt seiner Frau Gemahlin nach Heidelberg uns zu besuchen kommen werde. Es wird also Euer Liebden wol hierher kommen und veranstalten, daß dieselben recht fürstlich accommodirt werden. Datum Heidelberg, den 16ten April 1657. Euer Liebden bis in den Tod geneigte, anjetzo hochbekümmerte Charlotta, rechtmäßige Kurfürstin bei Rhein."

Nach drei Tagen kam unser Herr Gemahl wieder zurück und brachte in Begleitung hundert neugeworbener Dragoner die von Degenfeld mit sich. Da erst ging uns ein rechter Stich durch's Herz, als wir sehen mußten, daß unsere frühere Dienerin uns aus dem Sattel heben und sich bei jedermann als Kurfürstin präsentiren sollte, und wir doch auch nicht das geringste gegen sie durften verlauten lassen. Wir hielten besondere Tafel, hatten auch unsere besonderen Bedienten und eine eigene für uns aufgerichtete Leibgarde von zwanzig Kürassieren.

Endlich gedachten wir unsern Herrn Gemahl noch zu erweichen. Wir ließen unsere beiden Prinzen und unser Fräu-

lein zu uns kommen, schmückten uns und die Kinder auf's allerbeste und warteten vor der Tafelstube, bis unser Herr Gemahl von dem Mittagsmahl aufstand und herauskam. Da thaten wir sammt unsern geliebten Kindern vor Seiner Liebden einen Fußfall und baten nochmals, Seine Liebden möchte sich doch erweichen lassen. Es könnten sonst unsere herzliebe Kindlein nach seinem Tode für uneheliche Bastarde gehalten werden, wenn Seine Liebden uns nicht als rechtmäßige Gemahlin anerkennen wollten.

Unsere Kinder weinten überlaut, wie auch das ganze umstehende Hofgesinde, denn es hätte einen harten Stein erbarmen können. Unser Herr Gemahl ließ uns so knieen, stand in vollen Gedanken und wußte sich nicht sogleich zu erklären. Die Augen Seiner Liebden waren voll Wasser. Unterdeß kam die von Degenfeld daher gegangen, sah uns also knieen und sprach frech zu unserm Herrn Gemahl: „Signore Elettore, servate la parola di promessa *).“ Auf diese Worte schlug unser Herr Gemahl seine Hände über dem Haupte zusammen und ging seufzend hinweg. Wir aber konnten solche Unbilligkeit nicht länger ansehen, sondern liefen in unser Gemach und ergriffen eine geladene Pistole, entschlossen, der von Degenfeld, als einer gottlosen Ehestörerin, eine Kugel durch dero leichtfertiges Herz zu jagen. Aber als wir zu ihr kamen und eben losdrücken wollten, wurde uns die Pistole von dem wohlgeborenen Grafen Herrn Wolf Julius von Hohenlohe weggenommen und zu einem Fenster hinausgeschossen. Als unser Herr Gemahl aber diesen Schuß hörte, lief er eilends aus seinem Gemach und fragte, wer geschossen habe. Wir sagten: „Ach, lieber Schatz, ich habe es gethan, in der Absicht, Euer Liebden Ehre an diesem Unthier zu rächen.“ Unser Herr Gemahl aber sagte: „Charlotta, Charlotta, lasset dies unterwegens, wenn Ihr nicht sofort von hier abgeschafft

*) Herr Kurfürst, haltet Euer Wort, das Ihr mir bei der Verlobung gegeben.

werden wollt.“ Wir aber gingen hinweg, ohne eine Gegenantwort zu geben.

Vier Tage nachher kommt ein Postillon mit Bericht, daß Seine Hochfürstliche Durchlaucht von Würtemberg innerhalb zwei Stunden ankommen würden. Darauf schickte unser Herr Gemahl zu uns, uns andeutend, daß Seine Liebden mit der von Degenfeld gemeldetem Herrn Herzoge entgegenfahren würden. Wir aber sollten Seine Liebden in dem Schlosse empfangen. Dies geschah auch, man brachte drei Tage in allerhand Kurzweil zu, gemeldeten Herrn Herzog zu ehren, wir aber lebten als Verlassene und wurden nicht ein einziges Mal zur Tafel gebeten, wie hoch auch unser vielgeliebter Herr Bruder, Herzog Eberhard, und dessen Frau Gemahlin darum baten.

Endlich ließen auch wir in unserem Gemache eine Mahlzeit zurichten und beide fürstliche Personen wie auch unsern Herrn Gemahl und unsern ältesten Prinzen, Herrn Karolus, dazu berufen. Alle erschienen, nur unser Herr Gemahl nicht, welcher zwar auf Fürbitte des Herzogs schon eingewilligt hatte sich einzustellen. Aber Seine Liebden wurden von der von Degenfeld abwendig gemacht, welche, wie wir nachher erfahren, Seiner Liebden mit harten Worten zugesetzt hatte: wo Seine Liebden zu uns gehe, so wolle sie Dieselben nicht mehr an ihre Seite kommen lassen.

Unser Herr Gemahl sprach auch zu unserem Prinzen Karolus: „Geh hin, hilf deiner Mutter und den Gästen zusprechen und sage ihr von mir, ich wäre diesmal durch üble Leibesconstitution verhindert sie zu besuchen, es könnte aber durch Gottes Schickung zu anderer Zeit geschehen.“

Wir unterredeten uns während der Mahlzeit mit beiden fürstlichen Personen, wie unsere Sache am besten anzugreifen sei, Ihro Liebden aber widerriethen uns, etwas gegen die Person der von Degenfeld vorzunehmen, sintemal wir dadurch unser Uebel ärger machen könnten. Unser Herr

Bruder, Herzog Eberhard, versprach uns mit Handschlag, Seine Liebden wollten sich auf's äußerste bemühen uns wieder zu vereinigen, insonderheit wollten aber Seine Liebden nach der Heimkehr sofort an Ihren Vasallen, Gustavus von Degenfeld, Bruder gemeldeter Erzmaitresse, sehr ernstlich schreiben und ihm befehlen, seine Schwester alsbald nach Haus zurückzufordern. Thue er dies nicht, so wollten Sie Ihre Lehen an sich nehmen und einem Andern ertheilen. Unterdeß sollten wir an Eure Kaiserliche Majestät unterthänigst suppliciren, ob Dieselben geruhen wollten, uns durch allergnädigste Vermittlung wieder zu vereinigen.

Auch können wir nicht unterlassen dies noch hinzuzusetzen, daß unser Herr Gemahl uns diese drei Jahre hindurch weder mit Worten und Werken anderweitig beleidigt hat, und wir verhoffen, Seine Liebden werde eine solche kaiserliche Intercession wol beherzigen und uns als eine sehr bedrängte und betrübte Fürstin auch einmal wieder begnadigen und nicht ganz unter solchem Kreuz versinken lassen. —

Dafür erbieten wir uns unterthänigst, Gott den Allmächtigen inbrünstig anzurufen, daß er Eurer Kaiserlichen Majestät beständige Gesundheit, langes Leben, auch glückliche Regierung und erwünschten Sieg wider Dero Feinde und alles Wohlergehen verleihen wolle. Datum Heidelberg, den 26sten Juli 1661. Eurer Kaiserlichen Majestät allerunterthänigstgehorsamste Dienerin Charlotta, Pfalzgräfin bei Rhein, geborene Landgräfin von Hessen."

So weit der Brief. — Es wird nicht leicht, einer der hadernden Persönlichkeiten warmen Antheil zu schenken. Durchaus unwürdig erscheint der Mann: die gemeine Drohung, eine thätliche Mißhandlung, die perfiden Versuche seine Gemahlin zu täuschen, der niederträchtige Abendbesuch, das Einschüchtern durch Waffengeklirr und vor allem die Art der Scheidung und Wiedervermählung. Die kirchliche Verfassung

der Protestanten war ein unfertiger Bau geblieben, der Landesherr nur zu sehr geneigt, als oberster Bischof sich selbst Dispens und Licenzen zu geben. — Aber auch die Kurfürstin! Wie gern wir mit der tiefverletzten Gattin, der Mutter empfinden möchten, sie erscheint wenigstens nicht liebenswerth, auch sie heftig, trotzig, stark im Schmollen und schwach in dem Augenblick, wo alles darauf ankam, ihr gutes Recht zu vertheidigen. Von jener bedenklichen Scene auf dem Reichstage ganz zu schweigen, gab ihr ungehorsames Zurückbleiben dem Kurfürsten allerdings nach damaliger Ansicht ein Recht, auf die Trennung der Ehe zu denken. Nicht alles Widrige dieser kläglichen Geschichte fällt den Individuen zur Last; einzelnes, was uns stark verletzt, war damals gewöhnlich. Die Achtung vor der Frau war geringer, die Gemeinschaft des Lagers war ein eifersüchtig bewachtes Recht der fürstlichen Frau, der Abendbesuch ihres Gemahls eine Ehre, welche dem Hofe nicht verheimlicht wurde. Aber wie viel man auch abziehe, es bleibt noch ein solcher Ueberfluß an individuellen Mängeln, daß der Leser eine peinliche Empfindung schwer überwinden wird.

Die Kurfürstin überlebte ihren Gemahl und ihre Nebenbuhlerin. Bald nach diesem Briefe wurde durch Vermittlung des Brandenburger Hofes zwischen den früheren Ehegatten ein Secessionsvertrag geschlossen, welcher der Kurfürstin eine jährliche Einnahme von achttausend Thalern verhieß, mit dem Recht, dieselbe an jedem ihr beliebigen Orte zu verzehren. Sie weilte seitdem in Cassel und erlebte, daß ihre Nebenbuhlerin dem Kurfürsten vierzehn Kinder gebar. Diesen Kindern erwies sie später wohlwollende Sorge; innige Freundschaft verband ihre eigene Tochter, die berühmte Charlotte Elisabeth, Herzogin von Orleans, Mutter des späteren Regenten von Frankreich, mit einer der jungen Raugräfinnen. Und dieser Frauenfreundschaft verdanken wir die schönen Briefe der Prinzeß Charlotte Elisabeth, welche nicht

nur für die Geschichte jener Zeit wichtig, sondern auch deshalb werthvoll sind, weil sie zeigen, wie sich eine kluge, geistvolle, ehrliche Deutsche in der ungesunden Atmosphäre des Pariser Hofes unverderbt erhielt. Die Mutter des lasterhaften Regenten von Frankreich war ihr Leben lang gut deutsch. Von ihrem Vater spricht sie mit warmer Liebe, von ihrer Mutter mit kindlichem Respect.

9.

Aus dem Leben des niedern Adels.

Eng verbunden laufen die Schicksale der deutschen Bauernschaft und des deutschen Adels; die Leiden des einen werden Krankheit des andern; dem einen verringerte die Knechtschaft, dem andern das Privilegium einer bevorzugten Stellung ihre Tüchtigkeit, ihre Bildung, ihren Werth für den Staat. Noch heute gleichen beide Genesenden.

Der niedere deutsche Adel hatte vor Beginn des dreißigjährigen Krieges gerade in wichtigem Uebergange gelebt, er war auf dem Wege, einige Traditionen des Mittelalters zu vergessen, und er war im Begriff, an den Höfen eine neue Bedeutung zu erwerben. Aus den raublustigen Junkern vom Stegreif waren trunkliebende händelsüchtige Grundbesitzer geworden.

Immer noch wurde den Söhnen der alten Raubgesellen im Beginn des 17. Jahrhunderts schwer, den Landfrieden zu halten. Während sie mit Streitschriften und am Kammergericht intriguirten, kamen sie in Versuchung, durch Gewalt Rache zu nehmen; nicht nur die unruhigen Reichsritter in Franken, Schwaben und am Rhein, auch die Lehnträger der mächtigen Reichsfürsten unter kräftigem Landesgesetz. Selbst wo sie ihr Recht übten, thaten sie das gern gewaltthätig, in dem Stolz eigner Machtherrlichkeit. So warb Georg Behr von Düvelsdorf in Pommern, kurz bevor der Sturm des dreißigjährigen Krieges in seine Landschaft brach, einen bewaff-

neten Haufen, um sich in einer Privatfehde Faustrecht zu suchen, und derselbe, der auf seinen Gütern die hohe Gerichtsbarkeit beanspruchte, ließ 1628 einen früheren Schreiber seiner Familie, der das Siegel des Herrn nachgemacht und falsche Obligationen ausgestellt hatte, ohne weiteres an einen Obergalgen henken und seinem Herzoge gelegentlich eine lakonische Mittheilung davon zugehn*).

Auch im Tagesverkehr blieb den Landedelleuten nach 1600 viel von der alten Rauflust, noch immer waren sie eilig, wie einst im Mittelalter, unter der Dorflinde und in den Wirthshäusern Händel zu erregen. Die jüngeren trugen ausgenähte Kleider, darin verborgene Brustwehren, in den Hüten eiserne Reifen und niedrige Pickelhauben, dazu überlange Rappiere und Stilette, in den östlichen Grenzländern auch ungarische Aexte. So zogen sie in Haufen den Volksfesten und Hochzeiten zu, zumal wenn diese von den verhaßten Bürgern in Wirthschaften gehalten wurden. Dort fingen sie mit dem Volke und den geladenen Gästen Streit an, übten schnöden Muthwillen, zuweilen arge Unthat, sie sprengten die Hausthüren, brachen den Frauen, die sich zur Ruhe gelegt, die Kammerthür auf, den Wirthen die Keller. Es war nicht immer leicht, gegen die Frevler Recht zu finden, aber in einzelnen Landschaften wurde die Klage so laut und häufig, daß z. B. für die kaiserlichen Erblande zahlreiche Verordnungen erschienen, welche die Anzeige solcher Bübereien zur Pflicht machten. Am meisten wurde darin gegen die Unangesessenen geklagt, welche sich „hin und wieder" auf dem Lande aufhielten, sie sollten im schlimmsten Falle gezwungen werden, auf eigene Kosten gegen den Erbfeind zu dienen**). So schwer gingen die alten Unarten aus dem Blut. Aber auch

*) J. von Bohlen, Georg von Behr, ein pommersches Lebensbild. 1859. S. 24.

**) Z. B. Kais. Priv. und Sanct. zu 1577, 1602, 1617, I. 93, 100; III. 1108.

die Händel, welche der Landadel unter einander hatte, waren endlos. Vergebens klagten die Verordnungen der Landesherren darüber, vergebens erklärten sie, daß der Ausgeforderte nicht nöthig habe sich zu stellen*). Die Sprache der Junker war reich an überkräftigen Ausdrücken, und die Sitte hatte einige davon zu unverzeihlichen Beleidigungen gestempelt. Gerade jetzt seit dem Aufhören der Turniere hatten Wappen und Ahnen große Bedeutung erhalten, seltener wurden die Heiraten mit nichtadlichen Frauen, eifrig malte man Schilde und Stammbäume und suchte die reine Herkunft durch mehre Generationen der Vorfahren zu beweisen, was häufig Schwierigkeiten hatte, die nicht nur in dem Mangel von Kirchenbüchern und Urkunden lagen. Wer deshalb Händel suchte, tadelte des andern Abkunft, rittermäßigen Stand, Namen und Wappen und bezweifelte seine vier Ahnen. Solche Kränkung mußte durch Blut gesühnt werden. Zur Verminderung dieser Raufereien wurden kurz vor dem dreißigjährigen Kriege hie und da die Ehrengerichte eingeführt. Vorsitzender war der Landesfürst oder Lehnsherr, die Beisitzer, ansehnliche Edelleute, bildeten die Ehrentafel. Die Parteien wählten drei Genossen, durch sie wurden die Ausforderungs- und Entschuldigungsbriefe besorgt; um denen, welche im Schreiben wenig Uebung hatten, diese Feinheiten zu erleichtern, wurde auch die Form solcher Vorladungsbriefe genau vorgeschrieben.

Während so die Aermeren vom Lande in der Heimat gegen die neue Zeit kämpften, wurden die Strebsamen durch die alte deutsche Reiselust in die Fremde geführt. Noch zog die adliche Jugend gern der Kriegstrommel nach, und vor 1618 ist eine häufige Klage, daß die Junker vom Adel bei den Heeren überall bevorzugt werden, und wie schwer es für einen tüchtigen Mann aus dem Volke sei, von der Pike her-

*) Schon im Jahre 1602 und 1617, z. B. Kais. Priv. und Sanct. III. 1107.

aufzukommen. Wie im 15. und 16. Jahrhundert, reisten die Erben der reichen und anspruchsvollen Häuser nach Frankreich hinüber, dort Sprache, Bildung, das Kriegshandwerk zu erlernen. Nicht nur in Paris, auch in andern großen Städten Frankreichs saßen sie so zahlreich, wie etwa jetzt müßige Russen und Engländer, nur zu oft suchten sie es den Franzosen in Lüderlichkeit und Duellen gleich zu thun, und waren als ungeschickte Nachahmer des fremden Brauches schon vor dem großen Kriege berüchtigt. Lebten doch selbst mehre der westlichen deutschen Höfe schon vor 1618 in so großer Abhängigkeit von französischer Sitte, daß ihnen das Französische bereits die elegante Sprache für Rede und Schrift geworden war. Neben anderen der Hofstaat des unglücklichen Friedrich's von der Pfalz, des Winterkönigs von Böhmen.

Im ganzen hatte vor dem Kriege die höfische Bedeutung des Adels sehr zugenommen, und ebenso der Druck, welchen sie auf die abhängigen Landleute ausübten, aber neben, ja über ihnen war die freie Kraft der Nation in unaufhaltsamer Entwicklung. Die neue Bildung der Reformationszeit, durch die bürgerlichen Theologen und Schulmänner getragen, verachtete auch die Roheiten der Landjunker. Und die Geschäfte der Fürsten und ihrer Territorien, die Stellen am Kammergericht, die Spruchcollegien an den Universitäten, fast die gesammte Justiz und Administration war nicht in den Händen des Adels; der größte Wohlstand, das beste Behagen war durch Handel und Handwerk in die Städte geleitet. So war bis zum Jahre 1618 die Nation auf gutem Wege, das egoistische Junkerthum des Mittelalters zu überwinden und Ansprüche, welche mit dem neuen Leben unvereinbar geworden waren, zur Ruhe zu bringen.

Es war eine verderbliche Folge des großen Krieges, daß auch dies anders wurde. Die Kraft des Bürgerthums war durch den Krieg vollständig gebrochen, die Schwächen des Adels entwickelten sich unter der Gunst, welche ihm in den meisten

Landschaften das neue Soldatenregiment der Fürsten, vor allem der Kaiserhof gewährte, zum Nachtheil des Ganzen. Wie sehr die Einnahmen des Grundbesitzers verringert waren, er lernte doch zuerst aus der Arbeit der geknechteten Bauern Vortheil ziehen. Auch die Familien des Landadels waren decimirt, dafür war man am Kaiserhofe sehr bereit, für Geld neuen Adel zu schaffen. Im Kriege hatte sich der Hauptmann oder Oberst von seiner Beute gern einen Adelsbrief und verwüstete Güter gekauft. Nach dem Frieden wurde der Briefadel eine häßliche Erweiterung des Standes. Eine kindische, widerwärtige Großmannssucht, Devotion, Kriecherei, Sucht nach Titeln und äußern Auszeichnungen wurden nun in den Städten allgemein. Am wenigsten litten darunter die Handelsstädte an der Nordsee, am meisten die Länder, welche unmittelbar von dem Kaiserhofe abhingen. Damals wurde in Wien gebräuchlich, jeden, welcher gesellschaftliche Ansprüche zu machen berechtigt schien, als Edelmann anzureden.

Unter der Masse der Privilegirten, welche sich jetzt als besonderer herrschender Stand im Gegensatz zum Volke empfanden, war allerdings die größte Verschiedenheit der Bildung und Tüchtigkeit, aber man thut dem Andenken an viele ehrenwerthe und einige bedeutende Männer nicht Unrecht, wenn die Thatsache hervorgehoben wird, daß die Zeit von 1650 bis 1750, in welcher der Adel am meisten galt und regierte, die allerschlechteste Periode der ganzen neuern Geschichte Deutschlands ist.

Ohne Zweifel führte in der schwachen Zeit seit 1648 das behaglichste Leben der wohlhabende Sproß einer alten Familie, welcher größere Güter sein Eigenthum nannte und durch alte Verbindungen mit Einflußreichen und Regierenden geschützt war. Seine Söhne erwarben einträgliche Hofämter oder höhere Officierstellen, auch die Töchter, gut ausgestattet, vergrößerten den Kreis seiner „Freunde". Der Gutsherr hat wol selbst im Heere gedient, eine Reise nach Frankreich oder Holland

gemacht und von dort eine Anzahl Curiositäten mitgebracht, Waffen und gemaltes Geräth asiatischer Völker, ein ausgeblasenes Straußenei, polirte Muscheln, künstlich geschnittene Kirschkerne und gemalte Töpfe, oder marmorne Gliedmaßen, die in Italien aus der Erde gegraben waren. Er hat vielleicht irgendwo einem Gelehrten seine Bekanntschaft gegönnt und erhält von Zeit zu Zeit eine dickleibige juristische Abhandlung oder gar einen Band Gedichte mit respectvollem Schreiben zugesandt. Ja er hat auf seinen Reisen die Höfe von Anhalt oder Weimar besucht und ist von dort durch gnädiges Patent zum Dichter und Schriftsteller ernannt worden; er ist Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, bewahrt an seidenem Bande ein schönes Medaillon, auf welchem sein Kraut, Salbei oder Krausemünze, oder wenn er bei Hofe boshaft war, vielleicht gar ein Rettig abgebildet ist, er führt den Beinamen „der Auflockernde" und tröstet sich mit dem Spruch: „im Beißen nahrhaft"*); in diesem Fall schreibt er zuweilen auch wol Briefe über Verbesserung der deutschen Muttersprache, leider mit vielen französischen Redensarten. Zu seiner Belehrung hält er mit einigen andern Cavalieren von Education um gutes Geld eine geschriebene Zeitung, welche ein wohlunterrichteter Mann in der Hauptstadt unter der Hand an zahlungsfähige Abnehmer sendet; denn es widersteht ihm, nur die „gewöhnliche, ungründliche Schmiererei" der gedruckten Zeitungen zu lesen. Er spricht etwas französisch, vielleicht auch italienisch, und wenn er auf Universitäten gewesen ist, was nicht zu häufig geschah, vermag er auch ein lateinisches Elaborat herzusagen. In diesem Fall ist er wahrscheinlich Commissarius des Landesherrn, ein Würdenträger seiner Landschaft, dann fehlen ihm nicht Geschäftsreisen und gelegentliche Verhandlungen, und er besorgt schlecht und recht das Anver-

*) Dietrich von Kracht, der brandenburgische Oberst, hieß im Orden „der Beißende", sein Kraut war Meerrettig.

traute mit Hilfe seiner Schreiber. Er ist höflich, auch gegen solche, welche unter ihm stehn, und kommt mit dem Bürgersmann vortrefflich zurecht. In sicherem Selbstgefühl sieht er auf das Volk, er ist in der That vornehm erzogen und weiß recht gut, daß sein Adel nicht auf den vielen Titeln und nicht auf den Ritterzeichen des Wappens beruht, und er lächelt über die Löwen, Bären, Türkenköpfe und wilden Männer, welche in die Wappen gemalt und von dem Heroldsamt zu Wien ausgetheilt worden. Mit Stolz blickt er auf den Adel der Franzosen, der durch Pariser Kaufleute und italienische Abenteurer zu viel fremdes Blut eingenommen hat, auf die Ungarn, die ihren Adel gefällig um eine Reverenz bei dem Palatin und eine Kanzleitaxe ertheilen, auf die Dänen, deren Edelleute aus dem Viehhandel ein Monopol machen, und auf die Italiener, welche in unaufhörlichen Mesalliancen leben. Auch bei der Mehrzahl seiner deutschen Standesgenossen ärgert ihn das Vornehmthun. Denn selbst bei den Zusammenkünften seiner Landschaft wird häufig um den Vorrang gestritten, zumal gegen landesherrliche Räthe, welche nicht von Adel sind, aber die Privilegien ihr Ranges geltend machen wollen. Sind bürgerliche und adliche Räthe in demselben Collegium, so gilt in den Sitzungen selbst die höhere Stellung und Anciennetät, bei Mahlzeiten und allen Repräsentationen aber hat nach kaiserlichen Entscheidungen, wie er wohl weiß, der Edelmann den Vorrang. Es ist seine gewöhnliche Klage, daß auch die Adlichen sich selbst Titel, Wappen, Prädicate beilegen oder in der Fremde nachsuchen; wer von der kaiserlichen Reichskanzlei das Diplom eines Grafen oder Freiherrn erhalten habe, wolle Reichsgräfliche oder Reichsfreiherrliche Gnaden genannt sein und spreche von sich selbst in majestätischer Mehrzahl*). Noch ist dem würdigen Herrn einiges von den Traditionen des Ritterthums geblieben: ein tapferer Officier wird von ihm mit

*) So klagt eine kaiserliche Sanction vom 9. Februar 1684.

Achtung behandelt, er hält viel auf Waffen und Pferde. In den Zimmern seines festgemauerten Hauses sind der beste Schmuck der Wände neben den großen Familienbildern schöne Gewehre, Pistolen, Hirschfänger und jede Art von Jagdgeräth. Seitwärts von den Gärten für Blumen, Gemüse und Obst liegt ein Reitplatz, dort sind auch Vorrichtungen, nach dem Ringe zu rennen und leichte Lanzen an dem Faquin oder der Quintana, einer geschnitzten Holzfigur, zu brechen. Seine Pferde haben noch italienische und französische Namen, Furiosa, Bellarina, Stella, Lisette, Amormio; denn noch ist das englische Blut nicht eingeführt, mit Neapolitanern und Ungarn wird gezüchtet, türkische Klepper werden, wie jetzt die Pony, gesucht, edle Pferde aber verhältnißmäßig höher bezahlt als jetzt, denn der lange Krieg hat die Pferdezucht in ganz Europa schmählich heruntergebracht. Sein Hundestall ist wohl versehen, denn außer den Bullenbeißern braucht er auch Hetzhunde, Vorstehhunde und Dachshunde. Auch diese einflußreichen Begleiter seines Lebens schmückt er mit wohlklingenden Namen, Favor, Rumor, Nero, Delphin, Passanda, Moserta, Primerl, Visperl. Zwar die hohe Jagd ist das Recht seines Landesherrn, aber aus Frankreich ist schon vor längerer Zeit der häßliche Gebrauch das Wild zu hetzen in's Land gekommen. So reitet er eifrig mit seinen Hunden nach Hasen und Füchsen, oder er begleitet, eingeladen, einen großen Herrn auf die Hirschjagd und empfängt Besuche eines befreundeten Hofbeamten, der noch eine Falknerei unter sich hat, dann läßt man auf Krähen stoßen. Im October verschmäht er auch nicht auf den Lerchenstrich zu gehn und die Garne zu beaufsichtigen*). In der Regel beginnen seine Tage mit Würde und endigen mit Behagen; regelmäßig wird purgirt, zur Ader

*) Mehre Einzelheiten nach dem handschriftlichen Tagebuch eines österreichischen Freiherrn von Teuffel vom Jahre 1672 und folg., dessen Mittheilung der Herausgeber der Güte des Grafen Wolf Baudissin verdankt.

gelassen und zur Kirche gegangen; allwöchentlich hält der Gutsherr seinen Verhör- und Gerichtstag ab; nach dem Gutenmorgenwunsch der Familie läßt er an freien Tagen die Rosse reiten, in den Erntewochen reitet er auch wol auf das Feld und sieht nach den Schnittern und dem Verwalter. Ein großer Theil seiner Zeit vergeht mit Besuchen, die er in der Nachbarschaft abstattet oder empfängt. Bei der Mahlzeit, die noch kurz nach 12 Uhr stattfindet, spielt das Wild die Hauptrolle; hat er Gäste, so werden 7—8 Gerichte aufgesetzt, immer mehre zusammen. Wenn die Unterhaltung einen höhern Flug nimmt, so berührt sie vorsichtig die Politik, sehr ungern Glaubenssachen; noch gelten viel schöne Sentenzen und Maximen auch bei Leuten von Welt; eine Feinheit ist, Schriftsteller des Alterthums oder elegante Franzosen ohne Pedanterie zu citiren; das Eigenthümliche fremder Völker, auch Curiositäten der Naturgeschichte, wie sie Beobachtung und Lectüre nahe legt, werden gern erörtert. Es ist dabei guter Ton, die Einzelnen der Reihe nach um ihre Ansicht zu fragen. Uns würde solche Unterhaltung, auch wenn die Cavaliere von den besten Qualitäten wären, zuweilen noch unbehilflicher und pedantischer erscheinen, als jetzt in einer Gesellschaft armer Schulmeister; aber auch aus dieser Conversation, von der uns einige zuverlässige Proben geblieben sind, ist trotz des engen Gesichtskreises und zahlreicher Vorurtheile das Ringen der Zeit nach Aufklärung und Verständniß der Welt zu entnehmen. In der Regel freilich läuft die Unterhaltung in Familiengeschichten, Complimenten, bedenklichen Anekdoten und Scherzen von derber Natur. Es wird stark getrunken, und nur die Feinsten entziehen sich dem Gelage.

Zuweilen wird auch eine gesellige Zusammenkunft mit Damen an einem dritten Orte arrangirt, im Gasthofe oder Posthause, dann besorgt jede Dame einige Speisen, die Herren aber Wein und Musik; ist ein Bad in der Nähe, so wird die Badefahrt ungern versäumt; auch Schießfeste werden ein-

gerichtet mit ausgesetzten Preisen, das „Beste" ist dann wol ein Ochs oder Widder, die Herren schießen entweder mit dem Volk oder untereinander. — Auch in der Tracht ist der Gutsherr stattlich, sein Stand schon von weitem erkennbar. Denn noch bestehn die alten Kleiderordnungen, und auf die Garderobe wird von Männern und Frauen ein Werth gelegt, den wir jetzt kaum begreifen. Vor dem Kriege war ein nicht unbedeutender Theil des Vermögens in Sammt und Goldstickereien, in Ringen und Juwelen angelegt gewesen; das war größtentheils verloren, aber die Freude an solchem Besitzthum war geblieben, und der Schmuck der Töchter blieb noch lange ein wesentlicher Theil ihrer Ausstattung.

Zahlreich sind die Mitglieder des Haushaltes und die Dienerschaft, darunter originelle Gestalten. Außer dem Hauslehrer lebt im Hause vielleicht noch ein alter, dem Trunk ergebener Söldner des großen Krieges, der viel von Torstenson oder Jean de Werth zu lügen weiß; er lehrt die Söhne des Edelmanns fechten, die Pike gebrauchen und mit der Fahne „spielen"*). Selten fehlt ein heruntergekommener Seitenverwandter der Familie, Gebieter des Hundestalls, der den Titel „Jagdmeister" erhalten hat, der Bewahrer finsterer Waidmannsgebräuche; er weiß das Rohr zu versprechen, das Wild durch Charaktere zusammenzubringen und hat größere Bekanntschaft mit dem höllischen Nachtjäger, als dem Ortspfarrer nützlich erscheint. Er gilt als altes Hausmöbel für treu und würde sich sicher bei rittermäßiger Veranlassung für seinen Herrn Vetter ohne Bedenken totschlagen lassen, aber er macht sich wol auch kein Gewissen daraus, den Bauern, mit welchen er in der Schenke zecht, mehr Holz zuzuschlagen, als recht ist, und der Gutsherr muß durch die Finger sehen,

*) Zu vergleichen Schlesischer Robinson 1723. 8. I. S. 16. Der erste Theil dieser Robinsonade ist aus dem Tagebuche eines schlesischen Adlichen, welches verloren scheint, recht anschaulich zusammengesetzt.

wenn der alte Junker einmal seinen Hirschfänger mit Silber beschlägt, dessen Ursprung zweifelhaft ist*).

So vergeht das Leben eines wohlhabenden Grundbesitzers zwischen 1650 und 1700. Es ist vielleicht nicht ganz so tüchtig, als es sein sollte, aber es vermag wol Familiensinn und Gutherzigkeit der nächsten Generation zu überliefern. Doch wohlgemerkt, es war eine kleine Minderzahl des deutschen Adels, welche im 17. Jahrhundert in so bevorzugter Stellung saß.

Wer fern von seiner Familie in fremdem Lande Fortune machen wollte, dem drohten andere Gefahren, denen sich nur die Kräftigsten entzogen. Die Kriege in Ungarn und Polen, die schmählichen Kämpfe gegen Frankreich, vollends ein längerer Aufenthalt in Paris waren nicht angethan, gute Sitte zu erhalten. Die Laster des Orients und des verdorbenen Hofes von Frankreich wurden durch sie in Deutschland umhergetragen. Die alte Rauflust wurde nicht besser durch das neue Cavaliercartell, der lüderliche Verkehr mit Bauerdirnen und leichtfertigen Edelfrauen wurde nur schlimmer durch die nächtlichen Orgien der alamodischen Cavaliere, bei denen sie die mythologischen Figuren festlicher Aufzüge darstellten und sich als Waldgötter, ihre Damen als Venus und Nymphen drapirten**). Auch das alte Landsknecht- und Würfelspiel war nur gerade so schlimm gewesen als das neue Hazard, das jetzt in den Bädern und an den Höfen überhand nahm und außer den einheimischen Abenteurern auch noch fremde im Lande umhertrieb.

Seltsamer aber und grotesker erscheinen uns zwei Classen

---

*) P. Winckler: Der Edelmann. S. 510.

**) Es widersteht, die erotischen Bücher zu citiren, welche seit dieser Zeit auch deutsche Leser verderben; hier sei nur eine kleine seltene Novelle genannt, worin einige dergleichen Orgien — nach holländischem Original — beschrieben werden: Der verkehrte, doch wieder bekehrte Soldat, Adrian Wurmfeld von Orsoy, durch Crispinus Bonifacius von Düsseldorp. 1674. 4. S. 4.

von Adlichen jener Zeit, beide zahlreich, beide in starkem Gegensatze zu einander. Sie wurden damals kurzweg als Stadtadel und Landadel bezeichnet und drückten ihre gegenseitige Antipathie in den sehr gebräuchlichen Schmähworten Pfeffersäcke und Krippenreiter aus.

Wer in den Städten eitel war und unruhig nach der Höhe rang, der erwarb sich des Kaisers Brief. Diese Adelsbriefe waren seit alter Zeit eine beliebte Einnahmequelle für bedürftige deutsche Kaiser. Schon Wenzel und Sigismund hatten schonungslos geadelt, Krämer und zweideutige Leute, jeden, der bereit war einige Goldgulden zu zahlen. Dagegen hatten schon 1416 auf dem Concilium zu Kostnitz Fürsten und Adel von Rhein, Sachsen, Schwaben und Baiern den Kamm gesträubt, eine Revision in ihren Kreisen vorgenommen und die Eindringlinge ausgemustert. Aber die Briefe der Kaiser hörten deshalb nicht auf; selbst Karl V., der auf die deutschen Herren zuweilen mit unbehaglicher Ironie herabsah und seinem Kanzler und den Schreibern gern eine Einnahme gönnte, stand in dem traurigen Rufe, „jeden Salzsieder um wenige Ducaten tapfer in den Adelstand zu erheben“. Noch geschäftsmäßiger wurde das Verfahren unter Ferdinand II. und seinem Nachfolger. Denn seit dem Beginne des dreißigjährigen Krieges wurden nicht nur die Lebenden, auch die Gebeine ihrer Vorfahren in der Gruft geadelt, ja die toten Vorfahren für stifts- und turnierfähig erklärt. Nach 1648 endlich ward dies Geschäft vom Kaiserhofe so massenhaft betrieben, daß die Fürsten und Stände im Reichstagsabschied von 1654 und hundert Jahre später bei der Wahlcapitulation Karl's VII. gegen die Nachtheile protestirten, welche durch solche Privilegien ihren eigenen Hoheitsrechten und Einnahmen zugefügt würden. Der Neugeadelte in den Städten sollte deshalb nicht von bürgerlichen Lasten gelöst, der Besitzer eines dienstpflichtigen Gutes nicht mit den Privilegien eines Rittergutes versehen werden. Vergebens

drohte der kaiserliche Hof denen mit Strafen, welche seinem Briefadel nicht die erkauften Privilegien einräumen wollten. Auch wer für stifts- und turnierfähig erklärt war, wurde deshalb in keinen Ritterorden, kein adliches Stift, nicht in alte adliche Landgenossenschaften aufgenommen. Die Stifter nahmen überhaupt keine Adelsbriefe als Beweise adlicher Herkunft an, nur Mitglieder aus alten adlichen Familien, welche gar keine Briefe besaßen, galten für stiftsfähig. Nur ausnahmsweise gaben diese Corporationen einer hohen Fürsprache nach. Selbst die Hofämter, Kammerherren, Kammerjunker, Hof- und Jagdjunker, sogar Edelknaben, waren Privilegien des alten Adels. Nie vergaßen die Adelsbriefe die Tugenden und Verdienste des Neugeadelten und seiner Vorfahren zu rühmen, welche dem Fürsten und gemeinem Wesen geleistet worden wären; aber es war, wie ein eifriger Vertheidiger des alten Adels klagt, gar zu bekannt, daß man insgemein nur um „das Macherlohn" zu adeln pflegte*).

In den größeren Städten, welche nicht fürstliche Residenzen waren, war die Stellung des Adels verschieden. In Hamburg, Lübeck, Bremen hatte der Adel keine politische Geltung mehr, dagegen lebten in Nürnberg, Frankfurt a/M., Augsburg und Ulm die alten adlichen Geschlechter in stolzem Abschluß gegen die übrige Bürgerschaft. Am ärgsten waren die zu Nürnberg, sie hielten es bereits für unehrenhaft, Handel zu treiben. Von den beiden adlichen Gesellschaften in Frankfurt a/M. verlangten die im Hause Alten-Limpurg bei jedem Mitglied, welches sich zur Aufnahme meldete, acht Ahnen und daß es sich der Handlung enthalte, die zweite Gesellschaft auf dem Hause Frauenstein bestand meist aus neugeadelten „vornehmen" Kaufleuten. In Augsburg war das alte Patriciat gegen den Kaufmannsstand ein wenig nachsichtiger, wer dort ein adliches Kind aus der Geschlechterstube geheiratet hatte,

*) von Loen: Der Adel. 1752. S. 338.

konnte in den adlichen Verein aufgenommen werden. Von den übrigen namhaften Handelsstädten waren Prag und Breslau am reichsten mit neugeadelten Kaufleuten versehen. Bitterlich wurde geklagt, daß unter Kaiser Leopold sogar einem Schornsteinfeger, dessen Handwerk damals noch in besonders geringer Ehre stand, für wenig Geld der Adel verliehen sei und daß man so häufig Krämer finde, welche mit einem kaiserlichen Adelsbriefe in der Tasche ihren Kunden die Heringe in altes Papier packten.

Zu dem Briefadel drängten sich nach dem dreißigjährigen Kriege außer den Officieren, denen er oft für ihre Dienste verliehen wurde, zunächst die höheren Beamten und die Mitglieder der städtischen Verwaltung in größeren Städten.

Durch solche Familien, welche an der gelehrten und poetischen Bildung der Zeit Theil hatten, kam in diesem und dem nächsten Jahrhundert der Briefadel auch in unsere Literatur. Mehre Dichter der schlesischen Dichterschulen, ja Leibnitz, Wolf, Haller wurden durch Adelsbriefe, die sie selbst oder ihre Väter erworben hatten, unter die Privilegirten ihrer Zeit gestellt. Außer ihnen vorzugsweise reiche Handelsleute.

Noch immer war in Deutschland der Großhändler bei den Privilegirten und beim Volke nicht eben beliebt, und durchaus nicht so angesehen, wie die großen Interessen verdienten, die er nicht selten vertrat. Mißtrauen und Abneigung waren uralt, sie stammen vielleicht noch aus der Zeit, wo schlaue Römer unter den einfachen Kindern Tuisco's die fremden Silbermünzen gegen die ersten Producte des Landes verhandelten. Das ganze feudale System des Mittelalters beförderte diese Zurücksetzung, nicht weniger der Glaube des Gekreuzigten, welcher die Güter dieser Welt zu verachten befahl und den Reichen so geringe Aussicht auf das Himmelreich gewährte. Seit der Hohenstaufenzeit, seit der Adel als privilegirter Stand constituirt war, bildete sich der Gegensatz zwischen den reichen Erwerbenden der Städte und den be-

gehrenden Kriegern der Landschaft immer stärker aus. Freilich in den Hansestädten des Nordens erzwang sich der kriegerische Kaufmann durch seine bewaffneten Schiffe Furcht und Herrschaft bis in entlegene Länder. Aber selbst die reichen und hochgebildeten Herren zu Nürnberg und Augsburg waren dem Volke kaum weniger unbehaglich, als den Fürsten und Edlen, welche raublustig an den Grenzen ihres Gebietes saßen; es waren nicht die Fugger allein, denen von den Reformatoren Wucher und undeutsche Gesinnung Schuld gegeben ward. Nach dem dreißigjährigen Kriege schoß diese Feindschaft in neue Blüte, und es ist leicht zu begreifen, daß der große Kaufmann nicht wenig Veranlassung gab, solche Antipathien rege zu erhalten. Keine menschliche Thätigkeit bedarf so sehr eine freie Concurrenz und ungehinderten Verkehr, als der Handel. Die ganze Richtung der alten Zeit aber war, nach außen abzuschließen und den Einzelnen durch Privilegien zu schützen. Solche Richtung der Zeit mußte den Egoismus des Kaufmanns vorzugsweise hart und rücksichtslos machen, sein Bestreben Monopole zu erwerben, unsinnige Gesetze gegen den Geldzins zu umgehn gab dem Volke häufig mit Recht die Empfindung, daß der Gewinn des Kaufmanns durch den Druck hervorgebracht sei, den er auf die Verzehrenden ausübte. Diese Empfindung wurde nach dem dreißigjährigen Kriege besonders lebendig. Während in Holland und England das moderne Bürgerthum vorzugsweise durch großartigen Handelsverkehr erstarkte, war in dem deutschen Binnenhandel — die größeren Seestädte immer ausgenommen — durch die zahllosen Territorien, die Willkür der Zölle, die Unsicherheit der Valuten und zuletzt durch die Armseligkeit des Volkes eine gesunde Entwicklung verhindert, dagegen Versuchung zu jeder Art von Wuchergeschäften nahe gelegt. Die Verschiedenheit der deutschen Münzen und die Gewissenlosigkeit der prägenden Landesherren begünstigten eine endlose Kipperei: gute Münzen mit Vortheil aufkaufen, vollwichtiges Gold beschneiden, leichtes

Geld in Umsatz bringen wurde die gewinnbringendste Thätigkeit. Wie jetzt die Zeitkäufe und der Actienschacher, so war damals ein großentheils ungesetzlicher Handel mit gemünztem Metall das Leiden der Handelsplätze. Es war nicht auszurotten. Wurde einmal der Skandal zu groß, dann traten wol die Landesregierungen unbehilflich dazwischen, aber ihre Gerichte wurden blind gemacht. So war in Frankfurt a/M. das Beschneiden der Ducaten so massenhaft betrieben worden, daß von Wien eine Specialcommission in die freie Reichsstadt gesandt wurde; Juden waren die Colporteure gewesen, christliche Handelshäuser, darunter mehre große Firmen, deren Namen noch jetzt bestehn, die Hauptschuldigen. Es kam weiter nichts dabei heraus, als daß die kaiserlichen Commissare einen großen Theil des unsaubern Gewinnes in ihre Tasche bargen.

Solcher Reichthum, schnell und gegen das Gesetz erworben, hatte, wie noch jetzt, alle Eigenschaften eines unsoliden Erwerbes; er dauerte selten bis auf die dritte Generation. Er machte die Schuldigen leicht zu Verschwendern und Genußsüchtigen, ihr Hochmuth, ihr Mangel an Bildung, ihre Prunksucht wurde den eignen Mitbürgern besonders auffällig. Solche Individuen waren es vorzugsweise, welche sich Adelsbriefe kauften, und es ist wol kein Zufall, daß von den zahlreichen Adelsfamilien dieser Art verhältnißmäßig viele wieder untergegangen sind.

Ein Neugeadelter aus solchem Kreise behielt in der Firma seinen wirklichen Namen, aber unter seinen Mitbürgern hielt er eifersüchtig auf die Privilegien des neuen Standes. Gern ließ er sein Wappen in Stein auf die Außenseite des großen Hauses meißeln und reichlich vergolden, aber der Stein verbürgte nicht die lange Dauer des Hausbesitzes. Es erschien z. B. in Breslau auffallend, wie schnell die Häuser auf dem großen Ringe, die damals fast sämmtlich dem neuen Briefadel gehörten, ihre Besitzer wechselten. Im Innern des Hauses wurde ein auffallender Luxus zur Schau gestellt, in dieser

armseligen Zeit dem Volke doppelt unheimlich. Die Zimmer waren mit kostbaren Tapeten geschmückt, mit fenstergroßen, venetianischen Spiegeln, mit seidenen Spaglieren und Wandteppichen, welche man bei festlicher Gelegenheit an der Wand oder auf besonderem Gestell aufhing, dann wol wieder abnahm. Die Frauen nähten diamantene Schlösser auf die Schuhe, es wird geklagt, daß sie keine Spitzen tragen wollten, wenn sie nicht von Venedig oder Paris waren und die Elle nicht wenigstens zwanzig Thaler kostete, ja es wurde ihnen nachgesagt, daß ihre Nachtgeschirre von Silber wären. Groß war die Zahl ihrer Lakaien, die Carrossen wurden reich vergoldet, der Kutscher lenkte vom hohen Bock zuweilen vier Pferde, die dann nebeneinander gespannt waren; aber wenn die glänzende Equipage durch die Straßen rasselte, riefen die Leute doch höhnend, daß „der Topf immer noch nach der ersten Suppe schmecke". Die schönen Pferde konnte der reiche Mann wol halten, weil er nebenbei einen Pferdehandel trieb, und zu Lakaien wurden die Arbeiter aus dem Geschäft costümirt, Hausknecht, Holzraspler, Handelslehrling, der Page aber, welcher hinter der Dame herging, war wol gar ein Kind aus der Armenschule. In solchen Häusern herrschte auch der größte Tafelluxus jener Zeit. Der geladene Gast wurde mit einer Förmlichkeit empfangen, welche damals Kennzeichen des Gebildeten war, der Wirth ging ihm bis an die Treppe, dem vornehmsten bis an die Hausthür entgegen; weitschweifig waren die Complimente über den Vortritt oder über den höhern Platz bei Tische, und doch wurde der größte Werth darauf gelegt, dabei nicht zu niedrig geschätzt zu werden. Sobald man sich zur Tafel setzte, wurde der Schenktisch geöffnet, auf dem eine Masse des kostbarsten Silberwerks glänzte. Die Schüsseln mußten groß sein, ebenso umfangreich die Gerichte, außer Verhältniß zu der Zahl der Geladenen, das Theuerste wurde mit einem Raffinement herbeigesucht, das uns noch jetzt befremdet: mächtige Pasteten

mit verschiedenem Geflügel gefüllt, Haselhühner, Hechtleber, welscher Salat. Die Fasanen und Rebhühner wurden kaponirt und gemästet, das Paar davon bis zu einem Ducaten bezahlt. Man fand greulich, daß diese Verschwender neue Heringe mit einem Gulden erkauften, das Hundert Austern mit acht bis zehn Thalern. Dazu kamen die kostbarsten Weine des 17. Jahrhunderts: Tokayer, Canarisect, Marzenin, Frontignac, Muscat, zuletzt gar Wein vom Libanon; zum Dessert war nicht mehr Marzipan, sondern Citronat die modische Ergötzlichkeit. Die Frauen saßen stumm und geziert. Ihre Hauptsorge war, so klagte man, schon bei der Wahl des Gatten, ob ihr künftiger Eheliebster vornehm sei, damit sie bei Begräbnissen desto näher hinter der Leiche her treten und bei Hochzeiten obenan sitzen könnten. Bei solchen Gelegenheiten fehlte wenig, daß sie nicht mit Ohrfeigen um den Vortritt fochten. So weit ging die Adelsucht dieser Kreise, daß sich der für bedeutend besser hielt, dessen neuer Adelsbrief nur zehn Jahre früher ausgestellt war als der eines andern; auch diese Stadtedelleute schätzten den ganz neu Geadelten keineswegs für ihres Gleichen. Wer frisch geadelt war, wurde nur „wohledel" genannt; wer einige Zeit in Besitz seines Briefes war, ließ sich „hoch- und edelgeborne Gestrengigkeit" nennen. Alles wurde angewendet, um noch außerdem eine Stadtwürde oder irgend einen Titel zu erlangen.

Mit den unreifen Söhnen solcher Familien wurden häufig auch die militärischen Würden der Städte besetzt; dann lief ein Wicht, der niemals ein Schlachtfeld gesehen hatte, mit einem Stabe, der dick mit Silber beschlagen war, bewaffnete Leibschützen hinter sich, bei Tage von Thor zu Thor, um sich den Leuten zu zeigen und den Salut der Wache in Empfang zu nehmen.

Nur eins wurde von ihm verlangt, er mußte mit dem Degen umgehn können, denn Duelle gehörten zum Wesen des Edelmanns. Und es war gut für ihn, wenn er wenig-

stens einmal durch ein „Cartell" in Anspruch genommen war. Dann ritt er mit seinem Secundanten auf das nächste Dorf, zog hinter einem Zaun die Reitstiefeln aus, leichte Fechtschuhe an, steckte die langen gekräuselten Haare unter die Nachthaube, entblößte den Oberleib bis auf das Hemde und mußte eine von den Schlagklingen wählen, welche ihm präsentirt wurden. Man focht in Gängen auf Hieb und Stoß, auf das glücklich abgemachte Duell folgte unfehlbar ein Versöhnungsgelage. Mit vollbrachten Heldenthaten wurde gern renommirt.

So etwa sahen die Pfeffersäcke aus, welche vom groben Landadel auch Heringsnasen genannt wurden. Ein ganz anderer Schlag Leute war die Masse des Landadels.

Diese Familien saßen vor zweihundert Jahren noch zahlreicher als jetzt in den Dörfern. Außer den Rittersitzen waren auch Häuser des Dorfes und kleine Ackerwirthschaften in ihren Händen; zuweilen hatte ein Geschlecht so stark gewuchert, daß in der Nähe eines alten Stammsitzes viele Dörfer mit Geschlechtsgenossen besetzt waren; noch häufiger saßen in einem Dorfe Familien von verschiedenen Geschlechtern durcheinander, in jedem Grade von Autorität. Noch in unserm Jahrhundert hat es mäßige Dörfer gegeben, welche zehn, zwölf und mehr Rittersitze umschlossen; an solchen Ortschaften hatte jeder der kleinen Despoten die Herrschaft über wenige elende Dorfleute und ritterliche Herrenrechte an einem Theile der Flur, die ärmsten aber wohnten ohne Grundrecht, zuweilen nur zur Miethe. So war es fast in allen Landschaften Deutschlands, am meisten östlich der Elbe auf dem colonisirten Slavengrunde, aber auch in Franken, Schwaben und Thüringen. Viele Junker unterschieden sich von den anderen Landleuten nur durch ihre Ansprüche und durch ihre Verachtung der Feldarbeit. Sie waren schon vor dem Kriege in der Mehrzahl verarmt gewesen, der spätere Friede fand sie in noch schlechterem Glück. Das Eisen und die Seuchen hatten auch unter ihnen aufgeräumt, die überlebenden waren nicht besser

geworden. Die Stärkeren hatten sich als Soldaten und Parteigänger im Kriege versucht, zuweilen wenig verschieden von Straßenräubern. Die erworbene Beute hatten sie noch im Kriege wieder in einem kleinen Gute angelegt, auf dem sie friedlos und lauernd saßen. Solche Glückliche erhielten häufigen Zuspruch von alten Spießgesellen und wagten dann wol vom Gute aus einen Ritt auf eigene Hand, bei dem es ohne Blut nicht abging*). Nach dem Kriege hörten sie zwar auf, Raub zu wagen und zu gestatten, aber auch den nächsten Generationen blieb die Verwilderung, das Bedürfniß nach Aufregung, das unruhige Umherreiten, die Neigung zu wüstem Trunk und Händeln. Sie bildeten zusammen eine große Genossenschaft, die trotz endloser Raufereien doch fest zusammenhielt wie eine verfilzte Pflanzendecke auf Sumpfgrund, und dieser Familienzusammenhang wurde für die besseren unter ihnen eine unendliche Plage, ein Unglück des ganzen Standes, der mehr als ein anderer Uebelstand die Bildung und den Wohlstand der ritterlichen Grundbesitzer in dem nächsten Jahrhundert zurückhielt. Denn auch solchen, welche nicht ganz ohne Mittel waren, verging das Leben wie in einem Bann, von dem sie sich schwer lösen konnten.

Reiten, Tanzen und Fechten lernten die Söhne eines solchen Landbesitzers von mäßigem Wohlstand in der Verwandtschaft, vielleicht die ersten Anfänge des Latein bei einem armen Candidaten; dann dienten sie wol, wenn der Vater Verbindungen hatte, bei einem kleinen Hofe oder vornehmen Edelmann als Pagen, dort lernten sie etwas von den guten Manieren, sicherer die Schwächen und Laster der Vornehmen kennen. Hatten sie einige Jahre in adlichem Dienst ausgehalten, so wurden sie wol nach altem Herkommen von ihrem Herrn wehrhaft gemacht und mit einem gnädigen Backenstreich als Junker entlassen. Dann kehrten sie auf das väter-

*) Schlesischer Robinson, I. Cap. 1.

liche Gut zurück, oder die Eltern verkauften, was sie entbehren konnten, um ihnen eine rittermäßige Ausstattung zu verschaffen oder sie als Aspiranten für eine Subalternstelle zum kaiserlichen Heer zu senden. Nur wenigen glückte es in den ruhmlosen Kriegen jener Zeit; die meisten kehrten nach einigen Feldzügen verdorben, arm an Ehren und Beute in die Heimat zurück, mit den Geschwistern das Vatererbe zu theilen. Bald unterschieden sie sich wenig von den Vettern, die in der Heimat zurückgeblieben waren.

Der Gutsherr hauste in einem Gebäude von Fachwerk mit Stroh oder Schindeln gedeckt, — es sind uns gelegentliche Beschreibungen und Abbildungen in genügender Zahl erhalten, — über das Dach lehnte die große Feuerleiter, die Vorder- und Hinterthür des Flurs war mit hölzernen Sperrbalken zum nächtlichen Verschluß versehen; im Unterstock lag die große Stube, in der Nähe die weite Küche, zugleich ein warmer Aufenthalt für die Dienenden, neben der Stube ein gemauertes Gewölbe, mit Eisengittern am Fenster und womöglich mit eisernen Thüren gegen Diebe und Feuersgefahr, dort wurde aufbewahrt, was der Gutsherr von werthvoller Habe besaß; war einmal eine Summe Geldes darin verschlossen, so wurde gern ein besonderer Wächter vor das Haus gesetzt. Ueber diesem Gewölbe lag im Oberstock die Schlafstube des Hausherrn, dort stand das Ehebett, auch dort war in der Wand oder in den Dielen ein verborgenes Behältniß, worin einiges Silbergeräth und der Schmuck der Frauen aufbewahrt wurde. Die Kinder, der Hauslehrer und die Ausgeberin schliefen wol noch in Gitterverschlägen, welche nicht heizbar waren. Zuweilen war an den Oberstock eine hölzerne Gallerie angebaut, das „Luftgänglein", dort wurde Wäsche getrocknet, der Hof beobachtet, Frauenarbeit gethan. Das Haus stand unter besonderer Aufsicht eines alten Reisigen, oder eines armen Vetters, der als Wächter innerhalb schlief; im Hofe und um das Haus liefen zur Nachtzeit wilde Hunde,

welche auf Bettler und fremde Fußläufer besonders abgerichtet wurden. Alle diese Vorsichtsmaßregeln vermochten aber die Einbrüche bewaffneter Banden nicht ganz zu verhindern. — Selbst ein mäßiges Rittergut war ein freudearmer Besitz. Die Mehrzahl der Gutsherren war tief verschuldet, unförmliche Processe, oft noch von dem Kriege her, schwebten um Schornstein und Grenzhügel. Die Wirthschaft bewegte sich kümmerlich unter der Aufsicht eines armen Vetters oder eines unsichern Verwalters, die Hofgebäude waren schlecht und zerfallen, es fehlte an Geld sie neu zu bauen, oft auch an gutem Holz. Denn die Wälder hatten sehr durch den Krieg gelitten; wo Gelegenheit zum Verkauf war, hatten die fremden Befehlshaber große Forsten niedergeschlagen und verhandelt; in der Nähe befestigter Orte waren die Stämme zu Festungsarbeiten verwandt, welche damals ungeheure Holzmassen erforderten, nach dem Frieden war wieder vieles zum nothdürftigen Aufbau der Dörfer und Vorstädte gefällt worden. Auch die Ackerwirthschaft bot geringen Ertrag. Zur völligen Bestellung fehlten nicht nur Gespanne, weit länger die Menschenhände der frohnenden Dorfleute, auch waren die Getreidepreise nach dem Kriege im Durchschnitt so niedrig, daß kaum das Verfahren der Frucht lohnte; so blieb der Viehstand unvollständig; neue Kapitalien waren noch schwer zu erhalten. Denn das Geld war theuer und die Hypotheken auf adlichen Gütern galten für keine vortheilhafte Anlage. Zwar gaben sie einige Realsicherheit, aber schon die Zinsen wurden zu oft unregelmäßig berichtigt und vollends das gekündigte Kapital konnte nicht leicht zurückgezahlt werden, die Erwerbung des verpfändeten Gutes durch den Gläubiger aber war — bei sehr verschiedener Gesetzgebung — nur in einzelnen Fällen nach umständlichem Verfahren möglich, sie wurde zuweilen gefährlich, denn den neuen Erwerber bedrohten die Freunde und Nachbarn des Schuldners mit ihrem Haß. In den östlichen Grenzländern suchten sich zuletzt mißvergnügte

Gläubiger dadurch zu helfen, daß sie ihre Schuldscheine an polnische Adliche verkauften. Diese verschafften sich das Geld, indem sie Repressalien gegen Reisende aus der Landschaft des Schuldners gebrauchten und dem ersten besten die Summe abnahmen. Das war schon vor dem großen Kriege geschehen, und wiederholte Verbote beweisen, wie sehr der Verkehr unter solchen Gewaltthaten litt*). Durch solche Leiden kam auch ein verständiger Grundbesitzer leicht in verzweifelte Lage. Eine Mißernte, ein Viehsterben mochten ihn wahrscheinlich ruiniren. Aber was das Hauptleiden war, eine große Menge hatte nicht den mäßigen Sinn, sich dauernd um die Wirthschaft zu kümmern und die Ausgaben nach den sicheren Einnahmen des Gutes zu beschränken. So gedieh den wenigsten ihr Leben. Die Mehrzahl erhielt sich unter häufigen Verlegenheiten, Processen und ewigen Schulden; auch von denen, welche mit besserer Hoffnung ihre Güter übernommen hatten, wurden manche zuletzt, was eine große Zahl ihrer Standesgenossen war, Mitglieder der großen Innung, welche das Volk Krippenreiter, Wurstreiter, Matzraufer, Schlackenläufer, Misthammel schalt.

Solche Verarmte ritten in „Koppeln" von Hof zu Hof, als lästige Schmarotzer fielen sie in der Nachbarschaft ein, wo auf einem Gut ein Fest gefeiert wurde, wo sie Vorräthe in Küche und Keller witterten. Wehe dem neuen Bekannten, den sie am dritten Orte kennen gelernt hatten; sie waren sogleich bei der Hand, ihn auf einen oder acht Tage zu begleiten. Wo sie eingefallen waren, kostete es die größte Mühe sie fortzubringen. In ihrem Umgange nicht wählerisch, tranken und rauften sie sich wol mit den Bauern in der Schenke, sie erwiesen in der Trunkenheit auch einem Bürger mit gefülltem Beutel die Ehre, ihn in ihre Brüderschaft aufzu-

*) Schon 1603 wird von Wien aus dagegen geeifert, sehr arg war der Mißbrauch im Kriege geworden. Kais. Priv. und Sanct I. 117.

nehmen, dann wurde unter zerschlagenen Gläsern und Flaschen auf den Knien die Brüderschaft geschlossen, Leib und Seele zu ewiger Treue verschworen und gemeinschaftlich der für den ärgsten Cujon erklärt, der nicht unverbrüchliche Freundschaft halten würde. Solche Brüderschaft schützte allerdings nicht vor einer großen Schlägerei in der nächsten Stunde. Aber wie gemein sie sich bei solcher Gelegenheit machten, nie vergaßen sie, daß sie „uralte, wilde Edelleute" waren. Der Bürger oder wer vom Kaiser einen Adelsbrief hatte, konnte zwar ihr Bruder werden, diese Vertraulichkeit brachte der Lauf der Welt mit sich, aber die Prädicate der Familiengenossenschaft, „Oheim" und „Vetter", erhielt er nicht, auch wenn er durch Heirat mit ihnen verschwägert war; in ihre „Freundschaft" wurde nur aufgenommen, wer von altem Geschlechte war. Ihre Kinder gingen in Lumpen, ihre Frauen sammelten zuweilen Lebensmittel bei den Verwandten ein, sie selbst trabten auf zottigen Pferden in alten Regenröcken über die Stoppel, wol gar statt der zweiten Pistole ein geschnitztes Holz in den alten Holstern. Ihre Niederlage hatten sie in Dorfschenken; wenn sie einmal nach der Stadt kamen, lagen sie in den schlechtesten Herbergen, ihre Sprache war roh, voll Stallausdrücke und Flüche; von den Gebräuchen der Gauner war ihnen Bedenkliches in Rede und Gewohnheiten übergegangen, sie rochen mehr nach ihrem „Finckeljochem", als für andere angenehm war; sie selbst waren Lumpe, bei aller Raufsucht ohne festen Muth, sie wurden allgemein für eine Landplage gehalten und von solchen, welche etwas zu verlieren hatten, mit Schmeißfliegen verglichen; mehr als einmal wurden sie von den Landesherren, sogar vom Kaiserhofe durch scharfe Decrete verfolgt*), aber sie waren bei alledem hochmüthige, durchaus aristokratisch gesinnte Gesellen. Ihr Stammbaum, ihr Wappen, ihr Familienzusammenhang war ihnen

*) Z. B. Kaiserl. Privilegien und Sanctiones IV. 1125.

das Höchste auf Erden. Unendlich war Haß und Verachtung, womit sie auf den reichen Städter sahen, sie waren immer bereit, mit einem Neugeadelten Händel anzufangen, wenn er ihnen nicht vollen Titel gab oder sich gar anmaßte ein Wappen zu führen, welches dem ihrigen ähnlich war.

Mit diesen Gesellen und ihrem Verkehr soll die folgende Mittheilung näher bekannt machen. Sie führt in eine Ecke des deutschen Landes, wo die Krippenreiterei besonders arg war, an das rechte Oderufer Schlesiens. Dort riß nach einem alten Volksscherz dem Teufel der Sack, als er in der Luft eine Anzahl Krippenreiter fortschaffen wollte, und er hat den ganzen Plunder auf diese Landecke ausgeschüttet.

Die folgende Schilderung ist aus der Erzählung: Der Edelmann, genommen, welche der Schlesier Paul Winckler, politischer Agent und Rath des großen Kurfürsten zu Breslau, wenige Jahre vor seinem Tode (er starb 1676) verfaßte. Die Erzählung wurde erst nach seinem Tode in zwei Auflagen (zuletzt Nürnberg, 1697, 8.) gedruckt. Kunst und Erfindung darin sind nicht bedeutend, aber gerade deshalb wird sie hier brauchbar. Winckler war ein gebildeter, welterfahrener Mann, ein angesehener Jurist, durch seine zahlreichen Reisen und Verbindungen und durch genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen des deutschen Landbesitzes vorzugsweise befähigt, ein sicheres Urtheil abzugeben. Dazu besaß er Eigenschaften, welche dem Schlesier nicht selten sind: er wußte sich leicht in die Welt zu schicken, war ein lustiger Gesellschafter, beobachtete unbefangen und verstand lebendig zu erzählen. Daß er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft war, hat wahrscheinlich dazu beigetragen, sein Interesse an der deutschen Literatur rege zu erhalten und ihn selbst zu anspruchsloser Schriftstellerei zu ermuthigen, aber der kluge Mann sah doch mit einiger Verachtung auf die puristische Pedanterei, womit Genossen seines Ordens der deutschen Poesie aufzuhelfen versuchten. „Sie sitzen hinter der Küche des Parnaß und sättigen

sich am Geruch des Bratens." Als er seine Erzählung schrieb, etwa fünfzig Jahre alt, durch die Gicht an sein Zimmer gefesselt, war seine Absicht, in einem Bilde zu zeigen, wie ein rechter Edelmann sein solle. Denn es war sein Schicksal gewesen, das ganze Leben hindurch in geschäftlicher Verbindung und persönlichem Verkehr mit dem Adel verschiedener Landschaften zu stehn, seine eigene Frau war aus dem Geschlecht des Dichters von Logau, wie er selbst ein Schwestersohn des Andreas Gryphius. Zuverlässig war durch manche eigene Erfahrung sein Blick für die Lächerlichkeiten der Privilegirten besonders geschärft, aber er war doch ein Sohn seiner Zeit und bewahrte im Herzen einen tiefen Respect vor echt adlichem Wesen. Seine Erzählung ist deshalb durchaus keine Satire, wie sie wol genannt worden ist, und die Schilderungen, welche hier mitgetheilt werden, machen den Eindruck besonders genauer Porträts. Freilich ist ihm begegnet, was auch neue Erzähler mit moralischer Tendenz hindert, er hat recht anschaulich geschildert, wie Edelleute nicht sein sollen, für seine guten Gestalten fehlten ihm scharfe Umrisse und Farben, ja sie werden langweilig, weil er dieselben Bildung und Grundsätze in langen Unterredungen an den Tag bringen läßt. Seine Erzählung ist mit den Romanen des Simplicissimus verglichen worden. Productive Kraft, Phantasie, Reichthum an Detail sind bei dem Schlesier unvergleichlich geringer. Aber mit dem größeren Dichtertalent ist bei Grimmelshausen zuweilen eine Neigung zum Seltsamen und Phantastischen verbunden, welche an die Methode der Romantiker erinnert und das Dargestellte nicht durchweg als ein treues Bild der Zeit erscheinen läßt. Davon hat der Schlesier allerdings nichts, er erzählt lebendig und mit innerer Freiheit, was er etwa selbst geschaut hat, nicht Vieles, nichts Besonderes, glatt und geradezu.

Der Verlauf der Erzählung ist sehr einfach. Ein reicher junger Holländer — die Holländer nahmen damals in

deutscher Gesellschaft ungefähr dieselbe Stellung ein, welche noch vor kurzem auch an deutschen Höfen den Engländern gegönnt wurde, die Bedeutung ihrer Nation galt fast so viel als ein Adelsbrief — kommt nach Breslau (Belissa), wird Zeuge eines Duells zwischen einem Neugeadelten und einem Landjunker, läßt sich von seinem Gastwirth das Landleben schildern, besucht das Haus eines verschwenderischen Pfeffersackes, wird von einem jungen Herrn v. K., einem Bekannten aus früherer Zeit, auf ein Landgut geladen, lernt nahe dabei die Krippenreiter aus eigener Anschauung kennen, hört einen Bericht der Abenteuer, welche ein Schlesier als englischer Officier durchgemacht, und verbringt die übrige Zeit seines Landbesuches mit würdigen, aber sehr breiten Gesprächen, in welche der Verfasser viel von seinen Ansichten und seiner Gelehrsamkeit eingepackt hat: über die Bildung des Soldaten, über Berufs- und Geburtsadel, über die politische Situation, über die Cultur der Alten im Vergleich zur Gegenwart u. s. w. Bei der Rückkehr nach Breslau erfährt der Holländer, daß jener reiche Kaufmann, der ihn im Anfange zur Tafel geladen, Bankerott gemacht und sich heimlich entfernt habe, das Leben desselben wird erzählt, der Held verläßt Breslau. — So enthält die ganze lange Erzählung nur etwa fünf Schilderungen, welche hier interessiren, zwei derselben werden mitgetheilt. Einzelne rohe Ausdrücke sind gemildert, weniges gekürzt, die Sprache nur so viel, als unumgänglich nöthig schien, unserm Deutsch genähert. Zuerst erzählt der Gastwirth, wie er als Sohn eines Schneiders studirt, dann eine wohlhabende Kretschmerin — Schenkwirthin — geheiratet und nach ihrem Tode, in dem unglücklichen Bestreben groß zu thun, einen Adelsbrief gekauft habe, um sich auf dem Lande niederzulassen. Dann fährt er also fort:

„Ein nicht gar zu getreuer Freund gab mir einen Anschlag auf die Landecke, wo zwar die adlichen Rittersitze in niedrigem Preise, dabei aber auch von geringem Einkommen

sind; zwar widerrieth mir dies ein anderer guter Freund und wies mir nach, was ich für Ueberlast und Widerwärtigkeit von den benachbarten Krippenreitern haben würde, ich ließ mich das aber nicht anfechten, weil ich mich ihnen mit dem Degen genugsam gewachsen wußte, und schlug die gute Warnung leicht aus dem Sinne. Kurz ich kaufte ein Gut für 6000 Thaler, ward aber bald gewahr, daß ich unter den Blitz gerathen, als ich dem Donner entwichen, und daß mein guter Freund mit seiner Prophezeiung sehr nahe an's Ziel geschossen hatte. Denn als ich mich kaum halb und halb eingerichtet, war ein Junker Vogelbach der erste, der mich nebst ein paar Seinesgleichen „umstieß", wie sie es nannten. Er war auf etwa eine halbe Meile mein Nachbar; nicht daß er damals oder jetzt ein eigenes Gut gehabt hätte, sondern er saß nur auf einer Bauerwirthschaft zur Miethe, die etwa einige hundert Reichsthaler werth war, und brachte, wie andere Seinesgleichen, das Leben mit Krippenreiterei zu. Wie er sein Weib und Kind aushält, weiß ich nicht, nur daß ich die Frau öfter mit einem Karren und ein paar abgerissenen Kindern bei den vermögenden Edelleuten auf der Garte gesehen habe, wie sie Getreide, Brot, Käse, Butter und dergleichen einsammelte. Solche Bettelschatzungen forderte sie denn auch insgemein monatlich einmal bei mir ein. Dieser Vogelbach nun war, wie gedacht, der erste, der mir nebst ein paar Seinesgleichen „den Tisch zu rücken" einsprach. Sie verhielten sich das erste und zweite Mal noch ziemlich bescheiden, wohingegen auch ich ihnen vorsetzte, was das Haus vermochte. Dies aber wurde ihrer Meinung nach durch die Ehre der adlichen Brüderschaft, welche sie mit mir schlossen, überflüssig ausgeglichen, bis endlich die Stänkerei in ihrem groben Gehirne unmöglich länger eingesperrt bleiben konnte. „Es gilt dir, Bruder Kretschmer," fing er einmal an, als er sich den ganzen Tag über die Nase mit Bier und Branntwein begossen hatte. Doch aber gesegnete ich ihm diese Worte mit

einer unversehenen Ohrfeige dergestalt, daß der gute Kerl mit dem Sessel bis mitten in die Stube über den Haufen flog. Mein Reitknecht, ein baumstarker Mensch, der vormals Soldat gewesen, und den ich zumeist als Schutzgeist in dergleichen Nöthen aufgenommen hatte, kriegte, als er dies sahe, den andern Junker W. bei dem Kragen, daß er sich nicht rühren konnte. „Was," sagte er, „ihr Halunken, ist es nicht genug, daß man euch, so oft ihr kommt, den hungrigen Leib füllt und eure magern Mähren ausfüttert? Wollt ihr meinem Herrn dieses Deo gratias geben? Dieser und jener hole mich, wo sich einer regt, so will ich ihm den Junkerrock so verbrämen daß man die blauen Posamenten sechs Wochen auf dem bloßen Rücken sehen soll." „Wir haben nichts mit diesen Händeln zu thun," antworteten die zwei, „hat Bruder Vogelbach etwas angefangen, so wird er solches als ein rechtschaffener Cavalier auch auszuführen wissen." Dieser hatte sich unterdeß wieder aufgerafft und wollte zum Degen greifen. „Laß deine elende Blutpeitsche stecken," sagte ich, „oder ich will dir, sofern du noch nicht völliges Maß hast, mit dem abgebrochenen Schemelbein dies gewiß dazu setzen." Damit hielt er den Mund und ging mit blaugefärbten Augen nebst seinen ritterlichen Kumpanen auf und davon. Sie setzten sich zu Pferde und ritten zum Thore hinaus. Sobald sich aber diese drei für sicher hielten, ging erst recht das Schmähen an; hundertmal schalten sie mich einen Kretschmerknecht, der eine bemühte sich die Pistolen loszubrennen, konnte es aber nicht dazu bringen, ohne Zweifel weil weder Hahn noch Rad am Schlosse war. Endlich merkten sie, daß ich ihnen mit einem halben Dutzend Bauern auf den Hals kommen wollte. Deshalb machten sie sich eilends auf und davou und schickten mir etwa vierzehn Tage darnach alle drei zugleich ein Schlagcartell zu, in der Meinung, ich würde nimmermehr das Herz haben, mich mit ihnen im freien Felde herum zu hauen, worin sie sich aber sehr betrogen fanden.

Da ich jedoch mich besorgte, es möchte mir der ganze Schwarm der herumwohnenden Krippenreiter über den Hals kommen und gemeinsam Kopfnüsse geben, so nahm ich ein halbes Dutzend von den Reitern, die damals im Lande lagen, zu mir und gab dem Vogelbach im ersten Gange eine so tüchtige Schmarre über die Achsel, daß er den Degen fallen ließ und die Faust nicht mehr gebrauchen konnte. Darüber verlor W. alsbald den Muth so weit, daß er im zweiten Gange Frieden machte. Keiner hielt sich besser, als Junker Michael v. S., den ich vorher für den verzagtesten angesehen hatte. Er hieb gut genug um sich, bis endlich dieser dreifache Zweikampf so endete, daß sich die beiden andern mit uns verglichen, Vogelbach sich aber noch ein paar Gänge zu Pferde vorbehielt, sobald ihm der Arm geheilt sein würde, was er jedoch bis zum heutigen Tage unausgeführt gelassen hat.

So bekam ich Ruhe, zwar nicht vor dem Zulauf der Krippenreiter, an denen es niemals mangelte, wol aber vor ihren Händeln; doch bald wurde mir eine viel größere und kostbarere Ungelegenheit. Mein Verkäufer hatte mich nicht nur beim Verkauf selbst ziemlich geschnellt, sondern mir auch einen bedeutenden wiederkäuflichen Zins verschwiegen, außerdem bei weitem nicht alles gewährt, was in dem Inventarienzettel aufgesetzt war. So mußte ich ihn nothwendig vor der Landesregierung verklagen und mich dazu eines Advocaten bedienen. Hier dauerte es nun sehr lange, bevor ich meinen Gegner, der eine Ausflucht nach der andern ersann, festhalten konnte, und mir schien auch, als wenn man bei der Regierung wenig Lust hätte mir zu helfen. Mein Advocat, der am besten wußte, wo es fehlte, gab mir den Rath, den Herrn Kanzler zu gewinnen. Ich merkte leicht, wohin er zielte, und schickte diesem anfangs ein in Polen erkauftes Wildschwein nebst ein paar Tonnen Butter in die Küche, welche auch das Rad der Gerechtigkeit so weit aus dem Sumpf hoben, daß ein Befehl an meinen Gegner abging, seine Ein-

wendungen in einer festgesetzten Frist beizubringen. Damit mußte ich vorerst zufrieden sein, ich ward aber bald inne, daß noch vor Ablauf der Frist das Wildpret mit der Butter verzehrt war, ich hörte von keiner Vorladung und von keinem Gegenbericht. Daher verdoppelte ich meinen Einsatz, und weil die Frau Kanzlerin erinnerte, die Butter habe ihrem Herrn so wohl geschmeckt, daß er seit der Zeit keine andere genießen wolle, mußte ich wieder ein paar Tonnen nebst einem Malter Hafer und einem schönen Rehbock denselben Weg gehn lassen. Darauf kam zwar bald ein neuer Befehl, mein Gegenpart war aber so lange nicht zu sehen, bis endlich noch ein Malter Korn nachflog. Dieser brachte es zwar zum Termin, förderte die Sache aber nur so weit, daß dem Gegner das Klagelibell vorgetragen und anbefohlen wurde, innerhalb einer doppelten sächsischen Frist zu excipiren. Diese Frist zog sich mit der Replik und Duplik, und bevor man in der Sache zum Schluß kam, bis über zwei Jahre hinaus. Weil aber unterdeß dem Herrn Kanzler alles Geschenkte besser schmeckte als was er kaufte, mußte ihm bald dies, bald jenes zugeschickt werden. So wußte er ein Paar schöne gezogene Stutzen bei mir, die er sich auf folgende Art herausbrachte. Er kam unvermuthet selbst zu mir und that, als ob er genöthigt wäre, um ein freundliches Nachtlager anzusprechen. Ich mußte mir dies für eine besondere Ehre schätzen und bewirthete ihn, so gut ich konnte. Unterdeß besah er meine Gewehre, lobte die Stutzen und gab vor, daß er ein besonders großer Freund von dergleichen Sachen wäre; ich möchte sie ihm entweder gegen baare Zahlung überlassen, wenn sie mir feil wären, oder ihm ein Paar von derselben Art bestellen. Daraus konnte ich bald merken, wohin er zielte, und mußte in den sauern Apfel beißen und nicht nur dieses Paar Stutzen, sondern etliche Monate darauf noch ein schönes silbernes Uhrlein, das er zufällig an der Wand gesehen hatte, in Hoffnung eines guten Bescheides hingeben. „Das ist ein schöner

Groschen, womit man einen Thaler gewinnen kann," sagte mein Advocat; „selten fällt in einen offenen Beutel ein schlimmes Urtheil; der Beutel eines Processirenden muß mit Spinneweben zugeschnürt sein, gerade wie bei den Verliebten. Und da man mit einer goldenen Lanze auch den Stärksten aus dem Sattel heben kann, wird wol alles gut werden, wenn sich der Herr noch zuletzt einmal überwinden kann zu geben." Kurz, auch eine vier Mark schwere vergoldete silberne Flasche ging dem andern nach. Und doch fand ich zuletzt dort einen Esel, wo ich eine Krone gesucht hatte. Das Ende war die Sentenz, nächstens solle eine Commission niedergesetzt werden, um zu versuchen, ob wir in Güte mit einander verglichen und die hochlöbliche Regierung fortan dieses langen, verdrießlichen Processes überhoben werden könne. Wie sehr mir dies zu Herzen ging, ist leicht zu erachten; ich verfluchte die Stunde, in der ich an das Landleben gedacht hatte, und verglich mich mit meinem Gegner, ehe noch die Commission angesetzt war. Für 1600 Thaler, die ich mit allem Recht von ihm zu fordern hatte, nahm ich 500 und bekam damit kaum die aufgewandten Unkosten zurück. Dabei bekannte er mir denn aufrichtig, daß ihm an dergleichen Bestechung auch nicht weniger als 300 Thaler darauf gegangen wären. So wäre der beste Weg gewesen, wenn man sich gleich anfangs vertragen hätte.

Unterdeß hatte ich mich mit einem Hauskreuz belästigt, das mir viel mehr in die Seele schnitt als dieser Proceß. Bald nach dem Kauf des Gutes hatte ich mich in ein altadliches Geschlecht der Nachbarschaft verheiratet, und das bekam mir so wohl, wie dem Esel der Eistanz. Im Anfang zwar hatte ich geringe Neigung dazu, ich war gewillt, guter Leute Kind aus der Stadt mit etlichen tausend Thalern zu nehmen, und dadurch meine Wirthschaft um ein bedeutendes zu verbessern. Aber der falsche Freund, der mich zu dem Kauf überredet, rieth mir keine andere als von gutem altem Adel,

und zwar aus der Nachbarschaft zu nehmen. „Zunächst,“ sprach er, „ist sehr ungewiß, ob der Herr in Breslau eine reiche Partie antrifft, obgleich er sich darauf hat adeln lassen. Ferner haben dergleichen Stadtdamen so viel Kenntniß von der Landwirthschaft, daß sie nicht einmal wissen, was Kuh oder Ochse, was Käse oder Quark sei. Die Wirthschaft des Herrn aber erfordert eine Wirthin, die von Jugend auf dabei gewesen ist; auch ist solche Heirat das einzige Mittel, seine Kinder mit der Zeit zu rechtschaffenen Landedelleuten zu machen.“ Zu diesem Ende schlug er mir eine Dame der Nachbarschaft vor und erbot sich, selbst den Freiwerber abzugeben. „Sie ist schön, eine gute Wirthin, von guten Mitteln und altem Hause, das alles wird der Herr unmöglich in der Stadt beisammen finden.“ Als ich ihn hierauf fragte, wie hoch sich ihre Mittel beliefen, schnitt er von 2000 Thalern auf. Zwar zweifelte ich schon damals daran, weil dies auf dem Lande ein so großes Heiratsgut ist, daß auch wol Freiherren danach schnappen; doch ließ ich mich endlich bereden, weil die Dame nicht übel gebildet war und der neue Adel mir alle gesunde Vernunft aus dem Hirn geschafft hatte. Bald fand ich, daß die vorgegebenen 2000 Thaler bis auf 400 schwanden, die noch dazu in einem zweifelhaften Proceß schwebten, der kaum so viel austragen konnte, als die darauf zu wendenden Unkosten betrugen, oder als mich ein standesgemäßes Beilager kosten würde. Demungeachtet hatte ich im Anfang Liebe zu ihrer guten Gestalt und schlug mir alles aus dem Sinn. Da sie mir aber so gar nichts an Schmuck, Kleidern und anderem Frauengeschmeide zugebracht, fragte ich einst meine Frau Schwiegermutter, wo denn die Kettchen, Ringe und die paar taffetnen Röcklein wären, mit denen ich doch meine Liebste bekleidet gefunden hätte, als ich um sie warb. Sie aber gab mir mit höhnischem Gelächter zur Antwort, wenn ich sie auch nur im bloßen Hemde bekommen hätte, sollte ich dennoch damit zufrieden sein und mich be-

gnügen, daß sie so weit von ihrem adlichen Geschlecht herabgestiegen sei und mir ihr Kind gegeben hätte; sie werde noch Ungelegenheit genug haben, diesen Schimpf bei ihrer Freundschaft abzuwischen, welche die Heirat durchaus nicht hätte zugeben wollen. Was aber Kleider und Schmuck anbelange, so müßte ich wissen, daß sie noch mit mehr Töchtern versehen sei und auch diese zu bedenken hätte. Auch sei es in der Gegend Gebrauch, mit einem Kleide und Aufputz zwei bis drei Töchter zugleich zu versorgen; wenn eine von ihnen geputzt wäre, müßte die andere unterdeß der Wirthschaft obliegen, oder wenn Gäste kämen, sich krank stellen und im Bette gedulden, bis die Woche oder Reihe auch an sie käme. Damit mußte ich zufrieden sein und meine Liebste, wollte ich sie nicht mir zum Schimpf gehn lassen, mit vollständiger adlicher Kleidung und Schmuck von Kopf zu Fuß aus eigenen Mitteln versehen. Darüber ging denn mein baares Geld vollends darauf, zumal mich die Hochzeit sehr viel gekostet hatte, denn fast die ganze Landschaft lag mir mit Weibern, Kindern, Gesinde und Pferden länger als vierzehn Tage auf dem Halse und war nicht wegzubringen, so lange sie in Küche und Keller noch etwas für sich fand. Aber auch was ich für meine Gemahlin machen ließ, war ihr und ihrer Mutter niemals reichlich und kostbar genug, immer wußten sie daran Mängel zu finden und wollten alles vollständiger haben.

Gleichwol überwand ich mich und würde keine Unkosten angesehen haben, wenn ich damit nur den geringsten Dank verdient hätte; aber ich mußte, was mich am allermeisten schmerzte, empfinden, daß mich weder mein Weib noch ihre ganze Freundschaft im geringsten achteten. Besonders meine liebe Schwiegermutter war ein grundböses, hoffärtiges, falsches Weib, und weil insgemein die Blätter wie die Wurzel des Baumes sind, so nahm auch ihre Tochter bald ihr Wesen an. Und weil ich ihr deswegen nicht mehr hold sein konnte, bekam öfters mein Reitknecht freundlichere Blicke als ich. —

Uebrigens durfte ich gar nicht klagen, daß ihre Freundschaft nicht mehr mein Haus besucht hätte, als mir lieb war, sie half redlich aufzehren, was sie nur fand. Sie hätten aber geglaubt, der Böse würde sie sofort holen, wenn sie mich Schwager oder Oheim genannt hätten, die Brüderschaft mußte alles verblümen, und meine eigene Schwiegermutter gab wohl Achtung, daß ihr nicht das Wort „Sohn“ entfuhr, besonders wenn etwa ein Fremder dabei war. Niemals aber waren sie lieber beisammen, als wenn ich in Breslau oder sonst wo abwesend war; dann hatte die Schwägerschaft die beste Gelegenheit, sich recht auf meine Unkosten lustig zu machen, wozu ihnen ein guter Trunk Wein, den ich in meinem Flaschenfutter von drei bis vier Töpfen für mich und meine Frau Gemahlin hielt, so wohl anstand, daß ich es gänzlich geleert fand, wenn ich nach Hause kam. Doch wäre auch das noch hingegangen, wenn man mir nur nicht auch das Getreide vom Boden, ja selbst Kühe und Kälber ohne mein Vorwissen genommen und der adlichen Freundschaft zugesteckt hätte. Wer aber vier Thaler einnimmt und sechs wieder ausgeben muß, hat nicht Ursache für einen Beutel zu sorgen. So konnte ich mir leicht die Rechnung machen, daß ich in kurzem ein so guter Krippenreiter, wie meine Nachbarn, werden würde.

Da gefiel es Gott, mich durch den Tod meiner Liebsten, welche im Kindbett starb, von dieser Gefahr zu erlösen. Auch bei diesem Ereigniß hatte ich einen harten Sturm mit meiner verdrießlichen Frau Schwiegermutter auszustehn. Diese erfüllte mit ihrem Geschrei über der Tochter Ableben Himmel und Erde, und wollte alle Welt überreden, die gute Frau hätte sich zu Tode gegrämt, weil sie nicht ihrem Stande gemäß verheiratet war, und sie, die Schwiegermutter, wäre Schuld an alle dem gewesen. Ich hörte eine Weile ihre Narrheit mit an und ertrug sie in der Hoffnung, daß das Spiel einmal ein Ende haben würde, bis sie endlich noch weiter herausbrach und allen Schmuck, den ich gekauft, nebst der Klei-

dung und was die Tochter sonst unter ihrem Verschluß gehabt, für ihre andern Töchter haben wollte unter dem Vorwand der Niftelgerade. Ich warf ihr ein paar mitgebrachte Lappen vor die Füße und ließ die Leiche in einem ehrlichen Sarge in die Geschlechtsgruft setzen, ohne die Schwiegermutter oder einen andern Verwandten dazu zu bitten. Und ich setzte mir vor, das Gut an den ersten besten zu verkaufen und mich wieder nach der Stadt zu begeben.

So saß ich einst eines Abends voller Gedanken am Fenster und sah, wie das Gesinde seine Arbeit that, als ich von ungefähr gewahr wurde, daß sich jemand mit bloßem Degen am Thor gegen die anlaufenden Hunde vertheidigte. Ich schrie dem Gesinde zu, die Hunde abzuhalten, worauf ein wohlgekleideter Mann mit großen Complimenten auf mich zutrat. „Mein Herr Oheim," sprach er, „wird nicht ungeneigt aufnehmen, daß ich mir nach Ritterart die Ehre gebe, auf ein Nachtlager einzusprechen, um dabei die Ehre seiner Bekanntschaft zu genießen." „Nicht im geringsten," versetzte ich darauf, „wenn nur mein Herr beliebt vorlieb zu nehmen." Ich nöthigte ihn deshalb herein, und da der Cavalier so freigebig mit der Vetterschaft war, konnte ich leicht erkennen, daß er nicht aus der Nachbarschaft sei. Er kam auch bald damit heraus, daß er ein freier Reichsritter aus dem Elsaß und durch die Franzosen so verdorben worden sei, daß er lieber seine abgebrannten Güter mit dem Rücken angesehen, als sich ihrer Botmäßigkeit unterwerfen wolle; jetzt begäbe er sich nach dem Kaiserhofe, dort Kriegsdienste zu suchen. Die Richtigkeit dieser Aufschneiderei konnte ich schon daran erkennen, weil er keine von den adlichen Familien kannte, mit denen ich bei früherer Anwesenheit im Elsaß bekannt worden war. Deshalb ging ich auch behutsam mit dem Kerl um, und der gute reichsadliche Herr und Bruder mußte mit einer Streu und Matratze nebst einem Kopfpolster vorlieb nehmen. Als ich am andern Morgen aufstand, fand ich weder Junker noch Bettgewand

vor und vermißte dazu meinen Degen und Pistolen, die ich in der Stube gelassen hatte. Geschwind befahl ich meinen Knechten, sich mit Prügeln auf die Pferde zu werfen, und wenn sie den Halunken anträfen, ihn kräftig durchzuhauen und darnach laufen zu lassen, meine Sachen aber wieder abzunehmen. Denn ich konnte mir leicht einbilden, daß der Mensch ein Beutelschneider wäre, daß er mehr auf dem Kerbholz haben würde, und daß ich durch seine Verhaftung den Vortheil erlangen könnte, noch einen kostspieligen peinlichen Proceß, zuletzt sein Hängen zu bezahlen. Die Knechte trafen ihn mit seiner Beute im nächsten Holz und kamen dem Befehle redlich nach. Sie brachten mir zwar meine Sachen wieder zurück, diese kamen mir aber sehr theuer zu stehn. Denn kaum vier Tage darauf wurde mir ohne Zweifel von diesem Schelme des Nachts mein Gut über dem Kopf angezündet, so daß ich kaum das Wohngebäude retten konnte, im übrigen aber zusehen mußte, daß Scheuern und Ställe mit Getreide und Vieh bis auf den Grund abbrannten.

Dies Unglück nun verleidete mir das Landleben so sehr, daß ich nur ein paar Ställe für das noch übrige Vieh aufbaute und kurze Zeit darauf das Gut, welches ich für 6000 Thaler erkauft hatte, um 4000 wieder weggab. Darauf begab ich mich nach der Stadt zurück."

So erzählte der bekehrte Landwirth dem jungen Holländer. Wenige Tage darauf hatte der Fremde Gelegenheit, aus eigener Anschauung das schlesische Leben des verarmten Landadels in derselben Gegend selbst zu beobachten. Ein junger Herr v. K., ein gebildeter und gereister Cavalier, lud ihn auf das Gut seiner honetten Eltern ein und forderte ihn auf, von dort einen Spazierritt auf ein Nachbargut zu machen, wo eine Taufe gefeiert wurde. Der v. K. bat unsern Helden, er möchte sich's gefallen lassen, für einen Oberstwachtmeister in holländischen Diensten ausgegeben zu werden; „denn ich weiß," sagte er, „daß sonst diese adlichen Bauern

kein Bedenken haben werden, dem Herrn die letzte Stelle zu geben und ihn nicht im geringsten zu beachten, trotz seiner Bildung und obgleich er, ohne arm zu werden, leicht ihre sämmtlichen Güter bezahlen könnte.“ Was der Holländer dort beobachtete, erzählt er folgendermaßen:

„Das Tractament war so beschaffen, daß die Tafel nicht in Gefahr war, unter den schweren Schüsseln zu brechen, ein gutes Gericht Speisefische in einer gelben Zwiebelsauce, alle Regalien eines Kalbes, der ganze Inhalt eines Schweines, so viel Glieder, so viel Speisen, ein paar Gänse und ein paar Hasen, dazu ein rohes wässeriges Bier, so daß man bei Zeiten den nicht viel besseren Branntwein zu Hilfe rufen mußte. Dabei aber war diese Gesellschaft, die aus etlichen zwanzig Personen bestand, rechtschaffen lustig und das Frauenzimmer viel aufgeweckter, als die gezierten Kaufmannsfrauen des Stadtadels. Als die Tafel aufgehoben war und ein Theil der Cavaliere nach ein paar Fideln lustig umher sprang, ein Theil das Zimmer mit Tabak voll rauchte, fing die Frau v. R. an: „Ich sehe meine Lust an diesem ausländischen Cavalier und bin der Hoffnung, daß mein Sohn, der auch Officier ist, an anderen Orten ebenso lieb und werth gehalten wird.“ — „Ich, liebste Frau Schwester,“ versetzte die Frau Ilse von der B., „bin ganz anderer Meinung. Ich könnte nimmermehr so tyrannisch gegen die Meinigen sein, sie unter diese Kriegsgurgeln zu verstoßen, denn ich höre, daß sie bisweilen schlecht genug zu essen haben, viele Nächte in kein warmes Bett kommen und noch dazu niemand haben, der ihnen ein Warmbier machte oder ein Glas Branntwein brächte. Sollte ich hören, daß meinen Sohn ein langhalsiger Tartar, wie ich ihn neulich im Kretschem abgemalt gesehen, gar gefressen hätte, so würde mich der Kummer auf der Stelle ersticken. Deswegen erachte ich besser, meinen Junker Hans Christoph daheim auf dem Gütlein zu erhalten, so gut ich kann. Zwar muß ich bekennen, daß er mich schon genug ge-

kostet hat, als ich ihn rittermäßig ausstaffirte, meine zwei besten Kühe gingen damals drauf, und ich konnte den Abgang noch nicht ersetzen. Nun was hilft's, sehe ich doch auch meine Lust, wie er sich in allem so rittermännisch anzustellen weiß. Sehe sie nur, liebe Frau Schwester, kann er nicht so hurtig tanzen wie ein anderer, und die Dame herum drehen, daß es eine Art hat? Er wird keinem ein Glas Bier oder Branntwein abschlagen, der Tabak ist sein einziges Leben, bei allen Gesellschaften ist er so angenehm, daß er bisweilen kaum in drei Wochen nach Hause kommt, womöglich mit einem blauen Auge. Daraus kann ich mir leicht die Rechnung machen, daß er sich nach Reiterart herumschlagen und wacker wehren muß. So wird auch hier mein Junker Martin Andres werden." — Der Junker stand da und legte den Kopf in den Schoß der lieben Mutter. — „Der lose Kerl weiß auch schon, daß er ein Junker ist, darum begehrt er nichts zu lernen, sondern er reitet lieber mit dem Roßjungen im Felde herum; er darf wol schon auf den Gedanken kommen, einen Degen zu haben. Das macht mir neuen Kummer, denn ich kann mir leicht denken, daß es zuletzt auch noch ein Pferd kosten wird, und wenn Gott nicht sonderlich hilft, werden mir ein paar Kühe drauf gehn. Doch ich werde ihm auch wol endlich ein Abc kaufen müssen, denn sein Herr Vater hat immer gewollt, daß er ein recht scharfer Gelehrter werden sollte, wie er selber einer war. Ja, wenn es nichts kostete und die gelehrten Kerls nicht so viel theure Bücher haben müßten! Sonst sieht man wol seine Lust an ihnen, und mir gehn die Augen noch immer über, wenn ich daran denke, wie sein Herr Vater so schön die Dankreden nach der Bewirthung hielt und es wol so gut als der Pfarrer machen konnte, wie er auch einmal eine ganze halbe Stunde lauter Latein, ich weiß nicht was, vor dem Fürsten hersagen mußte. — Eins gefällt mir sehr wohl an meinem Martin Andres, daß er einen so verschlagenen nachdenklichen Kopf hat. Er

hat mir selber an die Hand gegeben, ihm zuweilen zu etwas Gelde zu verhelfen, indem ich ihm nämlich vergönne, das Lösegeld für das fremde Vieh zu behalten, das auf meinem Acker gepfändet wird. Darauf ist er nun so erpicht, daß er den ganzen Tag im Getreide auflauert, ein paar Schweine oder dergleichen zu erhaschen, womit er sich auch schon bis zu einem halben Thaler erworben. — Dessenungeachtet aber, und wenn ich nur gewiß wüßte, daß meinem Junker Hans Christoph der Handel im Kriege auch so glücken würde wie Ihrem Herrn Sohne, liebe Frau Schwester, ich wollte ja ein Jahr nicht ansehen und wollte versuchen, wie ich ihn dazu beredete; wenn er nur auch gewiß Oberster und ein Freiherr würde und auch eine reiche Dame kriegte. Die aber müßte mir bei meiner Seele vom rechten Adel sein; denn sonst schwöre ich, daß sie mir nicht unter die Augen kommen dürfte, wenn sie gleich in Golde steckte bis über die Ohren. Und wer weiß es, liebe Frau Schwester, ich habe mein Lebtag gehört, daß es in andern Ländern nicht so gute Edelleute giebt als bei uns, und daß man in Holland, wo dieser Officier her ist, die Weiber nackt und bloß, wie sie der liebe Gott geschaffen, nicht anders als Kühe zu Markte treibt. Denn meiner seligen Frau Mutter Schwester, die liebe Frau Grete v. T., mußte damals auch erleben, daß ihren Sohn der Teufel ritt und daß er ein solches wildes Weib mit nach Hause führte. Da hat sie sich so sehr gegrämt, daß sie es nicht lange mehr gemacht hat, und sie ist durchaus nicht zu bereden gewesen, daß sie dieses wilde Weib nur einmal angesehen hätte. — Aber um wieder auf meinen Sohn Junker Hans Christoph zu kommen, wenn es sich so mit ihm machte, daß er nicht dahin käme, wo die Tartaren sind, auch nicht Schildwacht stehn dürfte, so wollte ich wol meine alte Magd, die ihn ganz aufgezogen und beflohet hat, schon überreden, daß sie auf ein Jahr mitzöge und Achtung auf ihn hätte, bisweilen den Kopf wüsche und die

Hemden bereinigte, ich wollte ihr auch noch eine halbe Metze Lein aussäen."

Die Frau v. R. würde wahrscheinlich dieser Einfalt genugsam geantwortet haben, wäre sie nicht durch den Herrn v. K. zum Tanz aufgeführt worden. So ließ sie die Alte allein, zu welcher sich der anwesende Junker Vogelbach mit einer fingerlangen Tabakspfeife im Munde verfügte und so Unterhaltung machte: „Wie geht's? wie steht's noch um ein gut Leben, meine liebe Frau Muhme? Ich merke, sie sieht ihre Freude an ihrem Junker Hans Christoph, daß er es so lustig mitmachen kann. Hol' mich dieser und jener, er ist auch ein rechtschaffner Kerl, ich wollte wünschen, daß er vor etlichen Tagen dabei gewesen wäre, als ich mich mit einem Pfeffersack von Breslau herumschlug; er sollte sein Wunder gesehen haben, wie ich den Kerl drillte; er mußte das Leben von mir erbitten und nachher mir und meinen Secundanten einen stattlichen Schmaus zum besten geben, wobei wir uns so lustig machten, daß der beste Wein in der Stube herumschwamm." Aber die alte Frau von der B. antwortete darauf: „Es ist euch eine schöne Ehre, daß ihr euch wegen eines Trunkes Wein mit den Bürgern so gemein macht. Und vor allen ihr, Junker Martin Heinrich, dem der Mund nur immer nach Wein hängt; wenn ihr nur ein paar Gläser davon erschnappen könnt, trinkt ihr mit allen Leuten Brüderschaft, sie mögen Bürger oder Edelleute sein. Ja ihr nennt wol gar, wie ich mir habe sagen lassen, die Pfeffersäcke Oheim und Vetter. Sollte ich das wissen, so schwöre ich, daß ich euch mein Lebtag nicht Vetter nenne. Sagt mir, was habt ihr wieder für eine Schmarre auf der Stirn? Ohne Zweifel habt ihr euch wieder gekatzbalgt und eins bekommen; das ginge wol noch hin, wenn's euch nur nicht die Bürger versetzt hätten."

„Seht ihr mich für einen Narren an," sagte Junker Vogelbach, „daß ich diese Kerle Oheim oder Vetter nennen

sollte, hätte ihnen der Kaiser auch einen noch so großen Brief gegeben? Bruder geht noch an, so lange sie lustig Wein hergeben, hernach aber heißt es: laßt den Bärenhäuter gehn."

Unterdeß machten sich die Gäste mit Tabak, Trinken und allerhand Gesprächen ziemlich lustig, wobei der Holländer bemerkte, daß von den beiden nicht übel gebildeten Töchtern des Wirthes allemal nur eine im Reigen zu sehen war, und jede vom Haupt bis zu den Füßen wie die andere gekleidet; daraus konnte er leicht schließen, daß sich auch diese guten Mädchen mit ein und derselben Kleidung behelfen mußten, und daß, während die eine im Zimmer tanzte, die andere, welche abgelegt hatte, unterdeß draußen so lange in Geduld warten mußte, bis die Reihe wieder an sie kam. „Sind das nicht liebe Kinder," sagte ihre Mutter, die sich mit andern Frauen zu der Frau von der B. gesetzt hatte, „sie wissen sich in alles so adlich zu schicken, ich sehe meines Herzens Lust, wie ihnen alles so wohl ansteht. Und hätten die Pfeffersäcke in den Städten noch so viel Schmuck um sich hängen, der Bürger bleket doch allemal heraus." „Es ist nicht ohne," sagte die andere, „das Herz möchte mir im Leibe zerspringen, wenn ich diese Leute in der Stadt in so prächtigem Kleide und Schmuck auf goldenen Karreten herprahlen sehe. Prahlet, denke ich dann, wie ihr wollt, und wenn ihr gleich alle Tage statt eures besten Weines gar Perlen söffet, so seid ihr doch Bürger, bleibet Bürger und werdet es nimmermehr dahin bringen, uns gleich zu sein."

Unter solchem Weibergeschwätz, Lachen, Jauchzen, Tanzen und Springen war die Nacht hereingebrochen, und weil der v. K. leicht erachten konnte, daß auch dieses Gelage mit den gewöhnlichen Stänkereien und Händeln würde beschlossen werden, so gab er unserm Holländer einen Wink und machte sich mit ihm auf die Seite zu einem bekannten Bauer, wo sie die Nacht auf einer Streu zubrachten. Am nächsten Morgen

weckte sie der Reitknecht des Herrn v. K.; wenn sie eine dreifache Schlägerei anzusehen verlangten, wobei der Vogelbach der vornehmste sein würde, so möchten sie bald aufstehn und sich auf die polnische Grenze nahe am Dorfe begeben. Dazu hatte aber keiner von ihnen Lust, der v. K., welcher sich solcher Lumperei seiner Landsleute schämte, gab seinem Reitknecht einen Wink zu schweigen, sie saßen auf und ritten unter anmuthigen Gesprächen ihres Weges."

So weit die Erzählnng Paul Winckler's. Um das Jahr 1700 waren die Sitten des Landadels bereits milder, das Leben ein wenig reichlicher, die Koppeln der Krippenreiter seltener geworden. Immer noch kamen Einzelne in Versuchung, dem schwachen Landesgesetz zu trotzen, wiederholt eifern die Regierungen gegen List und Gewalt, womit Unberechtigte die Landgüter Verstorbener in Besitz nehmen. Immer noch leidet die Mehrzahl des Landadels an einer Ueberbürdung durch aufgenommene Capitalien, häufig ist die Klage, wie leichtsinnig Hypotheken ausgestellt und wieder verkauft werden, und wie gewöhnlich es sei durch Pfandinstrumente zu betrügen, welche weit über den Kaufwerth des Gutes hinaus gehn. Bei solchen Verhältnissen war auch gerichtliche Versteigerung überall, wo sie nicht durch Lehnsverhältnisse oder Familienstatut verhindert wurde, nur zu häufig, immer wieder brannten die Wachslichter, welche nach altem Brauch am Morgen des Versteigerungstages angezündet wurden und durch die Dauer ihrer Flamme die Zeit anzeigten, binnen welcher die Gebote der Kauflustigen auf das Gut anzunehmen waren *).

In den meisten Landschaften Deutschlands war der Erwerb eines adlichen Landgutes abhängig von dem Ritterrecht in derselben Landschaft; allerdings war diese Bestimmung nicht gemeinem Rechte gemäß Gesetz, aber fast überall bildeten die

*) Kais. Privil. und Sanct. I. 377, zum Jahre 1712.

adlichen Gutsbesitzer der Landschaft eine mächtige Corporation, welche den Nichtadlichen wenigstens von dem Vollgenuß der Dominialrechte, der Standschaft und ihren Versammlungen, ausschloß. Auch wo Nichtadliche lehnsfähig waren, wie in Thüringen und Meißen, waren sie es nur unter Beschränkungen. Sonst hatten nur die Bürger einzelner privilegirter Städte das Recht adliche Güter zu erwerben, es erlosch auch für diese Bevorzugten, sobald sie aus dem Verbande der begünstigten Stadt traten. Auch bei bürgerlichen Räthen der Landesregierung und Mitgliedern der Universitäten wurden zuweilen Ausnahmen gemacht. In der Regel aber durfte der Nichtadliche das Gut nur pfandweise, aber nicht mit Herrenrecht als Eigenthum besitzen. Selbst dem Geadelten stand noch nicht frei, ein Rittergut als Eigenthum zu erwerben, er bedurfte dazu der besondern Einwilligung des Landesherrn oder der adlichen Landschaft; in den kaiserlichen Erbländern erhielten dies Recht nur solche Edelleute, welche in den Herren- und Ritterstand erhoben waren, und auch dann sollte in jedem einzelnen Fall dies Recht vom obersten Landesherrn erkauft und durch ein Diplom gesichert werden. Selbst von den alten Familien suchte der Kaiser dadurch Geld zu erhalten, daß er ihnen auflegte, durch ein Generaldiplom für alle Mitglieder dies Recht von neuem zu erkaufen.

Aber auch andere Beschränkungen legte der kaiserliche Hof auf, der bis in die neueste Zeit den letzten Schild seines Adels noch in Edle, Herren und Ritter getheilt hat. Wer aus dem Bürgerthum in den Adel- oder Ritterstand versetzt wurde, durfte nicht turniermäßig mit Trauerpferden und Schilden begraben werden, wenn er noch nebenbei eine bürgerliche Nahrung trieb. Und so weit die kaiserliche Verwaltung reichte, wurde sogar der adlichen Frau noch 1716 verboten, einen lutherischen Geistlichen zu heiraten, weil das dem Adel unanständig sei*).

*) Kais. Privil. und Sanct. III. 989 und 1021.

Aber wie bei dem Bauer, ist auch in dem Leben des deutschen Adels etwa seit 1700 deutlich das Einbrechen einer neuen Zeit zu erkennen. Es wird bei den Besseren guter Ton, sich als Hausvater und Gutsherr zu fühlen. Fast plötzlich beginnt eine neue Literatur, große Sammelwerke, in welchen Pflichten und Geheimnisse des Ackerbaues, der Wirthschaft, des Haushalts, der Kinderzucht, einer häuslichen rittermäßigen Erziehung systematisch und wortreich dargestellt wurden, es sind ehrwürdige Folianten, in schöner Ausstattung mit Kupferstichen verziert, aus denen sich zu bilden bald für verdienstlich galt. Schon 1682 widmete von Hochberg sein „Adliches Landleben" den Gutsbesitzern Oberösterreichs. Bald darauf schrieb Pfalzgraf Franz Philipp unter dem Namen Florinus ein ähnliches Werk, den „Klugen und rechtsverständigen Hausvater". Schon wurde in Holstein, bald darauf in Mecklenburg auf den adlichen Gütern die Koppelwirthschaft eingeführt. Zugleich steigerte sich in mehren wohlhabenden alten Familien das Interesse an etwas Kunst und Wissenschaft, es wurde anständig, einige historische und juristische Kenntnisse zu haben, die Vergangenheit der eigenen Familie zu kennen, in den Hilfswissenschaften der Geschichte, der Münz- und Wappenkunde, bewandert zu sein. Auch den Frauen des Landadels kam die innigere Frömmigkeit des neuen Pietismus, und seit 1700 das verständige, nüchterne Wesen der neuen Bildung zu gute. Es wurde ihnen so oft gesagt, wie rühmlich es für eine Edelfrau sei, sich um die Wirthschaft zu bekümmern und ihre Kinder gottesfürchtig zu christlichen Junkern zu erziehen, daß man wol annehmen darf, es sei Einiges von diesen Ansichten in ihr Leben übergegangen. Und um 1750 schildert schon ein vielgereister Edelmann mit Behagen die Tagesarbeit der Gutsfrauen, wie sie sein sollen. In der That hatte ein Edelmann, welcher friedlich auf seinen Gütern in erträglichem Wohlstande saß, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Recht, sich zu den glücklichsten Repräsentanten seiner Zeit zu zählen. Er lebte schlecht

und recht, kümmerte sich nur so weit um die große Welt, als er mußte, verkehrte in großer Familiengeselligkeit zwanglos mit der ganzen adlichen Nachbarschaft, trank sich nur noch zuweilen einen Rausch, zog seine Füllen, verkaufte seine Wolle, disputirte mit seinem Pfarrer; er kam bei mäßiger Strenge erträglich mit seinen Unterthanen zurecht und hatte nur selten eine Ahnung davon, wie schädlich auch für ihn die Unfreiheit seiner Arbeiter war. Kam eine alte Familie in Gefahr zu verarmen, so empfahl ihr der erwähnte eifrige Vertreter des Adels wohlmeinend die Heirat mit einer reichen Erbin aus dem angesehenen Bürgerstande, im Nothfall könne das Geschlecht der Frau geadelt und von Vater- und Mutterseite mit Ahnen versehen werden*), das Geschäft gebe zwar einen kleinen Makel, aber es sei thöricht darauf viel zu achten.

Gegen das Zurücksinken in das Volk waren die alten Familien aber auch durch zahlreiche einträgliche Vorrechte geschützt. Sehr groß war die Anzahl der Beneficien und Präbenden, der arbeitlosen Stellen, der Sinecuren in den Domcapiteln, bei dem Malteser- und Johanniterorden, an den adlichen Klöstern und andern geistlichen Stiftern, es gab kaum eine alte Familie, welche nicht nach einer dieser Richtungen Verbindungen hatte. Allgemein war im Adel die Empfindung, daß der katholische Adel viel besser daran sei, weil er seine Söhne und Töchter leichter versorgen könne, während die protestantischen Fürsten die meisten Stifter eingezogen hätten. Mit Stolz sah auch deshalb die Reichsritterschaft in Franken, Schwaben, am Rhein auf den landsässigen Adel herab, ihr bewahrte die kaiserliche Capitulation nicht nur Gerechtigkeit, Würde und Hoheit, sie war auch mit den geistlichen Fürsten und deu Stiftern ihrer Territorien eng verbunden und ihre Familien lebten in fast erblichem Anrecht auf zahlreiche geistliche Pfründen. Leider vermochte aber dieser Schutz nicht ihre

*) J. M. von Loen, Der Adel. 1752. S. 135 und 226.

Familien in dauerndem Gedeihen zu erhalten, ja er wurde ein Hauptgrund, daß viele derselben in Abgeschlossenheit verarmten und innerlich verdarben.

Verhängnißvoller aber wurde dem niedern Adel ein anderes Recht, das er noch heute als werthen Vorzug festhält, und das noch jetzt nicht ihm allein die Tüchtigkeit verringert: seine Hoffähigkeit. Der Grundsatz, daß jeder alte Edelmann bei Hofe freien Zutritt habe, und daß es dem Fürsten nicht zieme, seinen Umgang und geselligen Verkehr in andern Kreisen zu finden als innerhalb der alten Adelsschilde, gewann seit dem Jahre 1700 größere Bedeutung. In dieser Zeit erhielten die deutschen Höfe allmählich die Einrichtung, welche sie bis heute bewahrt haben, der Kaiserhof, der Staat Ludwig's XIV. wurden in vielem Muster, daneben blieben an den einzelnen Höfen alte heimische Bräuche. Immer größer wurde die Zahl der adlichen Hofchargen, bedrängte Fürsten verkauften sie wol gar um gutes Geld*). Schon stand dem gesammten Hofe der Oberhofmeister vor. Den fürstlichen Haushalt besorgte der Hofmarschall, noch schritt er bei feierlichen Gelegenheiten mit seinem vergoldeten Stabe selbst den Schüsseln vor, schon trat er bei Festtafeln, sobald das Confect aufgegeben wurde, hinter den Stuhl seines gnädigen Herrn. Der Oberkammerherr überwachte noch wirklich die Garderobe seines durchlauchtigen Gebieters, zuweilen unter Beirath der fürstlichen Gemahlin, und vertheilte die abgelegten Kleider nicht nur an die Kammerdiener, auch an ärmere Cavaliere**). Auch sein Amt war wichtig, denn die Costüme waren an den meisten Höfen zahlreich und sehr verschieden, nur bei den Preußen und bei den verwandten Höfen, welche die preußische Zucht nachahmten, wurde der einfache Soldatenrock von inländischem Tuch die stehende Kleidung. Sonst waren nicht nur die Galakleider,

*) J. B. von Rohr, Ceremoniel=Wissenschaft S. 229.
**) Ebendas. S. 33.

auch die besonderen Costüme und Verkleidungen für die Hoffeste eine sehr bedenkliche Angelegenheit, und es war für den Kammerherrn keine Kleinigkeit, genau zu wissen, wie die Garderobe bei den Divertissements gebührend einzurichten sei, wenn z. B. im türkischen Garten bei Dresden der ganze Hof muselmännisch erschien, oder wenn gar ein außerordentliches Krönungscostüm erfunden werden mußte, wie für Kurfürst Friedrich August von Sachsen bei der Krönung zu Krakau*). Auch der Stall war adlich geworden, er stand unter dem Oberstallmeister, wie die Jagd unter dem Oberjägermeister, erst spät wurde die gesammte waidmännische Umgebung des Souveräns adlich. Da das Ceremoniell eine eigene Wissenschaft des Hofes geworden war, wurde sie an mehren der großen Höfe durch den Oberceremonienmeister vertreten. Niemand wachte eifersüchtiger als die Fürsten selbst über die Ehrenbezeigungen, welche sie zu geben und bei Besuchen zu erhalten hatten; wurde ihnen bei einem Besuche nicht genug gethan, so reisten sie wol gar im Zorne ab und drohten mit Re-

*) Denn als der prächtige Herr am Ziel seiner Wünsche stand nach zahllosen Bestechungen an die polnischen Großen, und nachdem er seinen neuen Katholicismus weniger durch das gedruckte Zeugniß des Papstes, als durch die Spende von einem Thaler und einem halben Maß Branntwein an jeden adlichen Wähler seiner Partei bewährt hatte, da mußte zu der verhängnißvollen Krönung am 5. September 1697 die Erfindungskraft der Hofchargen höchlich angestrengt werden, denn das Costüm sollte antik sein und zugleich polnisch, und auch wieder modisch und cavaliermäßig. Deshalb trug der König auf dem wohlgepuderten Haupte eine polnische Mütze mit der Reiherfeder, auf der Brust einen stark vergoldeten Harnisch, über den kurzen französischen Beinkleidern ein kurzes römisches Unterkleid, an den Füßen Sandalen, über allem einen blauen Hermelinmantel, die ganze Kleidung mit prachtvollen Edelsteinen übersäet. Er wurde bei der Krönung ohnmächtig, es ist zweifelhaft, ob das unbequeme Costüm oder die Scham über etwas anderes die Schuld trug. Die Polen aber aßen an diesem Tage drei gebratene Ochsen, weil bei der Kaiserkrönung in Frankfurt einer gebräuchlich war. Vergl. Förster, Höfe und Cabinette Europa's. III. S. 51.

vanche, unendlich waren deshalb ihre Klagen und Beschwerden beim Kaiser und Reichshofrath. Und doch war solch eifersüchtiges Wachen auf Aeußerlichkeiten nicht die Folge eines sicheren Stolzes, denn gegen Mächtige waren sie nur zu arm an Selbstgefühl. Immer wieder wurden Rangordnungen gegeben, fast jeder neue Regent fand ein Vergnügen darin, sein oberherrliches Recht auch darin zu erweisen, und trotz aller Ordnungen waren die Streitigkeiten um Rang, Charge, Titel endlos. Aerger noch als die Männer waren die Frauen. Es kam um 1750 vor, daß an einem Fürstenhofe alle adlichen Damen ihre Plätze in der Kirche verließen, weil die Tochter eines neugeadelten Beamten, eines „wirklichen Geheimeraths", auf ihrem Chor einen Platz suchte.

Dieser weite Kreis von nichtigen Interessen gewann für den Adel die höchste Wichtigkeit. Vom Kaiserhofe in Wien bis zu dem Haushalt des Reichsfreiherrn herab, welcher immer noch einen oder mehre arme Junker in seiner Umgebung hielt, waren mit den Seitenlinien und Nebenzweigen der größeren Häuser in ungefährer Schätzung etwa 5—600 Hofhaltungen in Deutschland, außerdem 1500 reichsritterschaftliche Häuser, also sicher weit mehr als 5000 Hofämter und Chargen. Daß der Adel diese ungeheure Anzahl von Bedientenstellen einnahm, war seinen männlichen Eigenschaften nicht vortheilhaft. Daß er die Launen und Roheiten eines zügellosen Souveräns mit Lächeln ertragen, als geschmeidiger Diener dem despotischen Gelüst und der Mätressenwirthschaft gefällig sein mußte, war noch nicht das Aergste. Er kam in dringende Gefahr, so niederträchtig zu werden, daß die Gemeinheiten der armen Krippenreiter dagegen als Tugenden erschienen. Es war die Zeit, wo die adliche Mutter ihre Tochter mit Freude selbst in die Arme eines lüderlichen Fürsten führte, und wo der Hofmann seine Gattin dem Fürsten gegen Bezahlung überließ. Freilich thaten das nicht nur arme Edelleute, auch solche, die selbst Sprossen fürstlicher Häuser waren. Der Adel ein-

zelner deutscher Landschaften hat Gelegenheit gehabt, seine Uebung in solchen Gefälligkeiten auch noch in unserem Jahrhundert gegen die Prinzen und Marschälle Napoleon's zu beweisen. — Und was am schlimmsten war, die große Masse des Hofadels zog auch die verwandten Familien der Gutsbesitzer in die Residenzen. Verständige Männer wurden nicht müde darüber zu klagen, daß auch der Landadel zum größten Schaden für seine Kasse und Moralität nicht auf seinen Gütern wohne, sondern sich in die Nähe der Fürsten dränge und an den verpesteten Höfen sich selbst, seine Frauen und Töchter ruinire. — Das waren aber im größten Theile von Deutschland bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts vergebliche Mahnungen.

Wer freilich männlicheren Ehrgeiz hatte, der wurde Beamter oder Officier. Auch der Beamtenadel zeigt seit 1700 eine eigenthümliche Physiognomie. Hatte der Sohn einer alten Familie die Rechte studirt, so gewann er durch seine Familienverbindungen leicht eine Rathsstelle, und stieg von da, wenn er gewandt, und zuweilen, wenn er unterrichtet war, zu den wichtigsten Aemtern, bis zum thatsächlichen Regenten des Staates oder zum politischen Agenten und Gesandten an fremden Höfen empor. Es gehören neben den mannigfaltigen Schurken, welche die arge Zeit heranzog, auch gebildete und tüchtige Männer des deutschen Adels zu diesem Kreise, welcher schon in der Zeit von Leibnitz die eigentliche Aristokratie des Standes bildete. Es wurde allmählich Brauch, auch die höchsten Beamtenstellen, und seit die Gesandtschaften ständige, höfische Institute geworden waren, auch diese nur durch Adliche zu besetzen. Ebenso die Officierstellen der Heere. Während die kaiserlichen Armeen auch nach den Reformen des Prinzen Eugen immer etwas von der Physiognomie der alten Landsknechtheere behielten, denen der junge Adel aus dem größten Theile Deutschlands zuzog, wurde bei den Hohenzollern die neue Organisation der Armee Grundlage für die Bildung eines eigenthümlichen Officieradels. Schon Kurfürst Friedrich Wilhelm erkannte, daß

der verwilderte Landadel seines verwüsteten Gebietes am besten in dem Heere zu verwerthen sei, welches er noch unter dem Geschützdonner des dreißigjährigen Krieges schuf. Er bändigte die Rauflustigen durch die militärische Zucht, regelte ihr rohes Ehrgefühl durch den Corpsgeist und die militärischen Ehrengesetze, und gab ihnen auch im Heere das Gefühl einer privilegirten Stellung dadurch, daß er die höhern Officierstellen ausschließlich mit ihnen besetzte. In den letzten Jahren seiner Regierung ist das preußische Officiercorps bereits in der großen Mehrzahl adlich. Eine der merkwürdigsten Culturveränderungen des 18. Jahrhunderts wurde dadurch bewirkt, zumal seit König Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Zweite so stark betont hatten, daß jeder Fürst des Hauses Hohenzollern Soldat und Officier sein müsse, und daß derselbe Rock, gleiche Subordination und dieselben Gesetze der Ehre für ihn gelten sollten, wie für den kleinen Junker vom Lande.

Dadurch geschah es, daß die Nachkommen vieler Familien, welche durch Jahrhunderte als Drohnen der bürgerlichen Gesellschaft gelebt hatten, enge mit den theuersten Erinnerungen der Nation verbunden wurden. Durch diese politische Bevorzugung des Adels wurden aber freilich auch im Staate der Hohenzollern neue Gefahren für die Familien des Adels und, was noch bedenklicher war, für den Staat selbst großgezogen. Es wird später davon die Rede sein.

So war der Adel um das Jahr 1750 noch auf dem Höhepunkte seiner Geltung, er war überall der herrschende Stand. Tausende seiner Söhne verneigten sich an den großen und kleinen Höfen, kaum geringere Zahl dehnte sich in den Chorstühlen geistlicher Stifter, saß auf Präbenden und trug kaiserliche Panisbriefe in der Tasche. Die weichsten Lehnstühle der Rathscollegien, die Vordersitze in den Staatscarrossen der Diplomaten wurden von ihnen eingenommen, fast der gesammte Domanialbesitz war in ihren Händen. Gerade da

aber begann eine Umwandlung in den Seelen der deutschen Nation, es erwuchs eine neue Bildung, und neue Ansichten über irdischen Werth oder Unwerth verbreiteten sich, leise, allmählich, unangreifbar, man wußte nicht wie und woher. Die deutschen Redesätze erhielten einen andern Fall, die deutschen Verse klangen weniger majestätisch, bald sogar simpel. Diese neue Sucht nach Simplicität verbreitete sich weiter. Einzelne dreiste Phantasten wagten Puder und Perrücken zu verachten, es wurde auffallend gegen die Etikette, ja von sehr Vornehmen gegen das Ceremoniell gesündigt, neue Ideen kamen in Umlauf und neue Gefühle. Man hörte von Schönheit, von zärtlichen Herzen und Menschenwürde sprechen. Schnell wurden auch Distinguirte vom Adel angesteckt, sogar Souveräne, die Herzogin von Weimar fuhr mit einem, der Wieland hieß, auf einem Leiterwagen, zwei Reichsgrafen von Stolberg waren nicht abgeneigt, vor einem, der gar Klopstock hieß, niederzuknieen, und küßten sich beim Mondschein mit bürgerlichen Studiosen.

Unter den bürgerlichen Schöngeistern, welche jetzt auf einmal Einfluß gewannen, war keiner mehr geeignet den Adel mit der neuen Zeit zu befreunden, als Gellert. Er war nicht genialisch, er wußte sehr gut, was einem jeden gebührte, und er gab doch jedermann sein Theil durch kritische Seitenblicke; er hatte eine feine, bescheidene, ein wenig pessimistische Laune, er war durchaus respectabel, er hatte ein mildes wohlthuendes Wesen für Männer und Frauen. Sehr groß war die Einwirkung, die er auf den obersächsischen, thüringischen und niederdeutschen Landadel ausübte. Bald begann auch in diesen Familien ein Cultus der neuen Zeit. Zumal die Frauen öffneten ihr Herz den neuen literarischen Gefühlen, und viele von ihnen wurden stolz, Gönnerinnen der schönen Dichtkunst zu sein, während die Männer noch mißtrauisch auf das neue Wesen blickten. — Und wie in Deutschland die Poesie die wunderliche Wirkung hatte, den Adel in eine unerhörte Verbindung mit dem Bürgerthum zu bringen, äußerte zu der-

selben Zeit in Oesterreich die Musik durch einige Jahrzehnte ähnliche Wirkung.

Es blieb aber nicht bei den poetischen Stimmungen und bei den zarten Beziehungen, in welche die Kalb, die Stein und die Lengefelds zu deutschen Dichtern traten. Ernster, gewaltiger sprach die neue Wissenschaft; was sie befahl und was sie verurtheilte, das wurde wie durch einen Zauber in Hunderttausenden Gesetz des Lebens oder Gegenstand des Abscheus. Wenige Jahrzehnte nach 1750 galten in einem weiten Kreise der Gebildeten, welcher die stärkste Kraft des Bürgerthums wie die edelsten Seelen des Adels umschloß, die Privilegien des Adels, welche ihm eine Sonderstellung im Volke gaben, für veraltet. Und die Staatsordnungen, welche sie conservirten, wurden mit Kälte und mit Achselzucken betrachtet.

Und eine andere ernste Zeit kam; die adlichen Generäle des preußischen Heeres vermochten den Staatsbau der alten Hohenzollern nicht zu halten, sie zuerst gaben den Staat Friedrich's des Großen auf und überlieferten die preußischen Festungen kleinmüthig einem fremden Feinde. Und eine von den Bedingungen der Rettung und Wiedererhebung Preußens und Deutschlands war, daß der Adel auf theure Vorrechte im Beamtenthum, auf das Privilegium der Officierstellen, das Privilegium des ritterlichen Grundbesitzes verzichten mußte.

Seit der Erhebung des Volkes im Jahre 1813 ruht Leben und Gedeihen des Staates, Kraft und Fortschritt der menschlichen Bildung in dem deutschen Bürger. Das Bürgerthum ist nicht mehr wie im Mittelalter ein Stand, der andern Ständen gegenübersteht, es ist die Nation selbst geworden. Wer sich ihm gegenüberstellt mit egoistischen Ansprüchen, der beginnt einen hoffnungslosen Kampf. Alle Privilegien, durch welche der Adel sich bis zur Gegenwart eine Sonderstellung in dem Volke zu bewahren sucht, sind ein Unglück und Verhängniß für ihn selbst geworden. Viele der Besten vom Adel haben das längst begriffen, sie sind auf jedem Gebiete der

geistigen und materiellen Interessen, in Kunst, Wissenschaft und Staat Vertreter des neuen Lebens der Nation. Auch der Landadel, der in den Grenzen seiner Dorfflur am treuesten und liebevollsten die Erinnerungen aus alter Zeit bewahrt, hat sich zum Theil mit der neuen Zeit befreundet, zum Theil ihren Forderungen widerwillig gefügt. Aber in den Schwächeren von ihnen ist noch heut etwas von den gemüthlichen Stimmungen der alten Feldreiter zurückgeblieben. Das neue Junkerthum, eine unholde Caricatur des adlichen Wesens, ist, wenn man genau zusieht, nichts weiter als anspruchsvolle Fortsetzung der alten Krippenreiterei. Hinter Uniform und Ordenskreuz birgt sich nicht selten derselbe Haß gegen die Bildung der Zeit, dieselben Vorurtheile, der gleiche Hochmuth, eine ähnliche groteske Verehrung absterbender Vorrechte und derselbe rohe Egoismus gegenüber dem Gemeinwesen. Denn nicht wenige unter jenem Hofadel und Landadel betrachten noch immer den Staat ähnlich, wie ihre Ahnen vor zweihundert Jahren die gefüllte Vorrathskammer eines Nachbars. Aber stärker als vor zweihundert Jahren erhebt sich gerade jetzt gegen solche der Haß und die Verachtung des Volkes.

10.

Aus deutschen Bürgerhäusern.

(1675—1681—1683.)

Trotz Krieg und Zerstörung war die Civilisation in beständigem Fortschritt begriffen, weil sie nicht, wie im Alterthum, von einem Volke allein, sondern durch eine große Familie von Nationen getragen wurde; aber der Segen solcher höheren Entwicklung adelte in Deutschland zunächst nur das Leben Einzelner. Nur bei glücklicher Anlage, in günstiger Lebensstellung vermochte die Bürgertugend zu gedeihen, welche für uns der werthvollste Besitz des Mannes ist. Das Jahrhundert der Reformation hatte den Menschen nach vielen Richtungen das Charakteristische und Selbstthätige entwickelt und nicht nur die Unterschiede der Bildung vergrößert, auch die Ansprüche an das Leben mannigfaltiger gemacht; aber in jener Zeit fühlte sich jeder, auch der Weise, Starke, Gebildete noch als Deutscher und als ein Theil der Volkskraft. Seit dem großen Kriege offenbart sich der Gegensatz zwischen dem Gebildeten und dem Volke. Einst hatte man „gemein" genannt, was für alle galt und darum hoch zu achten war, jetzt hing sich die Vorstellung von etwas Unwürdigem an das gute Wort; sonst war „schlecht" in der Bedeutung „einfach" ein gutes Prädicat des Menschen gewesen, jetzt wo überall das fremde Künstliche für begehrungswerth galt, wurde das Schlichte tadelnswerth. Größer wurde die Kluft zwischen den Ständen. Nicht allein durch Preis, Farbe und Stoff der

Kleidung unterschieden sie sich, wie seit alter Zeit, die ganze Tracht vom Hut und Haarschmuck bis zu den Absätzen der Schuhe wurde für den Vornehmen eine andere als für den Bürger, für den Städter andere als für den Bauer. In der Geselligkeit, in der Sprache, der Lebensart traten die modischen Unterschiede grell hervor. Jeder Kreis suchte sich gegen das Eindringen der untern zu schließen, der hohe Adel gegen den niedern, der niedere gegen den Bürger, in den Städten der Studirte gegen den Nichtstudirten, der Kaufmann gegen den Handwerker. Auch diese unholde Erscheinung war die erste Folge eines politischen Fortschrittes. Einst waren die großen Stände, Fürst, Edelmann, Bürger, Bauer, in alten sichern Verhältnissen neben einander gegangen, die Geistlichkeit und die religiöse Bewegung hatten das gesellschaftliche Ferment gebildet, welches Städter und Landedelleute in Verbindung erhielt; jetzt waren im Kriege alle Stände durcheinander geschüttelt. Ein großer Theil des Adels war in die Städte getrieben, der verarmte Gutsbesitzer suchte Unterkommen im Dienst des neuen Staates oder in der Stadtgemeinde. Sicher lag darin der Anfang eines höheren Lebens, aber die alten Ansprüche waren deshalb nicht sogleich geschwunden; je geringer die innere Berechtigung der gesellschaftlichen Trennung war, desto sorgfältiger wurde auf die äußere „Distinction" geachtet.

Servilität gegen Vornehmere wurde allgemein; sie erstreckte sich von den Verbeugungen und Titulaturen auf die Empfindung. Der Bürgerstochter war es ungemeine Ehre, die modischen Complimente eines Cavaliers anzuhören, welche ihr gegenüber leicht und gleichgiltig von den Lippen flossen und das Gewagte viel glätter ausdrückten als ihr Nachbar, der arme schulfuchsige Magister oder der ungelenke Kaufmannssohn.

Auch den geselligen Verkehr der Bürger unter einander verschlechterte das Eindringen der fremden Mode. Das ver-

gangene Jahrhundert war im behaglichen Ausdruck nicht vorzugsweise zart gewesen; gewisse natürliche Dinge wurden unbefangen bei ihrem Namen genannt, und in der Unterhaltung wurde wol gutlaunig über sie gescherzt; das aber war geschehen, weil man dergleichen für durchaus harmlos hielt, und hatte deshalb auch die Sittlichkeit der Frauen nicht gefährdet. Jetzt wurden viele ehrliche alte Wörter verfehmt, wer sie brauchte, war ein „grober Flegel". Dafür wurden die Obscönitäten Mode; kühn und gewandt in Worten zu sein, nicht auszusprechen, was zu allen Zeiten für unanständig gegolten hat, aber geschickt anzudeuten, das wurde modisch. Und die Frauen und Mädchen lernten bald darauf gut antworten; die ausgesuchten Scherzreden, Angriff und Abwehr, in den kleinern Lehrbüchern der Höflichkeit, welche der anspruchslose Bürger üben sollte, sind so bedauerlich, daß sie hier nicht mitgetheilt werden können. Die Hörner — der alte Schmuck der Bacchanten, welche auf der Universität deponiren mußten — spielen darin eine große Rolle. Aber dieser endlose Scherz ist einer der harmlosesten*).

Daneben fehlte freilich die herzliche Heiterkeit nicht. Die Jugend spielte lange die geselligen Spiele, welche jetzt den Kindern geblieben sind. Es wurde nach Jerusalem gereist, die Büchsen drehten sich, das Hirschel wurde gejagt, Hans Plumpsack ging herum, die Blindekuh gab schöne Gelegenheit, unter dem Scheine des Zufalls Dreistes zu wagen. Auch Pfänderspiele waren beliebt, doch scheinen die Küsse dabei üblicher gewesen zu sein als geistvolle Auflösungen; dafür waren die Stachelverse und Räthselfragen in Aufnahme, und wenn bei Tische an Braten oder Fisch eine Leber zu speisen war, wurde vorher der Reihe nach ein Reim darüber gemacht, keine leichte Sache; denn da galt es, etwas Zierliches hervorzubringen, der „Stock" oder „alberne Schöps" kam dabei greu-

*) Z. B. New-Alamodische Sitten-Schule. 1662. 16.

lich an's Tageslicht. Die Conversation wurde als ernste Angelegenheit betrachtet, auf die man sich wohl vorzubereiten hatte, Anekdoten, merkwürdige Vorfälle wurden dazu vorher gelesen; hochgeachtet war, wer einen schönen deutschen Vers applicabel vortragen konnte.

Der Tanz wurde nach dem Kriege häufiger, in Familien auch am Abend, und vorzüglich bei ihm erkannte man, wer sich dem löblichen Frauenzimmer der Gebühr nach rühmlich zu bezeigen wußte. Noch waren die Reihentänze bei den Bürgern beliebt. Die Dame wurde vor der Aufführung mit einer kleinen Rede begrüßt, war sie verheiratet oder Braut, auch ihr Gespons. Dann hatte der Tänzer so zu führen, daß ihre Finger leicht auf den seinen lagen, im Reigen selbst sollte er nicht vorspringen, nicht die Tänzerin zu dummen Sprüngen nöthigen, die ihre Kleider bis zum Gürtel hinaufschwenkten, auch nicht der Dame mit seinen Sporen die Kleider von einander reißen. Nach dem Tanz kam wieder eine kleine Rede und Antwort. Zuletzt durfte er sie nach Hause bringen; dabei hatte er sich allerdings zu hüten, daß ihm nicht von Eifersüchtigen mit Prügeln aufgelauert wurde, was gebräuchlich war. In der Wohnung mußte sich der Tänzer zuerst bei den Eltern entschuldigen, daß er durch das Geleit seine Ehrenbezeigung verspüren lasse, dann bei der Dame, welche er der gnädigsten Obacht des Allerhöchsten befahl, mit der zarten Andeutung, daß er ihr Kopfkissen zu küssen wünsche.

Es ist nicht leicht ein richtiges Bild von dem Gemeingiltigen alter Geselligkeit zu erhalten, denn die zahlreichen Schreiber von Komödien und Romanen geben uns meist Caricaturen, sie finden ihre Rechnung dabei, in das Niedrige hinabzuziehen. Auch die Lehrbücher der Complimente, das heißt, der schicklichen Anreden und Antworten, geben nur den Hausbedarf an Redensarten bei den gewöhnlichen Actionen des bürgerlichen Lebens.

Aber nicht nur die fremden Gäste, Galanterie und Cere-

moniell, waren bemüht den Nachwuchs einer gesetzlosen Zeit zu bändigen, dem deutschen Bürger halfen dazu auch einheimische Geister des Landes: das uralte Bedürfniß von Ordnung und Zucht, der altheimische Fleiß und sein liebebedürftiges Gemüth, endlich auch sein untilgbares Pflichtgefühl. Diese regelten und verschönten ihm allmählich wieder Ehe und Familie, das Haus, den Beruf. Noch läuft die Brautwerbung in der alten deutschen Weise, noch spielt der vermittelnde Freiwerber seine Rolle, noch werden die Verlobungsgeschenke der Braut und des Bräutigams sorglich mit ihrem richtigen Geldwerth aufgezeichnet. Ja noch förmlicher ist die Werbung geworden, bis auf die Redensarten vorgeschrieben. Der Liebende hatte vorsorglich seine Anrede an die Jungfrau zu überdenken; wo eigene schöpferische Kraft nicht ausreichte, half das unentbehrliche Complimentirbuch, ein geschätztes Stück der Bibliothek. Ebenso ging es dem züchtigen Frauenzimmer; es war ihm wohlbekannt, auch durch Gedrucktes, wie wünschenswerth es sei, daß man nicht sogleich einwillige; ja die höchste Schicklichkeit forderte, daß man erst einmal ablehnte oder sich wenigstens Bedenkzeit erbat. Dann hielt der Geliebte seine zweite Rede, ein wenig feuriger, mit etwas höherem Schwung, und dann erst war der Bann gebrochen, dann durfte sie das Ja sprechen. Man war aber auch kein Schulfuchs, man wußte, daß lange Reden in solchem Falle pedantisch werden, beide ein eheliches Verlöbniß Intentionirende sollten sich kurz fassen. Der Geliebte hatte seinen Vortrag etwa so einzuleiten: Mademoiselle! Sie vergebe mir gütigst eine Freiheit, welche zu begehen ich mich selbsten schäme; doch die Zuversicht zu Dero bekannter Freundlichkeit machet mich so dreiste, daß ich Ihr zu hinterbringen mich nicht entbrechen kann, was maßen ich entschlossen bin, meinen bisherigen Stand zu verändern u. s. w. Und das tugendsame Frauenzimmer hatte etwa so zu antworten: Monsieur! Ich kann mir schwerlich einbilden, daß dasjenige, was Ihr mir vorzutragen beliebet, im

Ernst gesprochen sei, denn mir wohlbekannt, wie wenig Anmuth ich besitze, einer so angenehmen Person zu gefallen u. s. w. — Es war alles durch den Freiwerber vorher abgemacht, sie wußten beide, was zuletzt kommen würde; aber wie bei den Vornehmen die Galanterie, so forderte bei dem Bürger die Conduite, daß sie ihr Wollen durch eine Handlung auch äußerlich darstellten, den Entschluß feierlich zur unumstößlichen Thatsache erhoben. Von der Unruhe des Mannes, dem Herzklopfen des Mädchens ist uns nichts verzeichnet, wir hoffen, daß beide glücklich waren, wenn sie die schwere Scene durchgemacht hatten, er ohne Stocken, sie ohne ausbrechende Thränen.

In der Residenzstadt des schlesischen Fürstenthums Brieg wurde im Jahre 1644 Friedrich Lucä, Sohn eines Professors am Gymnasium, geboren. Er studirte als Reformirter zunächst in Heidelberg, dann in den Niederlanden und Frankfurt an der Oder, kehrte nach manchen Reisen und Abenteuern in seine Vaterstadt zurück, wurde Hofprediger in Brieg, nach dem Tode des letzten Piastenherzogs in Liegnitz und nach Besitzergreifuug des Landes durch die Oesterreicher Pfarrer und Hofprediger in Cassel. Er starb 1708 nach einem thätigen Leben, reich an Ehren. Als fruchtbarer historischer Schriftsteller fand er unter den Zeitgenossen Anerkennung, aber auch strenge Kritiker. Mit Leibnitz stand er in Correspondenz, und einige interessante Briefe des großen Mannes an ihn sind uns erhalten. Auch eine Selbstbiographie hat er verfaßt, und diese ist in seiner Familie durch fünf Generationen mit Pietät bewahrt und durch einen seiner Nachkommen herausgegeben worden. (Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild, herausgegeben von Dr. Friedrich Lucä. Frankfurt a. M., Brönner, 1854.) Hier sei der Bericht mitgetheilt, welchen Friedrich Lucä von seiner Freiwerbung giebt. Diese Thätigkeit voll aufregender Gefühle fällt in die Jahre, da er Prediger zu Liegnitz war.

„Mittlerweile, da mein Gemüthe am wenigsten mit Heiratsgedanken geschwängert war und die vorgeschlagenen Partien gar schlecht attendirete, ließ sich eine fremde Jungfrau, Elisabeth Mercers, von der ich mein Lebelang nichts gehört oder gesehen hatte, bei mir anmelden, vorhabend, das heilige Abendmahl privatim bei mir zu halten, indem sie nicht warten wollte, bis es wieder öffentlich gehalten werde, was erst kurz vorher geschehen. Dieselbe war mit Herrn General Schlepusch und dessen Frau Liebsten von Bremen hergekommen, und wohnte auf deren adlichem Rittersitz Klein-Polewitz, anderthalb Meilen von Liegnitz.

Des Sonntags, da sich die Jungfrau einstellte, und nach verrichtetem Gottesdienst aus der Kirche in mein Haus kam und die heilige Communion andächtig absolvirete, nahm ich Occasion, mich mit derselben über den Zustand der Kirche in Bremen zu unterhalten, ihr auch, da sie mir ein paar Kapaunen in die Küche geschickt hatte, zu danken, und ließ sie im Segen des Herrn wieder von mir gehn. Ich hatte aber bei dem ersten Anblick der Jungfrau nicht allein eine feine, mir anständige Conduite in ihr verspüret und eine schöne Conformität meines Gemüthes mit dem ihrigen empfunden, sondern es schien auch mein aufwallendes Geblüte und bewegtes Herz mir ein Merkmal zu sein, daß der Geist der Liebe etwas Sonderliches mit mir vorhaben müßte, indem ich lebenslang keine solche brünstige Affection auf irgend eine Jungfer gleich wie auf diese getragen hatte.

Diese meine herzliche, jedoch keusche Liebe verbarg ich fest in dem Herzensschranke, und ließ keine Seele nicht das Geringste davon erfahren. Die Jungfrau Mercers legte sich alle Abend mit mir zur Ruhe und stand des Morgens in meinen Gedanken wieder mit mir auf. Etlichemal erwähnte ich von dieser Jungfer gegen meine Haushälterin, die ein feines kluges Weib war, und dieselbe, ohne die Ursache meines Discurses zu merken, lobete mir die Jungfer durch alle Prädi-

camenta gewaltig an, wie desgleichen auch mein Glöckner sie gar sehr rühmete. Ich quälete mich nun mit heimlichen Liebesgedanken eine geraume Zeit, redete sie aber meinem Gemüthe zuletzt wiederum aus, denkend: warum sollte denn dein Gemüthe sich vergeblich kränken über eine fremde Jungfer, welche wieder aus dem Lande zieht und dir doch nimmermehr zu Theil werden kann?

Ein halb Jahr darnach, da mir die gute Jungfer Mercers aus dem Gedächtniß entfallen war, ließ sich die allbereits vergessene Jungfer abermals mit schöner Begrüßung durch des Herr Baron Schlepusches Pagen anmelden und mir andeuten, daß sie gesinnet wäre wiederum zu communiciren. Sothane Botschaft erneuerte meine alte Herzenswunde, und daher ich den Pagen weitläufig das eine oder das andere, der Jungfer wegen, befragte, konnte aber wenig oder nichts von ihm erfahren. Ich ließ nun die Jungfrau Mercers durch meinen Glöckner zum Mittagsmahl auf den Sonntag einladen; sie aber nahm diese Invitation nicht an, vorwendend, daß sie gewohnet wäre den Tag über zu fasten, an welchem sie communicirt hätte. So kam der Sonntag heran, und nach der Kirche die Jungfer Mercers, unwissend meiner Liebesgedanken. Ich hielt ihr wieder wie vormals die Communion und discurirte nach derselben Endigung mit ihr von allerlei Materien, damit ich ihre Person in etwas divertiren möchte. Ich hätte aber durch sothanen Discurs sonderlich gern erfahren, ob sie von Adel wäre und in Schlesien zu verbleiben Lust trüge, konnte aber solches vor diesesmal unmöglich erforschen. Hierauf erhob sich die Jungfer wieder aus meiner Behausung, und weil sie vermeinte, ich hätte eine Liebste, recommandirte sie sich derselben. Ich gab ihr aber sogleich meinen ehelosen Stand zu verstehn, und daß ich keine Liebste nicht hätte. Bei diesem Discurse war sowol der Glöckner als auch meine Haushälterin anwesend gewesen und hatten ebenso wie ich allerseits aus der Jungfer Conduite

23*

großes Contentement geschöpft, jedoch ohne Ergründung meines Intents.

Jetzund ging wieder mein Kummer an. Die Sache reiflich überlegend hin und her, konnte ich doch noch kein Mittel ersinnen, dadurch das Geschlecht und Beschaffenheit der Jungfer Mercers, welche ich stets für eine adliche Person ansah, zu erfahren, indem ich nicht für rathsam fand, mich gegen jemanden zu expectoriren. Unterdessen begegnete mir eines Tages Herr Tobias Pirner, Pfarrer zu Nickelstadt, ein frommer, ehrlicher und aufrichtiger Mann, wiewol lutherischer Religion. Weil ich nun wußte, daß die Frau General Schlepuschin, deren Ehemann kürzlich gestorben und in die Kirche zu Liegnitz prächtig begraben war, sonntäglich sammt der Jungfer Mercers nach Nickelstadt in die lutherische Kirche zum Gottesdienst gingen, so bat ich diesen Herrn Pirner unvermerkter Weise meinethalben dem Geschlecht und der übrigen Condition der Jungfer Mercers nachzufragen. Er obligirte sich hierzu und versprach auf die andere Woche Relation davon. Herr Pirner hielt diese Obligation treulich und referirte mir nach einer Woche in optima forma, was er von der Frau Generalin vernommen hatte. Die Jungfer Mercers war die Tochter Herrn Balthasar Mercers', gewesenen Parlamentsassessors zu Edinburg in Schottland, welcher von König Carolo I. zu Engelland vielmals in wichtigen Commissionen verwendet, einst auch bei einer Sendung nach Hamburg dortselbst mit einer goldenen Ehrenmedaille geziert worden war. Ihre Mutter, auch Elisabeth genannt, war adlichen Geschlechts gewesen, eine geborene von Kennewy aus Schottland. Als sich 1644 die gefährlichen Troublen zu Engelland herfürthaten, mußte sich ihr Herr Vater, wie auch sein Bruder, der königliche Hofprediger Robertus Mercers, weil sie Favoriten des enthaupteten Königs gewesen waren, aus Furcht vor dem Cromwell und seiner Partei, mit der ganzen Familie aus dem Königreich begeben; er zog

mit den Seinigen nach Bremen, woselbst er von eigenen Mitteln, die ziemlich groß waren, bis an sein seliges Ende (1650) lebte, drei Söhne und drei Töchter seiner Wittwe, einer frommen, gottseligen Matrone, hinterlassend. Die Söhne waren in die Welt gegangen, einer davon nach Indien, einer nach den Canarien-Inseln, und von den Töchtern hatte sich die älteste in London an einen Schwestersohn Cromwell's, des adlichen Geschlechts Cleipold, und die jüngste zu Wanfried in Hessen an einen Kaufmann Namens Uckermann verheiratet; die mittlere war meine Liebste. Anno 1660 war in Bremen auch ihre Frau Mutter gestorben und neben ihrem Herrn Vater in der Kirche zu St. Stephan beigesetzet worden, worauf die Jungfer Elisabeth eine Zeit lang bei Herrn Doctor Schnellens Wittwe gelebt hatte. Unterdessen lernte sie die Frau Schlepuschin, welche auf ihrem Gute Schönbeck bei Bremen wohnte, kennen, und da sich der General und die Generalin Schlepuschin bald darauf nach Schlesien erhoben, so nahmen sie dieselbe zur Spielgesellin ihrer Fräulein Tochter mit sich auf Klein-Polewitz, wo sie allerseits in guter Aestim gehalten ward.

Sothanes Vernehmen und Nachricht entzündete noch mehr meine Liebe gegen sie, sonderlich weil ich nun wußte, daß sie zwar vornehmer Abkunft, aber nicht adlicher Extraction wäre, und weil auch Herr Pirner die Jungfrau wegen ihrer Gottesfurcht, Frömmigkeit, Klugheit, Häuslichkeit und anderer Qualitäten gar hoch recommandirte, und die Frau Generalin kein Bedenken trug, bei ihrem vielen Ab- und Zureisen derselben ihr ganzes Hauswesen zu vertrauen. Indem nun die Ströme keuscher Liebe mein ganzes Herz erfülleten bis zum Ueberlaufen, so schüttete ich dasselbe zuerst gegen diesen ehrlichen Mann aus und offenbarte seiner Verschwiegenheit, was ich sonst keinem Menschen in der ganzen Welt noch nicht entdecket hatte, nämlich dafern es Gottes Wille und möglich wäre, verlangte ich die Jungfer Mercers zur Ehe zu haben, und bat ihn, er möge mir in dieser importanten

Sache getreulich Assistenz leisten und mein gutes Vorhaben befördern helfen.

Sothanen Dienst wollte sich der gute Mann zur höchsten Ehre schätzen, ließ sich das Werk auch sehr angelegen sein, und incarminirte mein Intent zuerst der Frau Generalin. Unterdessen wechselte ich Briefe mit ihm und erhielt auch bald gute Vertröstung. In summa, die Sache avancirte in kurzer Zeit erwünschter Maßen, daß sie nur noch auf einer persönlichen Visite beruhete. An einem Montag, nach vorhergeschehener Anrufung Gottes, erhob ich mich zu Pferde nach Nickelstadt, holte den Herrn Pfarrer Pirner dortselbst ab und ging mit ihm nach Klein-Polewitz, eine Viertelmeile davon gelegen. In dem freiherrlichen Hofe nahm uns der Frau Generalin Tochtermann, Herr Heinrich von Poser, königlicher Obersteuereinnehmer der Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz, in Empfang, führte uns mit großer Höflichkeit in den Speisesaal, divertirete uns daselbst, als ein sehr qualificirter und unterrichteter Cavalier, mit allerhand Discursen. Bald hernach ließ mich die Frau Generalin in ihr Zimmer fordern und bewillkommte mich mit vieler Civilität, wie sie auch mein Compliment hinwiederum sehr günstig annahm. Mein Anbringen contentirte sie sehr wohl, und that auch gute Versicherung eines glückseligen Ausganges meines Verlangens. Mittlerweile war die Tafel bereitet, und indem zu derselben die Frau Generalin mit ihrer Fräulein Tochter und Herr von Poser mit seiner Liebsten erschienen, folgete auch die Jungfer Mercers, welche mich aufs höflichste empfing. Unter währender Mahlzeit führte man allerhand lustige Discurse, und war meine Liebste das rechte Centrum, zu der sich alle diese Linien zogen. Nach Endigung der Tafel absentirte sich die ganze Compagnie und ließen mich und meine Liebste allein in dem Speisesaal stehn. Bei dieser Occasion eröffnete ich derselben mein Herz und verlangte ihrer theilhaftig zu werden, hoffend, sie würde von meiner keuschen Liebesflamme etwas

participiren und selbige kraft göttlicher Providenz zum ehelichen Verbündniß ausschlagen lassen. Gleichwie nun gemeiniglich in Liebessachen des Frauenzimmers Nein! so viel als Ja! ist, so verstand ich auch meiner Liebsten erstes ausgesprochenes Nein vor Ja, und ließ mich dadurch nicht abschrecken, meine Expectorationen fortsetzend. Unterdessen aber ging die Frau Generalin und der Herr von Poser ab und zu, und vexirten uns beide Verliebte mit höflichen Scherzen. Endlich wollte sich unsere Liebe nicht länger unter den Complimenten verbergen lassen und brach auf einmal wie der Mond hinter trüben Wolken herfür, daß es hieß: Ja, ich bin dein, und du bist mein! Jetzt ließen wir selbst die Frau Generalin und den Herrn von Poser wie auch meinen redlichen Gewerbsmann herbeibitten, welche denn als hohe Beistände und Zeugen unser mündliches Ja mit Zusammenfügung der Hände bekräftigten. Zum Pfand meiner Liebe überreichte ich hierbei meiner Liebsten eine kleine, sehr stark mit Silber beschlagene Bibel und einen Ring mit zehn Diamanten, den ich dazu in Breslau vor dreiundfünfzig Reichsthaler hatte machen lassen. Meine Liebste aber contestirte mir ihre Liebe mit einem Ring von einem Diamant, welcher wegen seiner Größe auf neunzig Reichsthaler ästimirt ward. Als nun die Sache solchermaßen ihre Richtigkeit hatte, gingen wir des Abends wieder zur Tafel und speiseten in aller Fröhlichkeit zusammen, bis man mich und den Herrn Pirner in die wohlbereitete Schlafkammer wies. Des andern Morgens legte ich der Frau Generalin meine Dankbarkeit für die erzeigte Ehre ab, nahm von meiner Liebsten und allen Anwesenden Abschied und kehrte mit Herrn Pirner auf Nickelstadt und von dort auf Liegnitz zurück. Von da an correspondirte ich wöchentlich etlichemal mit meiner Liebsten, gab ihr alle Sonntage nach verrichtetem Gottesdienst zu Polewitz die Visite, regalirte sie dabei allemal mit einer sonderbaren Verehrung und bestimmte endlich mit ihr den Elisabethentag, nämlich

den 19ten November, Anno 1675 zum Termin unserer Hochzeit.

Als solchergestalt unsere Courtesie fast fünf Wochen gewähret hatte und der festbestimmte Hochzeitstag herannahte, auch alles Nothwendige herbeigeschaffet und die Hochzeitsgäste invitiret waren, namentlich aber mein früherer College zu Brieg, Herr Dares, den ich uns zu copuliren gebeten hatte, auf Klein-Polewitz eingetroffen war, schickte die Frau Generalin zwo Kutschen, die eine mit sechs und eine mit vier Pferden bespannt, mich und meine Gäste zu Liegnitz abzuholen. Weil aber diese Kutschen nicht alle Gäste führen konnten, so lieh mir der Herr Landeshauptmann von Schweinichen, item die Aebtissin des Nonnenklosters, item der Stadtrath je eine mit vier Pferden bespannet, sammt etlichen Kaleschen, worauf ich mich im Namen Gottes mit meinen Gästen nach Polewitz verfügte. Nach gehaltener Copulationspredigt, in welcher Herr Dares die Namen Friedrich und Elisabeth sehr sinnreich und emblematisch auslegte, geschah die Copulation bei brennenden Fackeln Abends um sechs Uhr auf dem großen Speisesaale, wobei ich von dem fürstlichen Rathe, Herrn Knichen, und von Herrn Caspar Braun, meine Liebste aber von Herrn von Poser und Herrn von Eicke, dem Bruder der Frau Generalin, geführet ward. Vor der Copulation hatte mir Fräulein von Schlepusch den Kranz präsentiret, ich ihr aber dagegen einen schönen Goldring verehret. Sobald die Copulation vollzogen war, ging man zur Tafel, welche meine Liebste auf unsere Kosten hatte herrichten lassen, und waren wir allerseits gar fröhlich und guter Dinge. Solchergestalt bewirtheten wir die Gäste noch drei Tage in höchster Fröhlichkeit und mit allem Contentement, und endigte sich alles in Einigkeit und guter Vertraulichkeit. Am vierten Tage hielt ich, begleitet von Herrn Rath Knichen und seiner Liebsten, in der Frau Generalin Leibkutsche mit sechs Pferden bespannt, die Heimführung meiner Liebsten in Liegnitz.“

Soweit der Bericht des glücklichen Gatten; er hatte durch seine Freiwerbung eine vortreffliche Hausfrau gewonnen. Vielleicht erkennt der Leser auch aus dem verschnörkelten Ausdruck, daß hier ein ehrliches Menschenherz in mächtiger Bewegung schlug.

Aber der Ausdruck herzlicher Empfindung ist ein anderer geworden. Als hundert Jahre vorher Felix Platter berichtete, wie ihm die Neigung zu seinem Mädchen entstand, drückte er sein Fühlen durch die einfachen Worte aus: „ich fing sie sehr an zu lieben;“ Lucä dagegen beobachtet bereits, „daß die Ströme keuscher Liebe sein Herz erfüllen bis zum Ueberlaufen.“ Die Braut des Glauburgers hatte in ihren Briefen den Bräutigam noch ehrlich „herzlieber Junker“ genannt, jetzt wird in zärtlichen Schreiben auch der Mann von dem Weibe „schöner Engel“ angeredet*). Auch andere Nationen Europa's machten dieselbe Verbildung durch, auch bei ihnen wucherte Ziererei um das schönste Gefühl. Durch die Fremden und die gelehrten Dichter war sie den Deutschen gekommen, zum Theil eine Unart der Renaissance, entstanden aus ungeschickter Nachahmung des antiken Ausdrucks. Aber eben so sehr ein Bedürfniß des Herzens. Sich selbst und die Geliebte wollte man herausheben aus der Gemeinheit des wirklichen Lebens in eine reinere Luft, als Engel setzte man sie in das goldene Licht des Christenhimmels, als Göttin in den antiken Olymp, als Chloe in die wohlriechende Luft des Idylls. In demselben kindlichen Drang, sich und andere würdig, stattlich, groß zu machen, trug man Perrücken, führte lächerliche Titulaturen ein, glaubte an den Stein der Weisen und trat in geheime Gesellschaften. Und wer eine Geschichte des deutschen Gemüths schriebe, der dürfte diese ganze Zeit wol die Periode der Sehnsucht nennen. Diese Sehnsucht war nicht gerade liebenswürdig, nach der Reihe unklar, kindisch, tölpisch, überfromm,

*) Z. B. ein Graf Pappenheim von seiner Frau.

sentimental, zuletzt lüderlich, immer aber lag die Empfindung zu Grunde, daß dem deutschen Leben etwas fehle. War es gute Sitte? war es Lustigkeit? vielleicht die Gnade des Herrn? war es Schönheit oder Frivolität? — Oder fehlte vielleicht dem Volke noch, was die Fürsten schon lange besaßen, der Staat? — Mit den zerbrochenen Fensterscheiben des dreißigjährigen Krieges und den gesuchten Phrasen der jungen Obersten, die im Zelt des Generals Hatzfeld banketirten, fängt diese Zeit des Suchens an, sie erreicht ihren Höhepunkt in den schönen Seelen, welche um Goethe schwärmten, und in den Brüdern, welche einander im Orient umschlangen, und sie endete vielleicht mit den Freiheitskriegen und unter dem Straßenlärm von 1848.

Wie die Werbung des ehrenhaften Bürgers im 17. Jahrhundert, so war auch das Leben im Hause fest geordnet, klug überdacht bis auf das Kleinste. Die Thätigkeit war angestrengte Arbeit vom Morgen bis zum Abend, aber sie brachte ihm auch heimliche Freude. Sinnig und grübelnd saß der Handwerker über seinem Werk, auch in die Arbeit seiner Hände suchte er etwas von seinem Behagen zu legen. Die meisten großen Erfindungen der neueren Menschen sind in den Werkstätten deutscher Bürger ausgesonnen, freilich haben sie ihre praktische Nutzbarkeit zuweilen erst in der Fremde erlangt. Kaum war der Krieg geendet, so schnurrte die Arbeit wieder in allen Werkstätten, der Hammer pochte, das Schifflein des Webers flog, emsig suchte der Tischler schöngefasertes Holz zusammen, um mit zierlichen Arabesken Schreibtisch und Commode auszulegen. Der arme kleine Schreiber fing wieder an seine Feder mit Genuß zu führen, mit schönen Schnörkeln umzog er seine Buchstaben und sah mit herzlichem Stolz auf seinen weitberühmten sächsischen Ductus. Auch der Gelehrte schrieb rastlos über dicken Quartanten. Noch war die Blütezeit deutscher Wissenschaft nicht gekommen. Zwar regte sich überall das Interesse an dem Stoff, dem Detail, und un-

geheuer erscheint der Fleiß, das Wissen Einzelner. Aber noch versteht man das gewonnene Material nicht zu verarbeiten, es ist überall die Zeit des Sammelns. Historische Urkunden, Rechtsgebräuche des Volkes, die alten Werke theologischer Lehrer, die Leben der Heiligen, der Wörtervorrath aller Sprachen werden in massiven Werken zusammengetragen, der forschende Geist verliert sich an dem Unbedeutenden, ohne zu verstehn, wodurch erst das Einzelwissen lebendig gemacht wird. Er schreibt über antike Tintenfässer und Schuhe, er rechnet wol gar Länge und Breite der Arche Noäh aus und untersucht gewissenhaft, wie lang der Spieß des alten Landsknechts Goliath gewesen sein muß. So bringt dem Fleißigen die Arbeit nicht immer den vollen Segen, — sie hat doch unsere großen Astronomen, das Genie des Leibnitz großgezogen, — immer aber hilft sie dazu, dem Manne einen idealen Inhalt zu geben, ein Geistiges, wofür er lebt.

Wie viel auch der Krieg verschlechtert hatte: in der Werkstatt, als Vater des Hauses fand der Bürger sich zuerst wieder. Der Schwächere zog sich ganz dahin zurück. Freude am öffentlichen Verkehr, auch die Wehrhaftigkeit wurden geringer. Knarrend drehten sich die alten Thore in den zerschossenen Stadtmauern, kleinliche Händel kreuzten sich am Rathstisch, mißgünstiges Geklätsch, boshafte Verleumdung verbitterten dem Stärkeren, der über sein Geschäft hinaus für Andere thätig war, die Stunden des Jahres. Eine krankhafte Scheu vor der Oeffentlichkeit nahm überhand. Als im Beginn des 18. Jahrhunderts die ersten Anzeigeblätter entstanden und der Rath von Frankfurt am Main dem Unternehmer verstattete, eine wöchentliche Liste der Getauften, Getrauten, Verstorbenen zu veröffentlichen, erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens, es sei unerträglich, daß man diese intimen Verhältnisse publik mache. So vollständig zum Privatmann war der Deutsche geworden.

Es giebt wenige Stellen des deutschen Grundes, auf

deren städtischem Gemeindeleben der Blick mit Befriedigung weilt. Vielleicht die beste Ausnahme ist Hamburg. Auch dort hatten der Krieg und sein Gefolge vieles verwüstet, aber die frische Luft, welche von dem weiten Ocean her in die Straßen der ehrsamen Freibürger wehte, stählte schnell ihre Kraft. Daß sie sich selbst regieren konnten und als ein kleiner Staat mit fremden Mächten in Verbindung standen, bewahrte ihr Bürgerthum vor übergroßer Engherzigkeit, und es scheint, daß gerade sie nach dem dreißigjährigen Kriege am meisten von den Vortheilen erwarben, welche in einer Zeit der Abspannung und Schwäche dem Thatkräftigen leicht zu Theil werden. Der Landhandel nach dem Innern von Deutschland wie der Schiffsverkehr durch die Wogen der Nordsee und des atlantischen Oceans sind kurz nach dem Kriege wieder in Aufschwung. Hamburgische Gesandte und Geschäftsträger verhandeln bei den Generalstaaten wie am Hofe Cromwell's. Die Hamburger besitzen nicht nur eine Kauffahrteiflotte, sondern auch eine kleine Kriegsmarine. Ihre beiden Fregatten werden mehr als einmal ein Schrecken der Piraten im Mittelmeer und in den Fluten der Nordsee. Sie geleiten bald Grönland- und Archangelfahrer, bald große Flotten von vierzig bis fünfzig Kauffahrern nach Oporto, nach Lissabon, Cadix, Malta, Livorno, wo überall hamburgische Niederlassungen waren.

Dieser Verkehr, wie sehr er der Gegenwart nachsteht, war vielleicht im Verhältniß zu andern deutschen Seestädten des 17. Jahrhunderts bedeutender als jetzt. Wie jetzt nach Amerika, so gingen damals junge Hamburger nach den Küstenstädten der Nordsee, des atlantischen Oceans und des Mittelmeeres und gründeten dort Geschäfte, für Commission und Spedition, auf eigene Rechnung. Auch in Hamburg bildete sich das Weltbürgerthum aus, welches noch jetzt für den Geschäftsmann der gewaltigen Stadt charakteristisch ist. Aber freilich wurde es damals den Männern schwerer, sich in die Sitten der Fremde zu schicken, als dem jetzt lebenden Ge-

schlecht. Es war nicht Pietät gegen das deutsche Reich, sondern die feste Gewöhnung an die kleinen Gewohnheiten des Lebens, die Sehnsucht nach dem guten, festen Familienzusammenhang, und wie noch jetzt betrachteten die Hamburger das fremde Land nicht gern als ihre feste Heimat. Waren sie dort eine Reihe von Jahren in gewinnbringender Thätigkeit gewesen, so eilten sie nach Hause zurück, um mit einer deutschen Frau ihren Hausstand zu gründen. Der warme Patriotismus und die kluge Gefügigkeit in fremde Sitten, welche den Bürgern kleiner Republiken eigen ist, bildete sich in solchem Leben aus, aber auch die Unternehmungslust und Größe des Urtheils, welche damals an den Fürstenhöfen des Binnenlandes nur selten zu finden war. So zeigt die Familie eines Hamburger Patriciers in jener Zeit eine Anzahl interessanter Eigenthümlichkeiten, welche wol werth sind, daß man bei ihnen verweilt.

Eine solche Familie ist die des Bürgermeisters Johann Schulte, welche durch ihre weiblichen Nachkommen noch jetzt in hamburgischen Geschlechtern fortlebt. Johann Schulte (1621—1697), aus einer alten Familie, hatte in Rostock, Straßburg, Basel studirt, Reisen gemacht, geheiratet, als Rathssecretär, dann aber zehn Jahre als hamburgischer Gesandter bei Cromwell fungirt. Er wurde im Jahre 1668 Bürgermeister, ein würdiger, gemäßigter Herr, wohlerfahren in allen Welthändeln wie im Regiment seiner guten Stadt, ein glücklicher Gatte und Familienvater. Von ihm sind Briefe an einen seiner Söhne erhalten, der im Jahre 1680 als Compagnon in ein Lissaboner Geschäft trat*). Diese Briefe enthalten eine Menge von belehrenden Einzelheiten. Am interessantesten aber ist der hübsche Einblick in das Fa-

*) Herausgegeben von einem seiner Nachkommen: Briefe des hamburgischen Bürgermeisters Johann Schulte Lt. an seinen in Lissabon etablirten Sohn Johann Schulte, geschrieben in den Jahren 1680—1685. Hamburg, 1856.

milienleben der damaligen Zeit, in das Verhältniß eines Vaters zu seinen Kindern. Innigkeit der Empfindung von beiden Seiten, im Vater die ruhige Würde und die Weisheit des vielerfahrenen Mannes, ein starkes Gefühl seiner distinguirten Stellung, ein festes Zusammenhalten der Familienglieder, welche bei allen unvermeidlichen Zwistigkeiten im Innern gegen außen einen festgeschlossenen Kreis bilden.

Es war damals eine Reise nach Lissabon und eine vieljährige Trennung vom elterlichen Hause für den Scheidenden eine große Sache. Als der Sohn nach seiner Abreise unter Thränen und den frommen Segenswünschen der Eltern und Geschwister in Cuxhaven durch widrige Winde zurückgehalten wird, sendet ihm der Vater noch schnell „ein kleines Gebetbuch, item ein Buch, die lustige Gesellschaft genannt, und Gottfried Schulze's Chronica, dann auch eine Schachtel mit Cremor tartari und eine blaue Kruke mit Tamarinden und eingemachten Citronenschalen für das Uebelwerden". Der Sohn erinnert sich noch während der Fahrt, daß er seinem Bruder drei Mark sechs Schilling schuldig geblieben ist, und bittet ängstlich, daß die Mutter ihm die Summe von den acht Thalern abziehen möge, die sie von ihm in Verwahrung hat. Der Vater bemerkt dagegen freigebig, die acht Thaler sollten ihm unverkürzt aufgehoben werden, der Sohn wisse wol, daß es seiner Mutter auf drei Mark nicht ankomme. Seit der Sohn in Lissabon etablirt ist, gehn regelmäßige Sendungen nach Lissabon, von Zerbster und Hamburger Bier, Butter, geräuchertem Fleisch, sowie Recepte gegen Krankheiten und was sonst die Sorge der Hausfrau dem entfernten Sohne zuwenden möchte; der Sohn dagegen schickt Sinaäpfel zurück und Fäßchen mit Wein. Genau berichtet der Vater die Veränderungen, welche in der Familie und der Bürgerschaft der guten Stadt Hamburg vorgefallen sind, und eifrig ist er bemüht, dem Sohne Aufträge und Commissionsartikel von seinen Hamburger Freunden zuzuweisen. Bald gesteht der Sohn aus

der Fremde den Eltern, daß er ein Mädchen in Hamburg liebe, natürlich eine von den Bekannten des Hauses, und auch diese Liebesangelegenheit wird von dem Vater mit Theilnahme, aber immer als eine ernste Negotiation, welche sehr vorsichtig und zart angegriffen werden müsse, behandelt. Offenbar ist das Bestreben des Vaters, die Werbung und Erklärung hinauszuschieben, bis der Sohn seine Jahre in der Fremde ausgehalten habe, und mit diplomatischem Takt geht er gerade so weit auf die Wünsche des Sohnes ein, um das Vertrauen desselben zu erhalten.

Vielleicht am meisten bezeichnend für jene Zeit aber sind die Rathschläge, welche der Vater dem Sohne über die Nothwendigkeit giebt, sich in die Gewohnheiten der Fremde zu schicken. Der Sohn ist ein frommer, eifriger Protestant, dessen Gewissen sehr dadurch beunruhigt wird, daß er unter strengen Katholiken leben und sich in die für ihn anstößigen Gebräuche des katholischen Landes fügen soll. Was der Vater ihm darüber schreibt, sei aus den ersten Briefen mit den geringen Veränderungen, welche zum leichtern Verständniß nöthig sind, mitgetheilt.

„Geliebter Sohn! Heut vor acht Tagen war mein letzter Rathsgang bei dieser meiner Regierung für dieses Jahr, und schickte ich den Nachmittag nach dem Posthause und ließ anfragen, ob die hispanischen Briefe angekommen, bekam aber zur Antwort Nein. Den folgenden Tag, am Sonnabend zu Mittag, sandte mir Herr Brindts durch seinen Diener dein Schreiben vom 11/22. noch währenden Monats. So viel dein Schreiben anbelangt, so ist es uns allen zuvörderst erfreulich, daß du dich, Gott Lob, bei guter Leibesdisposition befindest, welches eine große Wohlthat Gottes ist, und dann, daß du mit deinem Compagnon wohlvergnügt bist, wofür du ebenfalls Gott dem Herrn zu danken hast, daß du in der Fremde einen so ehrlichen und dir wohlwollenden Menschen angetroffen hast. Gott lasse euch fernerhin in Friede und Einig-

keit, auch einem gesunden und wohlgesegneten Stand eure Zeit, bis du, beliebt es Gott, repatriiren wirst, mit allem Vergnügen zubringen. Sonsten habe in Verlesung deines Schreibens angemerkt, daß dir der Ort Lissabon und die Einwohner, so geistliche als weltliche, noch nicht allerdings anständig seien, und du dich in deinen jetzigen Stand noch nicht recht finden könnest, daher ich denn noch einige Ungeduld von dir verspüre. Aber das kann nicht wohl anders sein, daß dir die Veränderung zwischen Hamburg und Lissabon, jener und dieser Einwohner und Sitten, jener und dieser Geberde und sonsten, nicht sollte mit Befremden, ja fast mit Bestürzung und Alteration auffallen; aber du mußt wissen, daß du in diesem passu alldorten und an andern Orten gar viele Vorgänger gehabt hast, denen es ebenso ergangen und denen die große Veränderung in allen Dingen und in Religionssachen sehr befremdlich vorgekommen.

Im lateinischen Sprichwort pflegt man zu sagen: post nubila Phoebus, das ist, auf übel Wetter pflegt ein heller und angenehmer Sonnenschein zu folgen, welches der grundgütige Gott an dir in Gnaden erfüllen und geben wolle, daß, nachdem du in der See ungemeine Gefahr und Leibesschwachheit sattsam empfunden und ausgestanden, die Tage und Zeit, welche du in Portugal zubringen wirst, die vorigen sauren und bittren Tage verzuckern und versüßen, und du allgemach die bösen Tage vergessen und der guten dich getrösten und erfreuen mögest, welches der Allerhöchste dir aus Gnaden beständig geben, gönnen und verleihen wolle. Amen. —

Es sagte Schwager Gerdt Buermeister (welcher dich wie sein Kind liebet) dieser Tage zu mir, es würden dir zwar bei deiner Ankunft in Lissabon viele Dinge etwas befremdlich vorkommen, insonderheit auch wenn du allerhand Gesichter von weißen, schwarzen, grauen Mönchen und anderen Personen sehen würdest; allein es wäre eine Sache von etwa drei bis vier Monaten, so würde man dessen und anderer Dinge

all gewohnet. Nun ist es also, daß man mit der Zeit alles gewohnet wird. Ich bin beständig vier Jahr zu Straßburg gewesen und daselbst es so gewohnt geworden, daß es mir gleich viel war, ob ich in Straßburg oder Hamburg lebete, war auch um's geringste nicht bekümmert.

Traue mir und Andern, die dergleichen erfahren, daß eine kurze Zeit und kleine Geduld alles zu ändern und corrigiren pfleget. Ich hoffe zu Gott, daß ich deswegen innerhalb acht bis zehn Wochen bessere Briefe, insonderheit wenn du allgemach in der Sprache etwas avanciren wirst, von dir empfangen werde. Schwager Gerdt Buermeister sagte, er wäre zwölf Jahre gewesen, wie er nach Lissabon gekommen, und er könnte nicht genug beschreiben sein Mißvergnügen, welches er empfunden; und wie er die Mönche ansichtig geworden, hätte er gemeinet, daß es Teufel wären, hätte sie auch von oben herab mit Wasser begossen, aber darüber hätte er bald Händel gekriegt; er sagte, daß, wenn er hätte ausgehn sollen, so hätte ihm dafür gegrauet, aber es wäre ein Angewöhniß für eine kleine Zeit. — Was die Religion betrifft, so wirst du vernünftig sein und so viel immer möglich alle Heuchelei und alle Occasion vermeiden und mit niemandem, auch nicht einmal mit deinem Compagnon von Religionssachen reden oder Discurs führen, sondern für dich zu rechter Zeit lesen, auch Morgens und Abends dein Gebet zu Gott mit Andacht thun und das feste Vertrauen zu Gott haben, daß, weil er dich an den Ort so wunderbar berufen, er auch dein gnädiger Vater und Schutzherr wider alle vorkommende Widerwärtigkeit sein und verbleiben werde. —

Du meldest, daß du allbereits einmal aus Noth daselbst gesündiget, als man die gesegnete Hostie daher getragen — man pflegt es sonsten das Venerabile zu nennen — und hast du wohlgethan, daß du für dich ein Gebet gethan, und wird der gütige Gott das wol erhöret und dir die Sünde vergeben haben. Ich kann nicht umhin bei dieser Occasion zu berichten,

wie es mir zu Mainz ergangen; denn als ich Anno 1642 von Hamburg nach Straßburg reisete, und zu Frankfurt in der Messe vierzehn Tage stille liegen mußte, bin ich nach Mainz, vier Meilen von dorten, abgefahren. Da auch eben der Sonntag einfiel und ein sonderliches Fest bei den Catholicis gehalten wurde, so erkundigte ich mich, in welche Kirche der Kurfürst zur Messe fahren würde, begab mich auch dahin und fand in der Kirche viele devote Leute, die auf ihren Knieen saßen. Der eine hatte sein rosarium oder Rosenkranz in der Hand und betete das Ave Maria und Pater noster, andere schlugen mit ihrer Hand an die Brust, wie der bußfertige Zöllner, und bereueten ihre Sünde. Ich besahe das Völkchen so etwas und lobete ihre Devotion, und wünschete dabei, daß man bei uns Lutheranern auch eine gute Devotion in äußerlichen Geberden in den Kirchen verspüren möchte. Inmittelst kam der Kurfürst gefahren und ging in's Chor. Ich als ein vorwitziger junger Mensch drang mit hinein, und weil ich wohlgekleidet war und einen rothen scharlachnen Mantel umhatte, so ließen auch die Hellebardiere mich passiren und sahen mich für einen jungen Edelmann an. Unterdessen sang der Herr von Andlaw die Messe in pontificalibus, das ist, er hatte einen Bischofshut oder Mütze auf seinem Haupt und einen Bischofsstab in seiner Hand. Ich sahe allen diesen Ceremonien mit guten Gedanken zu und alles war noch gut. Als aber der Herr von Andlaw den gesegneten Kelch emporhielt, da knieeten alle, die bei mir standen, nieder, welches ich auch that und ein Vaterunser betete. Hierzu bin ich aus Vorwitz gekommen, du aber aus Noth, und hoffe zu Gott, er werde mir und dir den Fehler vergeben haben. Ich bin sonsten in Frankreich und sonderlich zu Orleans des Sonntags Nachmittags öfters in den katholischen Kirchen gewesen und habe eine gute Musik gehöret, und haben mir weder Arme noch Beine gebebet, wie du schreibest, daß dir widerfahren. Man muß so kein Banghase sein, sondern allemal ein beständiges

standhaftes Herz haben. Du meldest, daß in Lissabon viel Pfaffen, auch viel Kirchen und Klöster seien. Wohl! laß da noch so viel sein, das gehet dich nichts an; laß nochmal so viel Pfaffen da sein, sie werden dich nicht beißen, warte du das deinige ab. In die Messe zu gehn und in die Kirche, dazu nöthiget man niemanden, und wenn du um die Osterzeit einen Zettel von einem Geistlichen haben kannst, als ob du gebeichtet und communiciret hättest, so hast du um die Geistlichkeit dich nicht mehr zu bekümmern. Wenn dir aber von ferne die Pfaffen mit der gesegneten Hostie werden begegnen, wirst du alle Vorsichtigkeit gebrauchen und einen Umweg nehmen oder in ein Haus gehn.

Du schreibst auch, daß du allbereits viele Mißgönner da habest, und daß Frick und Amsing die größesten seien. Mein Sohn! wer hat keine Mißgönner? Je besser es einem gehet, je mehr Mißgönner hat man. Darum sagen die Holländer: idt is beter, beniedt, als beklaegt, als idt man onsen lieven Heer behaegt. Was meinst du wol, wie viel Mißgönner ich habe, wovon ich aber die wenigsten kenne, die meisten aber kenne ich nicht. Dawider muß man aus der Litanei singen: unsern Feinden, Verfolgern und Lästerern wollest du Herr vergeben und sie bekehren. Ich hätte gern gesehen, daß, als Frick und Amsing dich zwei Mal invitiret, du zu ihnen gegangen wärest. Du schreibest, daß sie dich würden haben etwas abfragen wollen. Aber du bist ja kein Kind, daß sie dir hätten können was abfragen, besonders hättest du ihnen ja nur können antworten, was du gewollt und sie wissen sollen. Du schreibst auch, daß Frick vor dir den Hut nicht abnähme; nun bist du ja jünger als Frick, und kommt also dir ja zuvörderst zu, daß du ihn zuerst grüßest. Du meldest auch, daß Amsing gute Worte gebe und Galle im Herzen habe; darauf dienet, daß man Füchse mit Füchsen müsse pflügen. Gieb du auch allen Leuten, sie seien geist- oder weltlich, zu allen Zeiten

gute Worte und gedenke das deine daneben, das ist der Welt Lauf.

Es ist uns aus deinem Schreiben sonderlich lieb zu vernehmen, daß du hoffest in der portugiesischen Sprache bald zu avanciren, welches dir ein groß contentement geben wird, und ob du zwar wegen Mangel der Sprache für jetzt keine sonderliche Hilfe und Assistenz im Kaufen und Verkaufen leisten kannst, so kannst du doch die Bücher halten und alles fleißig anschreiben und verzeichnen. —

Vermahne deinen jungen Heinrich zur Gottesfurcht und mithin zu Beten und Lesen, und laß ihn des Sonntags Vormittags dir des Molleri postilla auf deiner Kammer vorlesen.

Deine Mutter hat mit Günther Andreas geredet und ihm gesaget, er soll Acht haben, wenn ein Schiffer an der Börse angeschlagen wird, daß er auf Lissabon laden wolle, alsdann soll die Tonne Bier mitgesandt werden. Du hast bei deiner Frau Mutter nicht acht Mark zehn Schilling, sondern acht Rthlr. gut, das habe ich dir auch vor diesem geschrieben. Und wenn die acht Rthlr. schon zu Ende sind, so wird es auf eine Tonne Bier nicht ankommen. Du hast alle Zeit so viel und mehr gut. Wir werden dir, ob Gott will, auch einen frischen geräucherten Elblachs übersenden und verehren, denn ich habe bereits vor drei Tagen zwei Lachse in den Rauch schneiden lassen, wovon wir dir einen zugedacht haben. Und läßt sich der Lachsfang ziemlich an, wiewol sie das Pfund annoch für eine Mark verkaufen.

Am vergangenen Montag hielten wir unsere Petri- und gestern unsere Matthäi-Collation, da ich denn bequeme Gelegenheit gehabt, dich und deinen Confrater dem Herrn Bümmelmann zu recommandiren. Derselbe rühmte mir, daß er Briefe von dir hätte, und ließ sich der gute ehrliche Mann gegen mich sehr wohl aus, sagte auch, daß er mit dieser Post euch antworten wollte, also daß ich keinen Zweifel trage, Gott werde dich und deinen Confrater wohl gesegnen, daß ihr nicht

werdet zu klagen haben. Gott gebe dir Gesundheit, Geduld und einen beständigen freudigen Muth, auch Lust und Liebe zu deiner Handlung und vorstehenden Arbeit. Im gemeinen Sprichwort sagt man: ora et labora und laß Gott rathen. Das thu du auch und wirf all dein Anliegen auf den Herrn, er wird's wohl machen. Womit ich für diesmal schließe, da ich vorgestrigen Tages mein siebentes Regierungsjahr zu Ende gebracht und durch Gottes Gnade und Beistand beschlossen habe; und thue dich nebst freundlicher Begrüßung von all deinen lieben Angehörigen dem sichern Schutz des großen Gottes getreulich empfehlen und verbleibe jederzeit

Hamburg, den 25ten Februari 1681.

dein wohlaffectionirter Vater
Johann Schulte, Lt.

PS. Ich habe in meinem Schreiben, wo mir recht ist, vom 14ten Januari, erwähnet, daß der kurzweilige Heinrich Mein uns in der Schiffergesellschaft eine Rarität und Schüssel mit Fischen, welche in Lissabon gebraten waren, aufgesetzet hat. Nun könntest du etwa auf die Gedanken kommen, mir dergleichen inkünftig zu verehren, aber das thu ja nicht, denn einmal kostet es Mühe und Geld und ich frage nicht groß darnach. Vale.

PS. Deine Frau Mutter läßt dich apart gar freundlich grüßen und siehet gerne par curiosité, daß du hie und da in deinem Schreiben erwähntest, wie und in welcher Jahreszeit ihr daselbst lebet und was ihr für Erd- und Baumfrüchte nach und nach habet. Auch kannst du mit wenigem berühren, was ihr an Fleisch und Fisch oder Zugemüse für Speise esset. Und du sollst ja zusehen, daß du gesunde Speise und von allem nicht zu viel issest. — Allhie ist zwar die Elbe auf und ziemlich gelindes Wetter, haben gar gute Elb- und Seefische, allein wir haben gar tiefe und kothige Wege und eine neblichte und dicke Luft, da

bei euch außer Zweifel alles zu dieser Stunde grün und lustig ist und alles in der Blüte steht!

PS. Weil das Brieflohn auf Hispanien und Portugal etwas höher sich beläuft, als auf andere Plätze, so schreibe ich wider meine Gewohnheit und Manier etwas kleiner und compresser. Mache kleine und leichte Briefe, schreibe aber ziemlich viel darauf und menagire auch hierin. Vale*)."

So weit der kluge Bürgermeister Johann Schulte. Er erlebte die Freude, daß sein Sohn wohlbehalten aus dem Lande der Mönche zurückkam und nach vielen Familienverhandlungen mit der Jungfrau seiner Wahl verbunden wurde. —

Wol macht die Arbeit fest und dauerhaft, aber es ist zunächst das egoistische Interesse des tüchtigen Mannes, dem sie dient. — Wer aber den Beruf hat, zum Nutzen Anderer thätig zu sein, dem wird durch Pflichtgefühl sein Amt geweiht. Jede Thätigkeit, welche stark genug ist das Leben zu erhalten, giebt dem Mann auch ein Amt. Der Gesell ist der Beamte seines Meisters, die Hausfrau bekleidet das Amt der Schlüssel, und jede Arbeit entwickelt auch im kleinsten Kreise ein Gebiet von sittlichen Pflichten. Das Pflichtgefühl des Hauses, der Werkstatt hat den Deutschen niemals gefehlt. Immer hat es Bürger gegeben, die für ihre Stadt nicht nur in den Tod gegangen sind, die ihr auch im Leben zuweilen mit Aufopferung gedient haben. Die Reformation hatte das Gefühl der Pflicht für große Gebiete irdischer Thätigkeit gesteigert, Selbstverleugnung und Opfermuth der frommen Seelsorger sollen immer hochgehalten werden. Sieht man aber näher zu, so war der letzte Grund des gesteigerten Pflichtgefühls doch vorzugsweise religiöser Natur. Es war das Gebot Gottes, dem der Mensch zu gehorchen suchte; wo die Schrift nicht mit starker Stimme befahl, war der Sinn für das Allgemeine noch nicht kräftig

*) Die beiden letzten Postscripte sind aus einem früheren Briefe der Sammlung entnommen.

entwickelt, die Vorstellung von den Pflichten des eigenen Amtes unsicher.

Es ist lehrreich, daß gerade die Heere des Krieges dazu beitragen sollten, dem Bürger die Pflicht des Berufes höher zu stellen. Aus der Soldatenehre entwickelte sich nicht nur ein adliches Corpsgefühl, auch dem Bürger kam aus dieser Quelle allmählich die Amtsehre. Zuerst allerdings gab es ihm Ehre vor Andern, wenn er seine Pflicht erfüllte, aber auch in seinem Innern schaffte ihm solches Thun Befriedigung und gerechten Stolz. So erwuchs nach der Treue des Mittelalters, nach der Frömmigkeit der Reformationszeit ein neues Gebiet von sittlichen Forderungen. Noch mehr Empfindung als consequenter Gedanke, aber es war doch ein Fortschritt. Zunächst freilich nur in den Besten.

Zwei Jahre nachdem Herr Bürgermeister Schulte seinen Sohn so väterlich ermahnt hatte, endete wenige Grade südlich von Lissabon das Leben eines Hamburgers in furchtbarer Katastrophe. Auch davon soll ein alter Bericht erzählen.

Einer der Kriegscapitäne Hamburgs war Berend Jacob Carpfanger*). Im Jahre 1623 in der Stadt geboren, machte er seine Schule, wie Brauch war, auf den Kauffahrern durch, früh wurde er Mitglied der Admiralität und endlich als Convoicapitän Befehlshaber eines der Kriegsschiffe, welche den Kauffahrer gegen Piraten zu vertheidigen hatten. Diese Marineofficiere der Stadt hatten außerdem die oberste Polizei in ihrer Flotte auszuüben, die diplomatischen Verhandlungen in den Häfen, zuweilen auch an fremden Höfen geschickt zu leiten. Sie mußten einige Uebung in Geschäften besitzen und mit

*) Die Nachrichten über sein Leben sind zuletzt und am sorgfältigsten gesammelt in O. Benecke, Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten, 1856. Daraus die folgenden Notizen. — Die unten mitgetheilte Flugschrift findet sich in dem Stadtarchiv von Hamburg, der Herausgeber verdankt die Kenntniß derselben freundlicher Vermittlung des Herrn Prof. Aegidi



großen Herren umzugehn wissen, damit die Stadt Ehre und Ruhm von ihnen habe. Carpfanger war nach dem Urtheil seiner Stadt ein feiner, zierlicher Mann, der sich überall wohl zu führen verstand. Sein Bildniß zeigt ein ernstes Antlitz, fast melancholisch, hoch die Stirn, groß die Augen, kräftig Kinn und Mund. Seine Gesundheit war, so scheint es, weniger fest, als dem Seemann wünschenswerth ist. Schon als Schiffer hatte er den Beweis geführt, daß er ein Seegefecht zu leiten verstand; er war oft in blutiger Action gewesen. Denn noch raubten die Barbaresken zur See und am Strand. Nicht mehr mit Galeeren allein, in großen Fregatten fuhren die Raubvögel unter den Schwarm der Handelsmöven. Gerade damals war der „Hund" das Schrecken der europäischen Meere, weit über die Meerenge von Gibraltar hinaus, oben im großen Ocean, ja an den Küsten der Nordsee kreuzten seine schnellen Schiffe; greulich waren die Hafengeschichten von seiner Wuth und Tollkühnheit, seinem Blutdurst. Erst im Jahre 1622 war ein Geschwader von acht Hamburger Kauffahrern die Beute der „Barbaren" geworden.

Im Jahre 1674 umgürtete der Bürgermeister der Admiralität den Capitän Carpfanger mit silbernem Degen und überreichte ihm den Admiralsstab. Damals schwor der Seemann vor dem Senat, bei der Defension der anvertrauten Flotte mannhaft zu stehn und eher Gut und Blut, Leib und Leben zu opfern, als sie und sein Schiff zu verlassen.

Seitdem machte er in den zehn Jahren bis zu seinem Tode alljährlich eine Fahrt, im Frühjahr mit seiner Flotte ausziehend, im Herbst heimkehrend. Schwere Kämpfe hatte er mit Sturm und Wellen zu bestehn; er selbst klagt, wie ungünstig ihm die Elemente seien.

So fuhr er nach Cadix, Malaga, in's nördliche Eismeer, nach Lissabon. Von einer Fahrt nach Grönland brachte seine Flotte von fünfzig Schiffen die Beute von fünfhundertundfünfzig Walfischen heim. Einmal wurde der Heimkehrende an

der Elbmündung von fünf französischen Kapern angegriffen: in zwölfstündigem Kampfe schoß er zwei in den Grund, daß sie vor seinen Augen mit Mann und Maus versanken, die andern suchten das Weite. Auch gegen die brandenburgischen Kaper war er aus. Damals geschah es, daß die rothe Admiralsflagge Hamburgs gegen den rothen Adler Brandenburgs drohend an die Gaffel der Besan flog. Denn der große Kurfürst war im Jahre 1679 den Hamburgern nicht hold, und hatte ihnen durch seine kleinen Kriegsschiffe bereits mehre Segler abgefangen. Die Gegner trafen einander, aber Carpfanger hatte strenge Instruction, nur defensiv zu verfahren. Deshalb lief alles gut ab. Das große Schiff flößte den Brandenburgern Respect ein, sie sandten eine Schaluppe mit zwei Officieren zum Gruß und „um sich die Einrichtung des Schiffes anzusehen". Der Hamburger tractirte sie in seiner Kajüte mit Wein, dann verabschiedeten sie sich höflich. Ihre Schiffe thaten einige Salutschüsse, welche Carpfanger mit gleicher Artigkeit erwiderte, dann segelten sie auseinander.

Und wieder traf der Capitän auf einer seiner Südfahrten die spanische Silberflotte im Kampf mit türkischen Piraten. Das Treffen stand ungünstig für die Spanier, einige schwere Gallionen waren abgeschnitten und wurden von den Räubern bewältigt. Carpfanger griff die Piraten an und befreite durch volle Lagen die spanischen Schiffe. Er wurde deshalb an den Hof Karl's II. geladen und vom König mit einer goldenen Ehrenkette beschenkt.

Kam er nun im Herbst aus Wind und Wellen in die engen Straßen der alten Stadt, so war ihm auch da wenig Ruhe gegönnt. Dann begann ein Mäkeln mit dem Senat um die aufgewandten Unkosten, ein Schreiben von Berichten, Verantwortung wegen einzelner Dispositionen, die den Herren am Rathstisch nicht einleuchteten, oder die ein Privatinteresse verletzt hatten, aller Aerger der Schreibstube, den der Seemann so bitter haßt. Denn ein kleinlicher Krämergeist fehlte

dem alten Hamburg nicht. — Im Winter 1680 starb ihm sein liebes Weib in den besten Jahren.

Wieder und wieder geleitete er seine Kauffahrer nach Cadix und Malaga, im Jahre 1683 auf der Fregatte „Das Wappen von Hamburg". Sturm und ein leckes Schiff der Flotte hatten die Fahrt verlängert, aber schon war an der Hamburger Börse bekannt gemacht, daß der Capitän die Rückfahrt aus Hispanien via Insel Wight machen werde. Da kam statt seiner eine traurige Zeitung. Diese Zeitung wird hier mitgetheilt, sie ist zugleich ein Beispiel der alten Weise, im Fluge Neuigkeiten zu verbreiten.

„Traurige Zeitung aus Cadix in Spanien.

Cadix vom 12/22. October. Guter und werther Freund! Wollte wünschen, daß dieses mein Schreiben lieber eine Freude erweckende als Trauer verursachende Zeitung sein möchte; allein wenn wir sterbliche Menschen in dem höchsten Grade des Glücks und der Freude zu sein vermeinen, schwebet über unsern Häuptern das größte Unglück.

Solches haben leider wider jedwedes Vermuthen ich und alle empfunden, welche sich nebst mir auf das Convoischiff „Das Wappen von Hamburg" begeben hatten.

Am 10/20. October hatten ich und unsere Hauptofficiere, wie auch des Herrn Capitäns Sohn und dessen Cousin die Ehre, mit unserem Herrn Capitän die Abendmahlzeit einzunehmen. Da es ungefähr acht Uhr und eben an dem war, daß man von Tische aufstehn wollte, brachte unser Kajütenwächter die betrübte Zeitung, daß in der Hölle unseres Schiffes Feuer vorhanden sei. Darauf sprangen der Herr Capitän und wir allesammt erschrocken vom Tische auf und eilten nach dem Ort zu, wo wir denn fanden, daß derselbe mit allem darin liegenden Tauwerk schon in voller Flamme stand. Auf Anordnung des Capitäns wurden geschwind Eimer und Schöpfen herbeigebracht, viel Wasser eingegossen und einige Löcher eingekappt, weil diesem Ort nicht wohl beizukommen

war, in der Meinung den Brand zu löschen. Von unserem Volk, absonderlich von den Soldaten, die ihr Commandeur tapfer antrieb, ward fleißig gearbeitet, aber alles vergebens, denn man verspürte keine Minderung, sondern Zunahme des Feuers. Es wurden unterschiedliche Kanonen gelöst zum Zeichen unserer Noth, um Hilfe herbeizuschaffen, aber umsonst, weil die andern Schiffer später vorgaben, daß sie nicht gewußt, was solches Schießen zu bedeuten hätte.

Wurde also der Capitän genöthigt, unsern Lieutenant mit der kleinen Schlupe an die umliegenden Schiffe zu senden, ihnen unsern elenden Zustand zu berichten und dieselben um ihre Schlupen, Boote und um Herbeischaffung einiger Schöpfen zu ersuchen. Sie kamen zwar, hielten aber von ferne. Denn da das Feuer dem Theil des Pulvers sehr nahe war, welcher vorn im Schiff zu liegen pflegt und unmöglich wegen der großen Glut herausgebracht werden konnte, so fürchtete jedermann, daß das Schiff und wir alle mit einander auffliegen würden, wenn die Flamme dasselbe erreichte. Deswegen ließen viele Bootsleute von der Arbeit ab und retirirten sich in die Boote und die große Schlupe hinter dem Schiff, oder machten sich auch mit fremden Fahrzeugen aus dem Staube, wie sehr man denselben auch zurief, uns kein Volk zu entführen.

Denen in dem Boot und der großen Schlupe rief der Capitän aus dem Kajütenfenster zu, daß sie sich ihres Eides, den sie ihm und der Obrigkeit geschworen hätten, erinnern und ihn nicht verlassen, sondern wiederum an Bord kommen sollten, weil noch keine Noth vorhanden sei und das Feuer mit Gott gelöscht werden könne.

Diese folgten zwar dem Commando und fingen die Arbeit mit Ernst wieder an, allein es war alles ohne Nutzen, denn das Feuer wurde je länger je größer. Der Lieutenant, der Schiffer, wie auch andere Officiere gingen zu dem Herrn Capitän, nachdem man schon über zwei Stunden allen Fleiß, aber ohne Frucht, angewendet, und berichteten, daß leider

keine Hilfe mehr vorhanden sei und das gute Schiff unmöglich gerettet werden könne, sondern es wäre hohe Zeit sich zu salviren, wofern man nicht im Schiffe verbrennen oder mit demselben auffliegen wollte. Denn zwischen dem Feuer und Pulver wäre nur noch ein Bret, einen Finger dick, übrig. Der Capitän aber, welcher das Schiff noch immer zu erhalten vermeinte und seine Ehre höher als das Leben und alles in der Welt schätzte, gab zur Antwort, er wolle nicht aus dem Schiff, sondern darin leben und sterben. Sein Sohn fiel vor ihm auf die Knie und bat um Gottes willen, daß er sich doch eines andern bedenken und sein Leben zu conserviren suchen möchte. Dem antwortete er: „Pack' dich weg, ich weiß besser, was mir anvertraut ist."

Darauf befahl er dem Quartiermeister, diesen seinen Sohn nebst seinem Cousin an ein anderes Schiff abzusetzen, wie denn auch geschah. Er wollte auch nicht gestatten, daß das Geringste von seinem eigenen Gute fortgeschafft werde, um dadurch nicht dem Volke den Muth zu benehmen.

Inmittelst schlugen einige vor, das beste wäre, ein Loch in das Schiff zu kappen und solches in den Grund laufen zu lassen; der Capitän aber wollte dies nicht bewilligen, sondern sagte, er hätte noch immer Hoffnung das Schiff zu salviren. Andere riethen, man solle die Taue kappen und das Schiff an den Strand setzen. Dies wurde endlich bewilligt, und befohlen die Taue zu kappen. Da man aber im Begriff war, dies zu verrichten, und eben die Besane und Focke hatte fallen lassen und das Volk noch auf der Fockraa saß, kam das Pulver vorn im Schiff in Brand. Es war ihm aber durch Eingießen vielen Wassers die Kraft benommen, und so flog es nur mit einem Zischen auf. Das Feuer brannte ungefähr bei dem Fockmast durch das Deck, lief, weil oben ein harter Levant wehte und das Schiff auf den Wind lag, den Mast hinauf in die Wanten, in die Segel und in einem Augenblick über das ganze Schiff.

Als das Volk, das noch im Schiff war, solches sah, suchte es mit erbärmlichem Schreien die Flucht. Etliche liefen nach der Kajüte, in der Meinung dort Trost zu finden, etliche nach der Constabelkammer. In dieser letztern hatte sich der Lieutenant auf Ordre des Capitäns, neben sich einen Soldaten mit geladenem Gewehr, in die eine Pforte gesetzt, um zu verhindern, daß niemand durch die Kammer in die große Schlupe laufen möchte, die hinter derselben angebunden lag. Der Lieutenant wurde durch die Pforte hinausgedrängt und dadurch genöthigt, sich in die Schlupe zu begeben, ihm folgte alsbald ein Haufen Volkes; viele sprangen in das Boot. Da dasselbe aber schon vom Bord abgestoßen war, weil das Schiff nach hinten zu über und über brannte und die Meinung war, daß das Feuer das Pulver hinten im Schiff erreichen und alles, was um und neben dem Schiffe wäre, mit in die Luft sprengen möchte, so mußten die armen Menschen, die noch im Schiff waren und nicht verbrennen wollten, sich den Wellen ergeben und in's Wasser springen. Es hätte einen Stein erbarmen mögen, mit was für Rufen und Schreien diese elenden Menschen häufig im Wasser umhertrieben, so daß nichts zu sehen war als lauter Köpfe.

Während nun das Feuer durch den Wind von vorn nach hinten zu getrieben wurde, mit aller Macht, je länger je stärker, stand ich in der Kajüte mit unterschiedlichen Personen um den Capitän herum, sie winselten und weinten vor ihm und ermahnten ihn zugleich, daß nunmehr keine Zeit mehr übrig sei länger zu verbleiben.

Ich ging von ihnen ab nach dem Fenster zu, um zu sehen, ob noch ein Fahrzeug vorhanden wäre, und fand die große Schlupe noch unten fest liegen; ich resolvirte mich, mein Leben Gott befehlend, und sprang durch das Kajütenfenster in die darunter liegende Schlupe, welches mir auch so wohl gelang, daß ich ohne irgend welchen Schaden in derselben salvirt wurde. Wie ich eben den Rücken vom Capitän wandte,

ging er mit den neben ihm stehenden Personen, worunter der Commandeur mit einigen Soldaten und Bootsleuten war, zur Thür hinaus. Ich meinte, daß sie sich zu salviren suchten, wie sie auch Willens waren, denn wie ich vernommen, sind sie nach dem großen Rost gegangen, mit dem Vorhaben, den Capitän in ein Fahrzeug zu zwingen. Allein sie haben keines mehr gefunden. Weswegen sie denn allesammt, da ihnen die Flammen bereits über dem Kopf waren, den Capitän verlassen haben und über Bord gesprungen sind.

Sobald ich in der großen Schlupe, in welche ich gesprungen war, den Lieutenant ansichtig wurde, fragte ich denselben, ob der Capitän aus dem Schiff wäre. Er gab zur Antwort, ein holländischer Capitän hätte ihn geborgen. Als wir nun davon vergewissert zu sein vermeinten, wurde die Schlupe in aller Eile losgeschnitten, denn viel Volk, das im Wasser herumschwamm, suchte sich darin zu salviren, und die Schlupe wurde von ihnen beinahe in das Wasser gezogen, da viele an der Seite hingen. Auch stand zu besorgen, daß wir mit auffliegen würden, wenn die Flamme das Pulver erreichte.

Da wir ungefähr eine Kabellänge vom Schiff gekommen waren, gingen verschiedene Stücke durch die Hitze des Feuers los, und die Granaten sprangen eine nach der andern. Das Feuer erreichte endlich gegen ein Uhr das Pulver in der Krautkammer, und mit einem dumpfen Schlage flog das Hintertheil des Schiffes auf, worauf der noch übrige brennende Theil mit allem, was noch darin vorhanden war, zu Grund gehn mußte, nachdem das gute Schiff im ganzen ungefähr fünf Stunden gebrannt hatte.

Mittlerweile kamen wir mit unserer Schlupe an andere Schiffe, welche in der Bai lagen, und setzten das geborgene Volk aus, mit Ausnahme der nöthigen Ruderer, mit welchen der Lieutenant durch den übrigen Theil der Nacht an den Schiffen in der Bai den Herrn Capitän mit Schmerzen suchte. Allein vergebens, indem derselbe nirgends anzutreffen war.

Am folgenden Tage um zehn Uhr Vormittags wurde durch eine englische Schlupe an das Schiff von Capitän Thomsen avisirt, daß die Leiche unseres Capitäns leider auf ihr Bootstau zugetrieben wäre, welche sie auch geborgen hätten.

Darauf wurde der gute, nunmehr selige Mann alsbald an das Schiff von gemeldetem Capitän Thomsen gebracht und, wie sich's gebühret, in eine reine Leinwand gekleidet, welche der Capitän Thomsen für dankbare Bezahlung hergab.

Unter allen Menschen, die bei diesem großen Unglück um das Leben gekommen (an Bootsleuten zweiundvierzig und an Soldaten zweiundzwanzig Personen), ist der selige Herr Capitän der erste gewesen, der wiedergefunden wurde. Zu seiner Bestattung wurde alsbald Anstalt gemacht, und als alles Nöthige herbeigeschafft war, ist er am 13ten dieses, als Sonnabends, allhier hinter den Puntales, allwo man an diesem Ort die fremden Nationen zu begraben pflegt, nach christlichem Gebrauch zur Erde bestattet worden. Vorher wurde von unserem Domine eine herrliche Leichenpredigt gehalten, ihn geleiteten etliche zwanzig Schlupen, worin viele vornehme Capitäne und Kaufleute gefahren wurden, jede führte die Flagge zu halber Stenge als Zeichen der Trauer; gleichermaßen bezeigten die allhier liegenden englischen, holländischen und Hamburger Schiffe mit Wehen ihrer Flaggen und Göschen zu halber Stenge ihre Condolenz, unter Lösung der Kanonen, woraus über dreihundert Schüsse gehört wurden.

Wer dieses erschreckliche Feuer und Unglück verursacht, oder durch welches Versehen dasselbe entsprungen, ist unbekannt. Der Junge des Hochbootsmanns, welcher in der Hölle gewesen war und die Lampe, die daselbst zu brennen pflegte, zu bewachen hatte, berichtet, daß er eben aus der Hölle auf das Verdeck gegangen wäre, um einen andern Jungen zu sprechen, beim Zurückkommen aber die Hölle in vollem Brande gefunden. Gott behüte ein jedes Schiff vor dergleichen Un-

glück und tröste diejenigen Wittwen und Waisen, welche die Ihrigen dabei verloren."

So weit die Zeitung aus Cadix. — Nach andern Nachrichten*) ist der Capitän allein auf seinem Schiff noch bis zuletzt umhergewandelt; andere wollen ihn an einer offenen Stückpforte gesehen haben, wie er die Hände gefaltet gen Himmel hob; nach andern soll er sich als letzter in's Wasser begeben haben, um sich nach Gottes Willen entweder zu retten oder unterzugehn, und es sei kein Wunder, daß der kränkliche alte Herr nach den erschrecklichen Affecten und Anstrengungen der letzten Stunden in die Tiefe gegangen sei. — Den Matrosen war etwas Wunderbares aufgefallen, drei Tauben hatten stundenlang über dem brennenden Schiffe geschwebt, so lange, bis es in die Luft flog**). — König Karl II. von Spanien ließ auf dem Grabe des Hamburger Seemanns ein Denkmal errichten, welches nach Consularberichten erst im Anfange dieses Jahrhunderts durch den spanischen Krieg zerstört wurde.

Wir freuen uns, daß der Admiral seinen Eid hielt. Die Ehre seines Berufes forderte seinen Tod und er starb. Denn es ist besser, daß einmal ein tüchtiger Mann, der sich wol noch retten könnte, mit seinem guten Schiffe untergehe, als daß dem seefahrenden Volk in Todesgefahr das Vorbild ausdauernder Kraft fehle. Er starb, wie dem Seemann ziemt, schweigsam und kalt, den eigenen Sohn wies er kurz ab, seine ganze Seele war bei seinem Amt. — Möge der deutsche Bürger nie so weit kommen, daß er die That des Mannes für etwas Seltenes und Unerhörtes halte. Auch im Binnenlande sind seit ihm viele Hunderte friedlicher Bürger gestorben, weil sie bis zum Aeußersten und darüber ihre Schuldigkeit

*) Benecke a. a. O. S. 207.

**) Man verfehlte nicht die geheimnißvollen Tauben auf dem Kupferstich eines fliegenden Blattes abzubilden, welches mit angehängter Erklärung bald darauf erschien.

thaten, Seelsorger bei der Seuche, Aerzte im Lazareth, hilfreiche Handarbeiter in Feuersgefahr. Und wir hoffen, daß der Leser annehme, dergleichen gebühre sich und sei bei uns in Ordnung.

Und doch hebt sich unser Herz bei dem Gedanken, wie in denselben Jahren, in welchen Straßburg so schmählich verloren ging, ein Landsmann gerade so empfand, wie wir empfinden sollen, daß nämlich da nicht viel zu erstaunen ist, und auch kein großes Geschrei und Winseln zu erheben ist, wenn einer für seine Pflicht stirbt. Und wer das Meer befährt, und wer die See nie rauschen hörte, beide sollen sein Gedächtniß ehren. Der Deutsche war nach 1648 sehr heruntergekommen, aber er verdiente doch ein besseres Leben, denn er verstand noch für eine Idee zu sterben.

11.

Jesuiten und Juden.

(Um 1693.)

Auch die Kirchen in Deutschland litten durch die Schwäche der Nation. Beide waren daran, in gemüthloser Orthodoxie zu erstarren. Die protestantische wie die katholische Kirche hatten mit dem Leiden zu kämpfen, welches jedem festgeschlossenen kirchlichen System Verderben droht, sie wurden zu enge, das gesammte geistige und gemüthliche Leben der Menschen zu umfassen. Beiden drohte die Gefahr, daß die Sittlichkeit der Besten, daß die Wissenschaft, daß sogar das Bedürfniß eines herzlichen Verhältnisses zu Gott allmählich eine reinere Auffassung der Erdenpflichten, eine höhere Idee von dem Walten der Gottheit, ein gemüthvolleres Erfassen des Ewigen hervorbringen möchte, als sie selbst vertraten. Beide machten Anstrengungen, die großen geistigen Processe der Nation sich entweder anzueignen oder zu vernichten, beiden gelang es nur unvollständig. So war seit dem Kriege den Menschen allmählich das Bedürfniß der Toleranz gekommen. Langsam entwickelte sich diese große sittliche Forderung; zuerst zwang die äußere Nothwendigkeit, die Bekenner der verschiedenen Culte lebten mit einander im Verkehr durch Familienbande vereinigt, dann half die Gleichgiltigkeit und der Mangel an kirchlicher Frömmigkeit, der seit dem Frieden von Geistlichen häufig beklagt wurde, endlich wurde bei den Protestanten der Grundsatz Luther's wieder lebendig, daß nur

von innen heraus durch Ueberzeugung und Drang des Gemüthes der Mensch zur Kirche gebracht werden dürfe. Spät und widerwillig bequemte sich auch die alte Kirche zu mürrischer Duldung. So hatte die Wissenschaft unter anderem gefunden, daß trotz vielen Stellen der heiligen Schrift die Sonne sich doch nicht um die Erde drehe, sondern unsere Erde um die Sonne. Widerwillig nahmen die Kirchen die neue Wahrheit in ihre Kalender auf, nachdem sie den Entdeckern schweres Herzeleid bereitet hatten.

Wer eine Geschichte des religiösen Bewußtseins unter den Deutschen schriebe, der würde die merkwürdige Thatsache zu erörtern haben, daß nach dem Kriege in beiden Culten gegen die herrschende Partei ganz gleichzeitig eine Reaction des Herzens eintritt, welche trotz der Verschiedenheit der Dogmen und trotz einiger Verschiedenheit in ihrem innern Proceß den Vertretern dieser Richtung sehr viel Aehnliches giebt. Das Bedürfniß nach Erhebung macht in einer Zeit, die an großen Empfindungen arm war, den Protestanten Spener zum Pietisten, die Katholiken Spee und Scheffler zu Mystikern. Zwar der Zwang der protestantischen Kirche vermochte die Entwicklung der Individualitäten nicht mehr zu hemmen. Mit ihr konnte sich der Gelehrte wol abfinden, wenn er aus dem Studium der Geschichte, aus Beobachtung des Himmels, aus dem Geheimniß der Zahlen, durch Abwägen und Messen der Elementarkräfte zu neuen Vorstellungen von der Welt des Geschaffenen und dadurch auch zu neuen von dem Wesen der Gottheit kam. So erwuchs aus der protestantischen Kirche das Genie des großen Leibnitz. Auch jeder, dem die Phantasie wild umherflog, oder dem ein tiefsinniges Grübeln eigenthümliche Anschauungen des Göttlichen erschloß, vermochte sich verhältnißmäßig leicht von der Kirchengemeinschaft seiner Mitbürger zu lösen, vielleicht mit Geistesverwandten zu besondern Gemeinden zu vereinigen; so die frommen Conventikel der Pietät, so Böhme und der

verschrobene Kuhlmann, so Zinzendorf und die Herrnhuter. In der katholischen Kirche war das unendlich schwerer. Wer seine eigenen Wege ging, hatte den Zorn einer strengen Herrin zu empfinden, und nur selten bäumte ein starker Geist gegen den Zwang auf, in den Frömmsten und Weisesten ist ein Zug von Weichheit und Resignation, wie bei Frauen.

Die herrschende Majorität der Geistlichen aber hatte auch in der alten Kirche viel von ihrer Energie verloren. Dasselbe Schicksal, welches den Protestantismus seit dem Ende des 16. Jahrhunderts erreicht hatte, drückte jetzt auch die katholische Hierarchie. Selbst der kriegerische Vorkämpfer der restaurirten Kirche, der Jesuitenorden, hatte von seiner Hoheit eingebüßt; er war mächtig und reich geworden, der Zusammenhang zwischen den Provinzen und Rom war gelockert, die Unabhängigkeit der einzelnen Häuser war größer, auch ihn hatte der Fluch getroffen, welcher den Genießenden verfolgt. Er vorzugsweise wurde Vertreter des modernen und höfischen Gepränges in Kirche und Schule. Auch früher hatte der Orden glänzende Schaustellungen und das Eingehen in die Launen der vornehmen Welt nicht verschmäht; aber damals war er gewesen wie der Prophet Daniel, der das persische Kleid nur darum trägt, um seinem Gott unter den Heiden zu dienen, jetzt war Daniel selbst ein Satrap geworden. Durch den westphälischen Frieden war auch die große Missionsthätigkeit des Ordens beschränkt. Immer noch zog er klug seine Kreise um einzelne Seelen, wer reich oder vornehm war, der wurde fest umgarnt. Die Bekehrungen protestantischer Fürsten und Fürstenkinder wurden sehr häufig, sie erregten ohnmächtiges Poltern auf norddeutschen Kanzeln, eitele Freude im katholischen Süden. Aber auch hier waren die Mittel gemeiner, durch welche der Orden bekehrte: nicht das Seelenheil der Geretteten, sondern der Ruhm, welcher dem Orden daraus erwuchs, wurde die Hauptsache. In den Ländern des Kaisers war an den Unterthanen die größte Arbeit gethan. Wo

hier und da noch das Ketzerthum aufglimmte, half die weltliche Obrigkeit. Nur ein Geschlecht, zäher und hartnäckiger als die Hussitensöhne und die mährischen Brüder, reizte die Bekehrungslust des Ordens ohne Aufhören, das waren die Juden.

Seit den Kreuzzügen trachtete die sinkende Kirche und die Habgier des Stadtpöbels diesen Finanzleuten des Mittelalters nach Gold, Glauben und Leben. Was noch heut als Sage unter den Einfältigen umherläuft, wurde schon damals gegen sie vorgebracht. Sie sollten die Brunnen vergiften und die Pest herbeiführen, sie sollten Christenkinder ermorden und ihr Blut am Passahfest gebrauchen, ihr Herz genießen; sie sollten geweihte Hostien mit Ruthen peitschen u. s. w. Fast periodisch sind die Verfolgungen, Plünderung der Häuser und massenhaftes Hinschlachten. Durch Waffen, Qualen, Gefängniß wurde ihnen das Christenthum aufgedrängt, in der Regel vergebens. Kein streitbares Volk hat heldenmüthiger roher Gewalt widerstanden als diese Waffenlosen. Die großartigsten Beispiele von beharrlichem Heldenmuthe werden selbst von christlichen Erzählern berichtet. So ging es durch das ganze Mittelalter, auch noch im 16. Jahrhundert suchten die Landesherren leere Kassen aus dem Beutel der Juden zu füllen, noch immer stürmte der Pöbel ihre Häuser, so 1614 in dem wilden Judenaufstand zu Frankfurt am Main. Einige große Gelehrte, Aerzte, Naturkundige erlangten ein Ansehen, welches durch alle Länder Europa's ging, selbst den Christen widerwillige Achtung einflößte, aber das waren seltene Ausnahmen.

Unter diesen Gegensätzen zog sich die unzerstörbare Lebenskraft dieses Volkes in die Form, welche den Juden bis heut geblieben ist. Vom Kaiserrecht privilegirt, vor dem Landrecht hilflos, unentbehrlich und tief verhaßt, begehrt und verflucht, in täglicher Gefahr des Feuers, Raubes, Mordes, und wieder der stille Herr über Habe und Wohlfahrt von Hunderten, in

unnatürlich abenteuerlicher Stellung und doch in durchaus nüchterner Thätigkeit, mitten unter dem dichtesten Schwarm der Christen und doch durch eherne Schranken von ihnen getrennt, lebten sie ein zwiefaches Leben. Allen Stolz edlen Blutes, großen Reichthums, hoher Talente, die volle Glut südlicher Empfindung, jede holde und jede dunkle Leidenschaft umschloß das Haus, die Familie, die Gemeinde; vor den Christen waren sie kalt, zäh, geduldig, furchtsam, kriechend und lauernd, gebeugt unter tausendjährigem Druck.

Bei den deutschen Beamtendespotien, welche sich seit dem dreißigjährigen Kriege ausbildeten, fanden die Juden kaum größeren Schutz vor der Wuth der Menge, und ihre geistlichen Anfechtungen wurden fast ärger. Wenn der Protestantismus, damals schwach und verkümmert, sie mehr durch abstoßenden Hochmuth als durch seine Bekehrungskünste kränkte, war die alte Kirche um so eifriger zu taufen. Dagegen gedieh ihnen Handel und Erwerb, ja seit dem westphälischen Frieden war für sie eine glänzende Zeit gekommen. Die Verminderung des internationalen Großhandels, der Ruin alter Handelshäuser zu Nürnberg und Augsburg, die dauernde Münzverschlechterung, die unaufhörlichen Geldbedürfnisse der großen und kleinen Territorialherren begünstigten eine vielseitige Thätigkeit des jüdischen Geschäftes, welches durch ganz Deutschland gewandte Werkzeuge und von Konstantinopel bis Cadix Gastfreunde und Verwandte fand. Die Bedeutung, welche der innige Zusammenhang der Juden für den deutschen Handel in einer Zeit hatte, wo schlechte Wege, schlechte Zölle und eine sehr unwissende Gesetzgebung dem Verkehr die größten Schranken auflegten, ist noch lange nicht zur Genüge gewürdigt. In unermüdlicher Thätigkeit gruben sie wie Ameisen überall ihre geheimen Wege durch das morsche Holz des römischen Reichs; lange bevor die Briefpost und Waarenspedition ein großes Netz über die Landkreise gezogen hatten, bestanden ihre stillen Verbindungen für Brief- und Waaren-

transporte. Arme Schacherer und fahrende Bettler liefen als treue Agenten zwischen Amsterdam und Frankfurt, Prag und Warschau hin und her, Wechsel und Juwelen unter ihren Lumpen, ja im eigenen Leibe verbergend. In gefährlichster Zeit, durch Heere und polizeiliche Verbote schlich der wehrlose Jude geschäftig aus einem deutschen Gebiete in das andere. Dort trug er vollwichtige Kremnitzer Ducaten nach Frankfurt und brachte die leichten unter das Volk, welche die christlichen Bankhäuser der Reichsstadt so lange gewissenlos beschnitten hatten, bis sie durch eine kaiserliche Untersuchungscommission gezwungen wurden, den ungerechten Gewinn in Bestechungsgeldern zu opfern. Hier kaufte er Spitzen und neue Kirchengewänder für seine Gegner, die geistlichen Herren, dort schmuggelte er einem Landesherrn Waffen und Kriegsgeräth durch ein feindliches Territorium, hier geleitete er einen großen Transport feiner Leder aus dem Innern Rußlands bis auf die Messe von Leipzig, er allein befähigt, durch Schmeichelei, Geld und Branntwein die Habsucht der slavischen Adlichen zu überwinden. Unterdeß saßen die reichsten in den wohlvergitterten Zimmern ihrer Judenstadt, die Wechsel und Unterpfänder der höchsten Herren im sicheren Verschluß bergend, große Bankiers, vielvermögende Leute auch nach modernem Maßstabe.

So waren die Juden damals im Verhältniß zu den Christen wahrscheinlich reicher als jetzt, jedenfalls mit den Eigenthümlichkeiten ihres Verkehrs unentbehrlicher. Sie hatten schützende Freunde am Kaiserhof wie im Harem des Sultans und im Geheimzimmer des Papstes, sie hatten eine Aristokratie des Blutes, welche damals von den Glaubensgenossen noch hoch respectirt wurde und bei Brautfesten mit Stolz die Juwelen trug, welche ein Ahnherr vielleicht lange vor Marco Polo unter hundertfacher Lebensgefahr aus Indien gebracht, oder ein anderer von einem der großen Maurenkönige in Granada eingetauscht hatte. Auf der Straße

aber trug der Jude noch die schimpflichen Zeichen des ungeehrten Fremdlings, im Reiche eine gelbe Cocarde an seinem Rocke, in Böhmen die steife blaue Halskrause, wie er im Mittelalter den hohen gelben Hut, in Italien den rothen Mantel getragen hatte. Zwar war er der Gläubiger und Arbeitgeber zahlreicher Christen, aber seine Gemeinde lebte in den größeren Städten noch zusammengedrängt in bestimmten Straßen oder Stadttheilen, in anderen war den Juden fester Wohnsitz überhaupt nicht, oder nur in beschränkter Zahl gestattet.

Wenige deutsche Judengemeinden waren damals größer und wohlhabender als die zu Prag. Sie war eine der ältesten in Deutschland; sagenhafte Traditionen führen sie auf eine Zeit zurück, wo der Glaube des Gekreuzigten an der Moldau noch unbekannt war. Selten versäumt ein Reisender die engen Gassen der Judenstadt zu besuchen, wo die kleinen Häuser, wie Bienenzellen an einander gedrängt, einst den größten Reichthum und das größte Elend des Landes umschlossen, und wo der Todesengel so lange den Tropfen Galle in den Mund der Gläubigen träufeln ließ, bis auf dem unheimlichen Kirchhofe jeder Zoll Erde zu Menschenasche wurde. Auf engem Raume hausten dort am Ende des 17. Jahrhunderts nahe an sechstausend fleißige Menschen, der große Geldhändler wie der ärmste Trödler und Lastträger, in fester Genossenschaft und gemeinsamen Interessen eng verbunden, durch ihre Industrie und unermüdliche Speculationen dem verarmten Lande unentbehrlich, und doch in einem fortwährenden Kriege gegen die Sitten, die Roheit und den Glaubenseifer des neubekehrten Königreichs.

Denn damals lebte die zweite Generation des neuen Böhmens, welches sich die Habsburger nach der Schlacht am Weißen Berge durch Blutgerichte, großartige Vertreibungen und furchtbare Dragonaden zurückgewonnen hatten. Die alten Adelsgeschlechter waren zum großen Theil ausgerottet,

ein neuer kaiserlicher Adel fuhr in vergoldeten Carrossen durch die schwarze Hussitenstadt, die alte biblische Wissenschaft war in die Fremde gewandert oder im Elend des langen Krieges verkommen, an die Stelle der Kelchpriester und der böhmischen Prädicanten waren die Patres und Bettelmönche getreten; wo einst Huß die Lehre Wiklef's vertheidigt und Ziska die Lauheit der Altstädter gescholten hatte, erhob sich jetzt triumphirend das vergoldete Steinbild der Himmelskönigin. Wenig war dem Volke von seiner Vergangenheit geblieben, als die düstern Steine der Königsstadt, ein roher Pöbel und eine Neigung zu herber Frömmigkeit, welche jetzt vor den neuen Bildern der Heiligen die Ketzer verfluchte.

Aus solcher Zeit ist uns eine kleine Schrift geblieben*), welche zwei von den Prager Berühmtheiten des Jesuitenordens, die Patres Eder und Christel, der erste lateinisch verfaßt, der zweite in's Deutsche übertragen haben; beide Verfasser auch sonst bekannt, der zweite als ein eifriger, aber geschmackloser deutscher Poet. Aus dieser Schrift ist der folgende Bericht entnommen. Der Auszug giebt so treu als möglich die Worte des Originals und das Charakteristische des Ausdrucks wieder. Die Erzählung lautet folgendermaßen.

„— So sind in wenigen Jahren von einem einzigen Priester unserer Societät in der akademischen Salvatorkirche des Collegii der Gesellschaft Jesu hundertundsiebenzig Personen jüdischen Standes durch das heilbringende Taufwasser gereinigt worden.

Nebenbei will ich allhier kürzlich einiger Judenkinder

*) Der vollständige Titel lautet: Mannhafte Beständigkeit des zwölfjährigen Knaben Simons Abeles, welche er, um den Christlichen Glauben zu behaupten, an Tag gegeben, da Ihn Lazarus Abeles, sein Jüdischer Vatter, aus Haß Glaubens, zu Prag 21. Hornung im Jahre 1694 grausam ermordet. Lateinisch beschrieben von R. P. Joanne Eder Soc. Jesu Theologo. In's Deutsche übersetzet von erwähnter Societät R. P. Bartholomeo Christelio. Prag 1694.

sonderbare Neigung zum christlichen Glauben erwähnen. Auf der Zinkower Herrschaft trug vor etlichen Jahren eine Jüdin ihr Töchterlein auf dem Arm, damit begegnete sie zufällig einem katholischen Priester, dem sie antrug ihr Kind anzuschauen, indem sie den Schleier von dessen Gesichtlein abstreifte, nicht ohne sich zu berühmen, daß sie ein dermaßen wohlgestaltetes Töchterlein zur Welt gebracht hätte. Der Priester wurde durch dies ebenso ungereimte als unerwartete Vertrauen angemuthet, das enthüllte Kind mit dem heiligen Kreuzzeichen zu segnen, mit der beigefügten Ermahnung, daß die Mutter selbiges zur Furcht und Liebe Gottes auferziehen, im übrigen aber der göttlichen Vorsicht überlassen sollte. Und siehe, diese kleine Jüdin war kaum auf ihre Füße gekommen, so hielt sie sich alsbald zu christlichen Mädchen, bog mit ihnen, wenn sie niederknieten, ihre Knielein, sang mit den singenden, ging mit ihnen auf die Auen und Wälder hinaus, graste mit ihnen, pflückte Erdbeeren und klaubte Holz zusammen, erlernte nebenbei von ihnen das Vaterunser und den englischen Gruß wie auch den Glauben aufsagen, mit einem Wort, sie machte sich in christlicher Lehre bekannt und verlangte eifrig getauft zu werden. Die hoch- und wohlgeborene Gräfin von Zinkow, um dieses Mägdleins Begehren zu erfüllen, führte die frohlockende in ihrem Wagen mit sich nach Prag, auf daß sie allda außerhalb der Eltern Angesicht sicherer zur Taufe befördert werden möchte. Nachdem die Eltern aber erkannt hatten, daß ihre Tochter durch so geraume Zeit ihre Anschläge behutsam geheim gehalten hatte, bejammerten sie schmerzlich, daß ihre Tochter eine Christin war, und waren auf den Priester, der sie im Arm der Mutter mit dem Kreuzeszeichen gesegnet hatte, herb und ungehalten, denn ihm schrieben sie die ganze Zuneigung des Kindes zum Christenthum zu.

Durch welche Ränke aber der Juden Treulosigkeit bemüht war, jede Bekehrung zu hintertreiben, habe ich selbst

unlängst erfahren, als mir zum ersten Mal ein Glaubenslehrling vom Judengeschlecht, Samuel Metzel, zur Belehrung überwiesen wurde. Als Vater von vier noch unmündigen Kindern hat dieser sich eifrig und viel bemüht, selbige alle, ein wahrer Israel, aus dem Aegypten der Judenstadt mit sich zur Freiheit herauszuführen. Siehe aber! ihm wollte Rosina Metzelin, seine Ehegattin, die damals noch großen Abscheu vor dem christlichen Glauben hatte, nicht Folge leisten; und weil sie beobachtete, daß ihr die vier Kinder zugleich entzogen wurden, war ihr dieser Kinderraub, wie einer Löwin der Verlust ihrer Jungen, schwer zu ertragen. Sie forderte ihren Mann vor das bischöfliche Ehegericht, wo sie wenigstens um zwei von den vier entrückten Kindern anhielt, weil sie ihr, der Mutter, vor der Geburt beschwerlich, bei der Geburt schmerzlich und nach der Geburt mühsam zu erziehen gewesen seien. Das hochweise erzbischöfliche Amt aber gab das Urtheil von sich, daß dem Mann, der nächstens getauft werden sollte, alle Kinder zugehörten. Da hat das Weib mehr, als sich sagen und glauben läßt, den Verlust überaus kläglich bejammert, und da sie besorgte, daß sie auch der fünften Leibesfrucht, die noch unter ihrem Herzen verborgen lag, nach der Geburt beraubt werden möchte, war sie emsig beflissen, die Zeit ihrer Niederkunft vor den Christen zu bergen. Deshalb beschloß sie vor allem, ihre bisherige Herberge, die dem Ehemann und den Kindern bekannt war, zu ändern. Es ist aber kein Rath wider den Herrn! Der Vater kam durch sein unschuldiges Töchterlein dahinter, das durch einige Monate beständig in eines Christen Behausung gehalten worden war und von der Kindbettin in ihre verborgene Herberge unbehutsam eingelassen wurde. Auf diese Kundschaft habe ich der Altstadt Prag wohlbestallten Kaiserrichter ersucht, welcher seinen Amtsschreiber unverweilt in das Geburtshaus abfertigte, um von der Kindbettin, und im Fall diese sich weigern würde, von den Aeltesten des Judenvolks das neugeborne Kind, als dem nunmehr ge-

tauften Vater zuständig, herauszubegehren. Weil aber die argliſtigen Judenköpfe zu des Kindes Auslieferung ſich nicht verſtehn wollten, wurde zu der jüdiſchen Wöchnerin eine chriſtliche Hebamme beordert, ob dieſe durch einen weiblichen gottſeligen Fund das Kind der Mutter heimlich entrücken könnte. Dieſe Hebamme begleiteten freiwillig etliche kühne chriſtliche Matronen. Als Anführerin die durch mannliche Gottſeligkeit allbekannte Ludmilla, Gemahlin des in Waſſer und Blut getauften Wenzeslaus Wymbrsky. Ihr Ehemann Wenzeslaus war mit dieſer Ehefrau und fünf Kindern von Sr. Eminenz dem Cardinal und Erzbiſchof von Prag 1646 in unſerer Kirche getauft worden. Es war der tobenden Judenſchaft überaus mißfällig, daß dreizehn Mann aus andern Geſchlechtern, dem Beiſpiel des Wenzeslaus folgend, in demſelben Jahre das Judenthum abgeſchworen hatten. Endlich kam ihnen unerträglich vor, daß Wenzeslaus in ſeinem Kaufladen, bei dem viele Juden täglich auf ihren Tandelmarkt vorbeigehn mußten, das Bildniß des gekreuzigten Heilandes öffentlich ausſtellte und jeden Freitag davor eine brennende Ampel unterhielt. Deshalb war er dem Judengeſchmeiß höchſt verhaßt und wurde oft mit Schmach und Spottreden angefallen. Als er nun einſt ſeiner täglichen Gewohnheit gemäß eine Stunde vor Tage in die Teynkirche ging, wohin ihm ſein Bedienter vorleuchtete, fielen ihn drei bewaffnete Juden an, von denen er mit zwei vergifteten Piſtolkugeln tötlich verwundet wurde, ſo daß er am fünften Tag darauf gottſelig ſein Ende nahm, nachdem er nicht zu bewegen geweſen war, die Mörder namhaft zu machen. Der Rädelsführer derſelben wurde ſpäter ertappt und zum Rad verdammt, brachte aber, als ſein eigener Henker, ſich ſelbſt durch den Strick um. Des Getöteten Wittwe, Ludmilla, war mit dem Häuflein der gottſeligen Frauen nun nicht im Stande, ſich zu der jüdiſchen Kindbetkin unvermerkt einzuſchleichen, weil die Hebräer mit ihren ſcharfen Luchsaugen genau aufpaßten. Im Augenblick

rotteten sich viele derselben zusammen und drängten sich mit in das Zimmer der jüdischen Sechswöchnerin. Es ließ sich aber Ludmilla durch ihre Anwesenheit und die mögliche Todesgefahr nicht abschrecken. Sie überreichte das mitgebrachte Weihwasser der christlichen Hebamme und forderte sie mit kräftigen Worten auf, die Mutter zu entbinden und das Kind zu taufen. Die Sache ging an. Die Hebamme erwischte das Kind und taufte das neugeborene. Die Kindbettin aber sprang rasend aus dem Bette und riß ihr das Kind mit heftigem Geschrei gewaltthätig aus den Händen. Sofort fand sich der Stadtrichter mit bewaffneten Männern ein, um das nunmehr christliche Söhnlein von der Mutter abzusondern. Da aber diese gleichsam rasend das Kind so fest in ihren Armen umschlossen hielt, daß man zu besorgen hatte, es möchte eher erdrückt als ihr entwunden werden, begnügte sich der verständige Stadtrichter damit, den versammelten älteren Juden streng zu verbieten, daß sie das Kind nicht zum Juden machten. Darauf wurde durch Se. Excellenz, Herrn Reichsgrafen von Sternberg, Oberst-Burggrafen des Königreiches Böhmen, geboten, daß dieses fünfte Kind dem Vater ausgehändigt werden sollte. Nicht lange darnach ergab sich auch die dem Judenthum hartnäckig zugethane Mutter und wurde getauft. Dies zur Einleitung. —

Der jüdische Knabe Simon Abeles hatte zum Vater den Lazarus, zum Ahnherrn aber Moses Abeles, welcher der Judenschaft viele Jahre als Primas vorgestanden hatte. Schon in zarten Jahren wurde an diesem Knaben eine besondere Gemüthsneigung zum Christenthum verspürt. Wo er konnte, sonderte er sich von jüdischer Jugend ab und gesellte sich Christenknaben zu, spielte mit ihnen und beschenkte sie, um ihr Wohlwollen zu erwerben, mit süßen Leckerbissen, die er am väterlichen Tisch zusammengebracht hatte; der jüdische gekrauste Kragen, welchen die Juden mit blauem Kraftmehl gestärkt ringförmig um den Hals tragen und sich dadurch hier

in Böhmen von den Christen unterscheiden, war dem Simon durchaus zuwider. Als das Licht seiner Vernunft heller wurde, erkundigte er sich bei jeder Gelegenheit nach den christlichen Geheimnissen.

Es begab sich, daß er von seinem Vater, einem Handschuhhändler, in Geschäften mehrmals nach dem Haus eines Christen, des Handschuhmachers Christoph Hoffmann, geschickt wurde. Dort verweilte er in Betrachtung der heiligen, aber nicht der weltlichen Bilder, welche an den Wänden hingen, obgleich die letzteren kostbarer und wegen künstlicher Malerei ansehnlicher waren, und forschte begierig die christlichen Inwohner aus, was unter selbigen Bildern zu verstehn sei. Als ihm geantwortet wurde, daß durch das eine Christus, durch ein anderes die Mutter Christi, die wunderthätige Gottesgebärerin von Buntzel (Bunzlau), durch jenes der heilige Antonius von Padua angedeutet werde, rief er von ganzem Herzen seufzend aus: „O daß ich ein Christ werden könnte!" Ueberdies bezeugte ein Jude, Rebbe Liebmann genannt, daß der Knabe zuweilen ganze Nächte unter Christen zugebracht und sich im väterlichen Hause nicht eingestellt habe.

Viele nun hielten dafür, daß solche Zuneigung zum Christenthum einen übernatürlichen Ursprung habe und von einem Taufzeichen herrühre, das ihm schon in der Wiege von einem Christen eingedrückt worden sei. Als man später diesem ausgesprengten Gerücht emsig nachgrübelte, wurde bezeugt, daß ein Präceptor, Stephan Hiller, einst zu Lazarus Abeles geschickt worden sei, eine Geldschuld abzuholen, daß er allda ein allein in der Wiege liegendes Kind gefunden und dasselbe in innerlicher Herzensregung mit elementarischem in der Nähe befindlichem Wasser getauft habe. Auf Nachforschung des hochehrwürdigen erzbischöflichen Consistoriums sagte dieser Präceptor, welcher jetzt eine Kaplanstelle bekleidet, aus, daß er nicht wisse, ob das Kind des Lazarus Söhnlein gewesen sei; ja, seinem Dafürhalten nach wäre selbiges vielmehr einem

jüdischen Schneider zugehörig gewesen. Durch solche Aussage blieb dieser wichtige Umstand zweifelhaft.

Nachdem sich durch etliche Jahre in Simon's Gemüth die standhafte Zuneigung zum Christenthum so vergrößert hatte, daß sie von Einheimischen deutlich bemerkt wurde, und der schlaue Knabe wol voraussah, daß die Eltern und Blutsverwandten keine Mühe sparen würden, ihm einen Stein in den Weg zu rücken, dachte er vorzubauen und dem väterlichen Hause und seiner jüdischen Freundschaft zu entfliehen, bevor ihm der Paß verhauen würde. Als nun am 25ten des Heumonats 1693 der Vater Lazarus feierlichen Rasttag in der Judenschule hielt, begab sich der Sohn in ein der Judenstadt nahe gelegenes Christenhaus, welches von dem neulich getauften Juden Kawka bewohnt war, und ließ am selben Abend den Johannes Tanta zu sich berufen, einen vor mehren Jahren mit seinem ganzen Geschlecht bekehrten Juden, den er schon durch's Gerücht als einen eifrigen Mann und emsigen Anführer zum christlichen Glauben kennen gelernt hatte; denn dieser Mann, öfter sein Leben in Gefahr stellend, hatte Juden, die nach dem christlichen Glauben verlangten, und ihre neugetauften Kinder aus der Judenstadt herausgezogen, in unser Collegium St. Clement zum Unterricht geführt, war ihnen mit Nahrung, Kleidern, Fach und Dach behilflich gewesen, hatte solchen, die nicht lesen konnten, geistliche Bücher, vornehmlich aber das Leben Christi mit sonderlicher Andacht stundenlang vorgelesen, und fand seine beste Freude darin, wenn er sah, wie sie durch die heilige Taufe abgewaschen wurden. Diesem nun öffnete Simon sein Herz treulich und bat, daß Johannes ihn in's Collegium der Societät Jesu führen wolle.

Es bedurfte nicht viel Bittens, der Mann borgte bei einem christlichen Jüngling Kleider, überdeckte dem Simon den nach jüdischer Art geschorenen Kopf mit einer Perrücke und führte ihn über den Altstädter Platz in's Collegium. Mitten

auf besagtem Platz steht aus einem einzigen Steine gehauen das große, reich übergoldete Bildniß der seligsten Gottesgebärerin. Johannes erklärte seinem christlichen Lehrling, daß dies mit Goldglanz reich überzogene Bildniß die Himmelskönigin und die besonders treue Fürbitterin aller Gläubigen bei Gott bedeute. Das hörte Simon begierig an, zog unverweilt den Hut ab, verneigte tief seinen ganzen Leib und empfahl sich mit gottseligem Seufzen der seligsten Gottesgebärerin als Pflegekind. Darauf wandte er sich zu seinem Anleiter und redete ihn so an: „Wenn dies mein Vater sähe, stracks würde er mich umbringen." So erreichten sie unser Collegium Abends zwischen sieben und acht Uhr. Simon trug mir, der ich zum Thore berufen war, sein Verlangen mit ungemeiner Beredsamkeit vor, zugleich begehrte er mit so hitzigem Eifer im christlichen Glauben unterwiesen zu werden, daß ich mich verwundern mußte. Ich stellte den Knaben noch denselben Abend dem ehrwürdigen Pater, Rector des Collegiums, vor. Es sah fast so aus, als befände sich der zwölfjährige Knabe, wie vor Zeiten Jesus, unter den Schriftgelehrten, indem er verschiedene Fragen wohlberedt, scharfsinnig und mit einem Urtheil, welches sein Alter überstieg, beantwortete. Als ihm vorgerückt wurde, sein später Eintritt errege den Verdacht, daß er in der Judenstadt ein Lasterstücklein begangen habe und in dem geistlichen Haus eine Zufluchtsstätte suche, antwortete Simon mit heiterem Angesicht: „Hat man Argwohn wegen einer Missethat, so forsche man nach der Wahrheit durch Ausrufen, wie es in der Judenstadt gewöhnlich ist. Wäre ich mir einer Lasterthat bewußt, so hätte ich mehr Hoffnung unter den Juden ungestraft zu bleiben, als unter den Christen, denn ich bin ein Enkel des Moses Abeles, ihres Primators." Als man ihm aber wieder zusetzte, daß er gekommen wäre, um unter den Christen eine Perrücke, ein Deglein und alamodische Kleider zu tragen, machte der Knabe ein saures Gesicht und sprach: „Ich muß

bekennen, daß ich lange Zeit keinen Judenkragen getragen. Uebrigens verlange ich unter den Christen in keiner Kleiderpracht zu prangen und will mit alten Lumpen zufrieden sein." Nachdem er solche ernsthafte Antwort von sich gegeben, fing er an die Handschuh von den Händen abzustreifen, den kleinen Degen abzugürten, die Perrücke vom Kopf zu reißen und das saubere Oberröcklein aufzuheften, entschlossen, so es nöthig wäre, dem entblößten Jesus unbekleidet nachzufolgen.

Durch solche unerwartete Antwort und heldenhaften Entschluß zur Armuth trieb er den Anwesenden Zähren aus den Augen. Als ihm aber befohlen wurde sich wieder anzukleiden, zog er sich bald wieder an und bezeugte mit gewichtigen Worten, die er öfter wiederholte, daß er von den Juden abtrete wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels, sich aber den Christen zugeselle, um sich seines Heils zu versichern, weil ihm wohl bewußt wäre, daß es unmöglich sei ohne Glauben selig zu werden. Als er aber gefragt wurde, wer ihn gelehrt, daß der Glaube nothwendig sei das ewige Leben zu erwerben, sprach er sieben oder acht Mal: „Gott, Gott, Gott allein," wobei er eben so oft seufzte und mit beiden Händen auf seine Brust schlug. Jetzt trat er bald zu diesem bald zu jenem Priester, küßte ihnen die Hände, fiel ihnen um die Knie und rief: „Patres, verlasset mich nicht, verstoßet mich nicht, schicket mich nicht wieder unter die Juden, unterweiset mich geschwind, geschwind, und (als ahnte und schwebte ihm das anstehende Uebel vor) taufet mich geschwind." Als nun Simon die Versicherung bekam, daß er den Lehrlingen im christlichen Glauben beigezählt werden sollte, schlug er in beide Hände und hüpfte vor Freuden auf. Alle seine Rede ging ihm so reif und bescheiden, hurtig und ohne alles Stammeln von Munde, als hätte er es vorher lange erwogen und aus dem Schreibtäflein auswendig gelernt, so daß sich einer von den vier anwesenden Priestern mit Verwunderung zum andern wandte und lateinisch sagte: „Dieser Knabe hat ein Mundwerk und

Verstand wenn nicht über die Natur, doch wahrlich über sein Alter."

Unterdeß war die finstere Nacht herangekommen. Da aber für dieses neue Nicodemerlein keine bequeme Nachtstätte vorhanden war, wurde er unter innerlichem Widerstreben meines Gemüthes in das Christenhaus, aus welchem er hergeführt worden war, wieder zurückgelassen, um die Nacht in Ruhe bei dem neugetauften Georg Kawka zu verbringen. Dieser wurde an die Pforte des Collegiums gerufen, und der Knabe wurde ihm mit dem ausdrücklichen Befehl anvertraut, daß er ihn am nächsten Morgen in aller Frühe wieder in dem Collegium stellen solle, damit man ihn mit einer sichern Wohnung versorge.

Unterdeß nahm Lazarus die Abwesenheit des Sohnes wahr. Da er ihn weder bei Freunden noch bei andern Juden fand, fällte er bei sich das sichere Urtheil, daß sein Sohn zu den Christen übergegangen sei. Am Sonntag früh verfügte sich Lazarus in jenes Christenhaus des Handschuhmachers Hoffmann. Er fand diesen nicht zu Hause, hielt mit dem Verlust des Sohnes und seinen Schmerzen hinter dem Berge und bat des Handschuhmachers Ehefrau Anna inständig, den Georg Kawka herbeizurufen, weil er mit ihm, der sein Schuldner sei, ein wichtiges Geschäft abzumachen hätte. Nach langer hebräischer Unterhaltung mit Lazarus kam Georg Kawka eilfertig in's Collegium, aber, was mir am schmerzlichsten fiel, ohne Begleitung des christlichen Lehrlings. Er schien sehr ängstlich beunruhigt, meldete aber mit keinem Wort die Unterredung mit dem Vater, sondern sprach nur, daß Simon in seiner Herberge nicht sicher genug sei, man hätte wohl zu besorgen, daß er durch arglistige Anschläge der Juden herausgespielt werden möchte. Nach scharfem Verweise, weil er den Knaben gerade bei solcher Gefahr nicht nach gestrigem Befehl mit sich gebracht, befahl ich ihm sofort nach Hause zu gehn und den Simon herzuführen. Er ver-

sprach dies zwar, setzte es aber nicht in's Werk. Als nun Georg Kawka zu Hause vorgab, daß er in die Kirche gehn wolle, flehte Simon, als ahnte ihm etwas von bevorstehender Verrätherei, mit Worten und Thränen, daß Georg ihn nicht im Stiche lasse und den Juden, welche ihm heut unfehlbar nachstellen würden, zum Raube im Hause halte, sondern mit sich in die Kirche nehme und so in's Collegium bringe. Da er aber unter großen Schmerzen seines Gemüths wahrnahm, daß Georg Kawka mit faulen Fischen handelte, zog er sich nach dessen Abgang wieder in seinen Schlupfwinkel unter dem Dache zurück.

Kaum hatte Georg seinen Fuß über die Schwelle gesetzt, da kam Katharina Kanderowa, ein Zinsweib, vom Lande in ihre gemiethete Kammer, bei welcher Simon seinen Schlupfwinkel hatte, und sah den Knaben im jüdischen Röcklein, das er wieder anzulegen genöthigt worden war. Da nun besagte Katharina soeben von den Juden, welche um die Hausthür herumstanden, vernommen hatte, daß sie einen Judensohn suchten, der dem Vater entflohen sei, und da sie nicht wußte, daß Simon ein Lehrling im christlichen Glauben geworden war, zog sie ihn aus seinem Winkel hervor und führte ihn gewaltthätig in's untere Vorhaus. Als der Vater den Sohn erblickte, überreichte er dem ziemlich starken Weibe dreißig weiße Groschen, damit sie den Knaben, der nicht stark genug war sich aus ihren Händen zu winden, aus dem Hause über die Schwelle herausstoßen sollte. Gegen solche Gewaltthat rief er die Christen um Beistand an, aber vergebens, denn zwei baumstarke Juden faßten ihn, ein jeder bei einem Arm und trugen ihn, der gleichsam in der Luft schwebte, mit größter Eilfertigkeit in die Judenstadt und seines Vaters Haus. Lazarus der Vater aber ging arglistig Schritt für Schritt langsam hinterher, um den Christen vorzuplaudern, daß sein Sohn zu den Christen flüchtig geworden sei, um rechtmäßig verdienter Strafe zu entgehn. Dies schwatzte er dem Pöbel leicht ein.

Georg Kawka aber fand sich bald nach beendetem Trauerspiel bei mir ein, erzählte mir zuerst die klägliche Entführung des Simon mit nichtswürdigen lüderlichen Entschuldigungen. Ich aber redete ihm scharf zu, legte ihm klar vor Augen, weshalb sich abmerken lasse, daß er mit den Juden unter dem Hütlein gespielt habe, und befahl ihm ernsthaft, wenn er nicht der verrätherischen Auslieferung des Simon vor Gericht schuldig sein wolle, den Simon ohne Verschub und mit allen Mitteln, auch durch Requisition christlicher Richter, wieder aus den Händen der Juden herauszuziehen und in's Collegium zu liefern. Und wahrlich, es hatte das Ansehen, als folge er treulich und emsig dem Befehl. Er durchsuchte mehre Tage die ganze Judenstadt und durchstrich fast alle Häuser, wie die ihm zugesellten Begleiter bezeugten. Dadurch wandte er fast allen Argwohn der Verrätherei von sich ab, und da Simon nirgends zu finden war, befestigte er das allgemeine Gerücht, Simon sei heimlich nach Polen geschafft worden. Später wurde Georg Kawka selbst in bösem Gewissen nach Polen flüchtig und ist bis heut unsichtbar geblieben.

Simon aber, gewaltthätig in das väterliche Haus gerissen, wurde seit diesem Tage nicht mehr außerhalb der Hausschwelle gesehen. Nach der Ankunft im Hause war der Vater seines Zornes nicht mächtig und schlug den Sohn so wild mit einem Stock, daß die anwesenden Juden schon damals besorgten, er werde ihn entseelen. Sie sperrten den Simon deshalb in eine Kammer, in der sich ein späterer Zeuge, die Sara Bresin, aufhielt. Der Vater aber versuchte durch wiederholtes kräftiges Anrennen die Kammerthür aufzubrechen und entfernte sich endlich entrüstet aus dem Hause. Als sein Zorn sich ein wenig gelegt hatte, übergaben ihm die Juden den schwarz geschlagenen Knaben mit dem Rath, ihn durch Fasten zu zähmen. So wurde Simon in eine andere Kammer gesperrt. Dort verbrachte er sieben schmerzvolle Mo-

nate in Hunger, Gefangenschaft, täglichen Verfluchungen, in Erwartung des oft angedrohten Todes. Als aber der Vater sah, daß des Sohnes Gemüth unbeweglich war, und Simon am Sonnabend vor dem Fastnachtsonntag wieder vor allen Hausgenossen unerschrocken erklärte, daß er getauft sein wolle, entschloß sich Lazarus zum Aeußersten. Und damit nicht Zuneigung seine Hand hemme, wählte er einen Juden, Levi Kurtzhandl, zum Gehilfen, einen Mann von wildem Gemüth und frischem Alter, der ihm schon früher den Rath gegeben, den Knaben durch Gift zu töten. Levi Kurtzhandl lud den Knaben in die Kammer der Stiefmutter desselben und führte ein Gespräch mit ihm aus dem Talmud, um ihn zu bekehren. Als aber Simon auf seinem Vorhaben beharrte, wurde er von den Fäusten des Levi zerschlagen und von ihm und dem Vater in die nächste Kammer gerissen. Dort fielen ihn beide grimmig an, brachen ihm das Genick und trieben seinen Kopf gewaltsam an die Ecke eines hölzernen Kastens, wodurch der glorreiche Kämpfer Christi einen letzten Stoß an der linken Seite des Schlafes erhielt.

Während diese Grausamkeit in der Kammer verübt wurde, war Lia, Stiefmutter des Simon, nebst einem Gesellen, Rebbe Liebman, in der Nebenstube mit Handschuhmachen beschäftigt. Bei dem Winseln des Knaben und dem Getös der Totschläger eilte sie in die Kammer. Dort sah sie den entseelten Leib auf dem Boden und beide Mörder um ihn auf den Knieen. Darüber erschrak die Frau so, daß sie in Ohnmacht sank und von Kurtzhandl durch eingeflößten Essig zur Besinnung gebracht werden mußte.

Nach der That kam Hennele, die Köchin des Lazarus, zurück, welche er nebst seinen kleinen Kindern aus dem Hause geschickt hatte. Diese fragte bei der Nähe des Abendessens, wo Simon sei. Ihr wurde ein Eid abgefordert die Sache geheim zu halten, worauf ihr der Vater selbst sagte, er habe mit Levi Kurtzhandl den Knaben, als einen Abtrünnigen vom

Gesetz Mosis, nach dem Beispiel des Patriarchen Phineas um's Leben gebracht.

Darauf berathschlagte Lazarus mit Levi, wie die Unthat geheim zu halten, nicht nur vor den Christen, auch vor den Juden, zumal vor dem Geschlecht der Burianer, welches allen, die zu den Abeles hielten, höchst feindlich war. Levi erbot sich, den Körper Simon's noch während der Nacht in sein Haus zu tragen und im Keller eigenhändig zu beerdigen. Lazarus aber besorgte, der Burian'sche Anhang möchte dahinter kommen. Deshalb beschlossen sie, den Leichnam auf dem öffentlichen Judenfriedhof begraben zu lassen. Und da an dem Leibe zwar der Hals unterlaufen, sonst aber keine aufgeschlagene Wunde zu sehen war, mit Ausnahme des Stoßes am linken Schlaf von der Größe eines Ducatens, so rief Lazarus seine Hausgenossen zusammen, beschwor sie und lehrte sie, wie sie einhellig sagen sollten, Simon sei in Tobsucht gefallen und so an die Ecke des Kastens gestürzt, wodurch er sich am linken Schlaf tötlich verletzt habe.

Am nächsten Morgen früh wurde der glorwürdige Kämpfer Christi durch zwei Juden, Jerochem und Hirsches Kesserlas, die Totenschauer, in höchster Stille unter die Erde gebracht.

Nach Simon's Beerdigung kam aus dem Grabe der erste Gerichtsdiener, der Gewissenswurm, hervor, des gottlosen Lazarus Herz zu nagen. Die Erinnerung folterte sein Gewissen unablässig und immer schwebte ihm die weltliche Strafe vor Augen. Diese Furcht vergrößerte sehr der Handschuhmachergeselle Rebbe Liebman. Dieser hatte nach der That stracks des Abeles Haus verlassen und sich aus dem Staube gemacht und erst nach der Beerdigung wieder bei seiner Arbeit eingefunden. Als ihm Lazarus den Verlauf zu erzählen begann, fiel ihm Rebbe in die Rede mit der Betheuerung, daß er kein Wort über die Unthat zu hören verlange, da er die Judenkinder schon auf öffentlicher Gasse das ganze gestrige Trauerspiel hätte erzählen hören. Dies traf den bestürzten

Lazarus wie ein Donnerschlag; ohne Zögern packte er alle leichteren Sachen zusammen, verkaufte das in der Judenstadt erbaute Haus und trat den in einem hochadlichen Hause gemietheten Kaufladen einem andern Juden ab, um sich in Polen niederzusetzen. Er war auch schon fertig, am folgenden Tage die Flucht vorzunehmen, aber durch göttliche Schickung wurde der hochadliche Hausherr, welcher ihm den Kaufladen verpachtet hatte, gerade durch Gicht in der Hand verhindert, die Abtretungsschrift eigenhändig zu unterzeichnen.

Unterdeß ging am 23. Februar ein den Christen nicht übel geneigter Jude, Johel, in der Judenstadt durch das Sommerthor, wo er spielende Kinder antraf, die einander erzählten, daß Simon Abeles, vor drei Tagen frisch und gesund, gestern früh ohne alles Leichengepränge begraben worden sei. Johel machte sich unverweilt auf den Begräbnißplatz, sah ein frisch aufgeworfenes Grab, erwog andere Umstände und Gerüchte und kam zu der verständigen Muthmaßung, daß Lazarus Mörder des Sohnes sei. Dies vertraute er sofort einem Concipisten der königlichen Statthalterei in größter Heimlichkeit. Nachdem ich Nachricht davon erhalten, und der jüdische Angeber mehrmals mit Ernst zu treuem Bericht ermahnt worden war, schrieb er am folgenden Tage den ganzen kläglichen Verlauf nieder, um ihn der hochadlichen Statthalterei zu überreichen. Diese befahl den Körper des Simon ausgraben und durch bestimmte Aerzte genau besichtigen zu lassen, endlich die der That Verdächtigen wie auch deren Mitwisser in sichern Verhaft zu nehmen. Dies alles wurde behutsam ohne Verschub in's Werk gesetzt. Der Körper wurde unter dem Schutz bewaffneter Mannschaft ausgegraben; die zusammengelaufenen Juden und der herbeigerufene Judenarzt sagten aus, daß ein bösartiger Ausschlag am Haupte und zuletzt Tobsucht dem Knaben die Seele ausgetrieben hätte. Die Herren Aerzte aber gaben das Gutachten, daß mehre Indicien, Bruch des Genickes und eine kleine runde

Wunde im Schlaf, anzeigten, daß der Knabe durch einen gewaltthätigen Schlag umgekommen sei.

Darauf wurde Lazarus Abeles vor den Leib seines Sohnes geführt. Er erblaßte und zitterte, wurde so verwirrt, daß er verstummte und eine gute Weile kein Wort richtig aussprechen und nichts deutlich beantworten konnte. Endlich da die Herren Commissarien beständig darauf drangen, ob er des Knaben Leib kenne, gab er mit geneigtem Kopf und schwacher Stimme zur Antwort, es sei der Leib seines Sohnes Simon, und als man ihm ferner zusetzte, woher die Wunde am linken Schlaf rühre, gab er verwirrte und widersprechende Antworten. So wurde er wieder in das Gefängniß geführt, der Körper des Knaben aber von dem jüdischen Leichenbret in einen christlichen Sarg gelegt und unterdeß in den tiefen Rathhauskeller gestellt. Die Herren Commissarien begannen unermüdlich Christen und Juden auszufragen. Ungeachtet aller Indicien aber blieb Lazarus und die in besonderem Gewahrsam gefangenen Frauen, Lia sein Eheweib, und Hennele seine Köchin, fast einstimmig auf derselben Aussage, Simon habe nie die Flucht aus dem väterlichen Hause genommen, um ein Christ zu werden, sondern sei lange Zeit mit der Kopfkrätze behaftet gewesen und deshalb zu Hause gehalten worden; zuletzt habe er heftigen Widerwillen vor Speise bekommen, sei in gewaltthätiger Tobsucht gestürzet und habe sich zu Tode gefallen.

Alle Mittel die Wahrheit zu erforschen halfen nicht, Lazarus Abeles und die beiden einzigen Zeugen, welche man damals kannte, blieben halsstarrig.

In Gedanken darüber ging der wohlgeborne Franz Maximilian Freiherr von Klarstein, bestellter Commissarius, eines Mittags heim und schritt die Treppe in seinem Hause hinauf; da kam ihm plötzlich vor, als würde er heftig in die Seite gestoßen, er wandte sich verdrießlich um, siehe, da kam ihm auf dem ebenen Plätzlein, welches beide Stiegen von

einander schied, ein stehender Knabe vor Augen, der den Kopf neigte und mit fröhlichem Angesicht holdselig lächelte, mit einem jüdischen Totenleilach überdeckt, am linken Schlaf verwundet, an Größe und Alter dem Simon gleich, wie ihn dieser Herr bei Besichtigung des Leibes mit eigenen Augen gesehen und mit lebhafter Einbildung in sein Gedächtniß gedrückt hatte. Der Herr erstaunte und dachte noch hin und her, was dies bedeuten möchte, als er mit seiner Gemahlin und etlichen Gästen bei Tische saß. Da hörte er einen Menschenfinger etliche Mal an die Thüre des Speisesaales anklopfen. Der Diener wurde hinausgeschickt und meldete, ein unbekanntes Mädchen begehre inständig hereingelassen zu werden. Eingelassen und gütig angeredet, antwortete das vierzehnjährige Mädchen, sie heiße Sara Bresin, wohne jetzt unter den Christen, um in dem christlichen Glauben unterwiesen zu werden, und hätte vor kurzem bei dem Zinsmann im Haus des Lazarus Abeles als Magd gedient; dort hätte sie mit ihren Augen gesehen, wie grausam Lazarus seinem Sohne Simon darum zugesetzt habe, weil dieser, um getauft zu werden, zu den Christen geflüchtet sei.

Auf diese und andere Aussagen wurde Sara dem Lazarus gegenübergestellt, dem sie mit großer Gemüthsfreiheit und nachdrücklichen Worten alles, was sie wußte, vorhielt. Lazarus aber leugnete alles rund ab und rief in rasenden Verfluchungen alle Teufel auf seinen Kopf. Als er aber in seinen Kerker zurückkehrte, ergriff Verwirrung und Verzweiflung sein Gemüth, er erkannte, daß ihm sein Leugnen vor Gericht nicht mehr helfen werde; und beschloß sich dem Rechtsverfahren durch ein letztes Mittel zu entziehen. Obwol ihm beide Schenkel und eine Hand durch Fesseln gehindert waren, so schlang er doch statt eines Stricks die Tephilim genannten Riemen, womit die Juden beim Gebet den Kopf und die Arme umwinden, an's eiserne Fenstergitter und erwürgte sich daran. So wurde er am folgenden Morgen erdrosselt ge-

funden. Denn die Juden halten aus Irrthum für zuläſſig ſich ſelbſt zu erwürgen, und verüben dergleichen öfter. — Sein toter Leib wurde gerichtet.

Nach ſeinem Tode legten ſeine Frau Lia und die Dienſtmagd Hennele, der Sara Breſin gegenübergeſtellt, ein offenes Bekenntniß ab; auch der flüchtige Handſchuhmachergeſelle Rebbe Liebman wurde eingezogen und bekannte. Seine fürſtliche erzbiſchöfliche Gnaden beſtimmten, daß Simon in der Teynkirche in der Kapelle des h. Täufers Johannes, zunächſt dem Taufſtein in ausgehöhltem Mauergrab von polirtem Marmelſtein begraben würde, in einem ſauberen, eichenen, mit rothem Sammet überzogenen und mit einem Schloß verwahrten Sarge mit drei Schlüſſeln. Ferner, daß der Sarg von unſchuldigen und adlichen, mit Purpur gekleideten Jünglingen zur Begräbnißſtätte getragen werde. Die hochadliche Frau Sylvia Katharina, geb. Gräfin Kinsky, Sr. Excellenz des Herrn Reichsgrafen Schlick Gemahlin, ließ doppelte koſtbare Kleider zu dieſem Tage verfertigen, ein Unterkleid von weißem Atlas und ein rothes Oberkleid, beide mit Gold unterwirkt, mit goldenen Knöpfen beſetzt und mit goldener Poſamentirarbeit geziert, ſchaffte auch Strümpfe von gleichem Zeuge, um die Füße zu bedecken, und einen überaus ſchönen Kranz von goldenen und ſilbernen Lilien und Roſen, um das Haupt des jungfräulichen Blutzeugen zu krönen.

Kaum war ſein hochwerther Leib geſchmückt und in den köſtlichen Sarg verſetzt, ſo fand ſich der hohe Adel beiderlei Geſchlechts ein und drang mit gottſeligem Ungeſtüm in die Kapelle, wo alle erſtaunten und den wunderſamen Gott prieſen, als ſie das heilige Pfand (den Körper des Simon) fünf Wochen nach ſeiner Entleibung unverſehrt ſahen, kein Ausdämpfen eines Geruchs verſpürten und wahrnahmen, daß aus ſeinen tötlichen Wunden fortwährend roſafarbenes friſches Blut abtröpfelte. Weswegen auch hochangeſehene Perſonen mit ihren Handtüchlein dieſen koſtbaren Saft auffaßten. Andere aber,

welche mit keinem saubern Tüchlein versehen waren, oder wegen des großen Gedränges nicht zukommen konnten, machten sich über die alte Totentruhe und rissen die blutigen Hobelspähne darin weg. Darauf wurde der ehrenwerthe Leib auf dem großen Rathhaussaal diesen und den nächsten Tag ausgestellt. Es war aber auch allda überaus schwer zu ihm zu dringen. Endlich am 31ten März wurde die Beisetzung in's Werk gerichtet. Bewaffnete Macht umgab in drei Reihen das Rathhaus, durch die ganze Stadt begannen in siebenzig Kirchen die Glocken zu schallen und läuteten zwei ganze Stunden fort. Unterdeß verschmachtete die Synagoge und ganze Judenschaft fast vor Todesangst, weil sie hoch besorgte, vom christlichen Pöbel aus Rache angefallen zu werden. Es schien aber einem Wunder nicht ungleich, daß keine Gewaltthätigkeit vorgenommen wurde, da doch in den verwichenen Jahren die Christen mehr als einmal wegen geringerer Ursachen den Tandelmarkt und die Judenstadt angefallen und ausgeplündert, auch die Juden selbst angegriffen, etliche schwer beschädigt und, wie bekannt ist, gar ermordet hatten.

Als gegen zehn Uhr die Maler mit einer doppelten Abbildung des Blutzeugen Simon fertig waren, begannen die Kirchengebräuche. Nachdem der Sarg verschlossen war, schickten sich die Commissarien an, die Schloßlöcher zu versiegeln. Da aber die papiernen Siegelzettel leicht verletzt werden konnten, wurde von den Herren Commissarien ein bequemes Seidenband verlangt. Als dies hochadliche Personen wahrgenommen, rissen sie von ihrem Haupt, Brust und Armen solche Zeuge ab. Seine Excellenz der Reichsgraf von Martinitz band ein an seinem Degenhefte hangendes Band ab. Es wurde aber zu diesem Gebrauche das Band von rothem Atlas gewählt, welches die hoch- und wohlgeborne Gräfin Kolowrat getragen, dies wurde entzweigeschnitten und über das Schloßloch herabgezogen und angesiegelt. Darauf wurde der Sarg des Märtyrers mit einer großen, von rothem Sammet kostbar gefer-

tigten Fahne bedeckt, mitten auf dem Totenschrein stand ein zierliches Bild Unserer Lieben Frauen, an beiden Ecken Engel mit Palmenzweigen. Sechzehn von gutem Adel herstammende Jünglinge legten ihre unschuldigen Achseln unter den Leichenschrein; sie trugen rothe, mit goldenen Borten schimmernde Mäntel, Kränze von rother Seide gewunden, mit silbernen Rosen untersetzt. Dabei klang der Glockenklang durch alle drei Städte, die Wolken des Himmels heiterten sich plötzlich auf, die Volksmenge bedeckte alle Dächer, nahm alle Fenster ein, sie war nicht nur aus den drei nahen Weingebirgen, sondern auch aus fernen Flecken und Städten zusammengeströmt.

Das Heer des Leichenzuges führten die ersten Stadtbeamten, darauf folgten die unlängst getauften Jüdlein mit rothen Feldzeichen geziert, denen zwei Kirchenfahnen von gleichem Zeuge vorangetragen wurden. Ferner eine unzählbare Menge von Schulknaben aus allen Schulen der drei Städte, in acht Purpurfähnlein abgetheilt; drittens unter rothen Fahnen alle Studentlein aus den untern lateinischen Schulen. Viertens über vierhundert Köpfe der lateinischen Bruderschaft aus den Schulen; ihnen wurde Kreuz und Fahne, mit einem Sonnenschirm umgeben, mit angezündeten Wachslichtern vorgetragen. Ihnen folgte fünftens die ganze Studentenbruderschaft Unserer Lieben Frauen, darunter viele Doctoren, Gerichtsbeisitzer und verschiedene vom Reichsadel; vor ihnen wurde Kreuz und Fahne mit Sonnenschirm getragen, in ihren Händen führten sie brennende Wachskerzen und flammende weiße Windlichter. Sechstens kam das erste Sängerchor, dann die Klerisei in ihren Chorröcken, dann die zweite Sängerordnung, darauf die Leviten, Pfarrherren, hochwürdigsten Capitelherren mit dem Officianten, welchen Stadtsoldaten in langer Reihe zur Seite gingen. Siebentens trugen den hochwürdigen Leichnam des Blutzeugen (Simon's) die sechzehn geschmückten Jünglinge. Zu beiden Seiten des Sarges gingen zwölf Knaben

mit rothen brennenden Fackeln, mit holländischem Purpurgewand ausbündig schön überkleidet. Achtens folgten dem Sarg die hochadlichen Vorsteher und Statthalter des Königreichs, alle in ihren Händen rothe Fackeln haltend, ihnen folgte der vornehmste Adel beider Geschlechter in großer Menge, endlich eine unzählbare gottpreisende Volksmenge. —

Der Gehilfe des Mordes, Levi Hüsel Kurtzhandl, von den Juden so genannt, nicht weil er Kurzhändler war, sondern weil sein Vater überaus kurze Hände gehabt hatte, war von wohlhabenden Eltern zu Prag geboren, von hoher Gestalt, zwanzig Jahre alt, stark, von trotzigem Gesicht, zornmüthig, wacker beredt und witzig, in talmudischen Büchern, die er elf Jahre studirt hatte, ausbündig erfahren. Er hatte sich neun Meilen von Prag bei seiner jüdischen Braut geborgen. Nach emsigen Nachforschungen wurde bewaffnete Mannschaft abgefertigt, welche ihn in Eisen legte und zu Wagen mit untergelegten Pferden am 22ten März in Prag einbrachte. Obwol die Commissarien nach früheren ähnlichen Fällen zweifelten, daß sich aus diesem harten Kieselstein ein Tropfen Wahrheit würde auspressen lassen, wurden ihm doch die Zeugen gegenübergestellt. Er aber gestand trotz der Bekenntnisse dreier Zeugen gar nichts; man bedrohte ihn mit dem Henker und der Folterbank, aber das wirkte bei ihm so viel, als wenn man einem Krebs droht, daß man ihn ersäufen wolle. Denn er traute sich zu, auch die Folterung zu überstehn und so los zu kommen. Ja er erkühnte sich zu sagen, man verfahre bei dem Gerichtshandel gegen ihn wider alles Recht und Gesetz. So wurde er dem Rechte gemäß nach der Aussage von drei Zeugen auch ohne sein Geständniß zum Rade verdammt.

Er aber unterbrach durch sieben Monate die Vollstreckung des Richterspruchs, indem er durch einen jüdischen Blutsverwandten den Handel vor Seine Kaiserliche Majestät Leopold brachte. Durch jüdische Ränke wurde jetzt das Verfahren gehemmt und dermaßen saumselig betrieben, daß man klar

bemerken konnte, der Verurtheilte suche nur einen Aufschub auf mehre Jahre, um endlich Strafmilderung zu erhalten oder durch freiwilligen Tod vorzubauen. Endlich erwirkte das Tribunal, daß der Beschuldigte seine Schutzschrift binnen vierzehn Tagen einreichen mußte; ihre eitlen Entschuldigungen wurden zurückgewiesen und durch Kaiserliche Majestät der Richtspruch bestätigt. Er aber blieb bei seinem Wort: „Ich bin unschuldig am Blut des erschlagenen Knaben.“ Dies wiederholte er öfter vor Pater Johannes Brandstedter von der Societät Jesu, einem unermüdlichen apostolischen Arbeiter, der vier Tage nach Kurtzhandl selig an dem heftigen Gifte starb, das er bei Liebesdiensten am Krankenlager in sich gezogen. Als dieser den Verurtheilten frug, ob er den Tod gutmüthig überstehn könne, und ihn zur Annahme des seligmachenden Glaubens ermahnte, antwortete Levi mit fröhlichem Gesicht ohne Verwirrung: „Ich achte den Tod so wenig als diesen Strohhalm — er hielt wirklich einen in der Hand und warf ihn darauf weg, — was aber den Glauben anlangt, so wollen wir jetzt aus heiliger Schrift verhandeln, wer von uns beiden den wahren Glauben habe. Der Pater soll aber nicht denken, eine plumpe Einfalt vor sich zu haben, denn ich habe elf Jahre die talmudischen Bücher studirt.“

So begann ein Glaubensstreit, der Priester griff den Talmudisten mit theologischen Beweisthümern an, und Levi faßte alles wegen der tapferen Fähigkeit seines Witzes; zuletzt warf er seine jüdische Bibel mit Ungeduld von sich: „Dem sei wie ihm wolle, ich bleibe wie ich geboren worden.“ Da der verstockte Jüngling am nächsten Tage sein gestriges Liedlein wiederholte, griff der Priester die Sache wieder anders an, sprach ihm nicht mehr zu, sondern wandte sich zu andern Mitgefangenen und las diesen aus der h. Schrift verschiedene Zeugnisse vor, wodurch er bewies, daß der Messias schon dagewesen sei.

Dies hörte Levi still und bedächtig an, und obwol er kein Zeichen gab, daß er geneigter zum heiligen Glauben sei,

so war doch aus seinem Angesicht zu sehen, daß ihm des Priesters Gegenwart nicht so unangenehm sei wie gestern. Am dritten Tage begehrte Levi, so verhärtet er sonst war, doch, daß der Pater am Nachmittag wiederkomme, da ihm seine Anwesenheit in diesem elenden Zustand zum besonderen Trost diene. Da dies der Priester muthig versprach, schien das steinharte Herz erweicht, am Nachmittag verließ sich der Pater in heiliger Einfalt so auf das Zutrauen des Juden, daß er alle andern entfernt, mit ihm allein blieb und ihn freundlich und inständig bat, er möchte ihm selbst einen Trost geben und ihm, dem Pater, als höchstes Geheimniß bei Treue und Glauben, wenn es ihm gefällig sei, erzählen, was er von dem Tode des Simon wisse. Ueber diese unerwartete Anrede erstaunte Levi sehr, er schwieg lange still, endlich aber faßte er aus diesem seltenen Vertrauen eines christlichen Priesters zu einem Juden Hochachtung vor der Aufrichtigkeit desselben und bekannte, durch die versprochene Verschwiegenheit des Paters verführt, vor ihm selbst und vor einem Mitgefangenen unter großen Schmerzenszeichen, mit eingezogenen Achseln und auf die linke Seite niedergelassenem Kopfe, daß er auf Anstiften des Vaters Lazarus Abeles gewaltthätige Hand an den Simon gelegt und ihn aus Eifer für das Gesetz Mosis umgebracht habe.

Ueber dieses Geständniß war der Priester überaus froh und bemühte sich, ihn durch Beweise und inständiges Bitten zu vermögen, daß er sich hochherzig zu Gott wenden möchte. Levi aber wollte darauf mit keiner rechten Antwort heraus. Und da der Priester sich bei schon heranschleichender Abenddämmerung zum Heimgehn rüstete, schlug Levi seine Augen zum Himmel und sprach mit tiefem Seufzer: „Vater, wo werde ich morgen um diese Zeit sein?" worauf der Priester versetzte: „Mein Kind, im Himmel, so du den christlichen Glauben annimmst; stirbst du aber im Judenthum, als ein verstockter Jude in der Hölle." Darauf wünschte er ihm auf's freundlichste eine gute Nacht und ein seliges Ende und ging davon.

Am andern Tage fand der Priester den Verurtheilten zum bevorstehenden letzten Trauerspiel ganz weiß in weiße Leinwand gekleidet, gleichsam als hätte er sich ausgerüstet getauft zu werden. Der Pater frug ihn nach freundlichster Begrüßung, in welchem Glauben zu sterben er sich endlich entschlossen hätte. Darauf gab Levi diese Worte zurück: „In demselben Glauben will ich sterben, in welchem Abraham, Isaak und Jakob gestorben sind. Und wie vor Zeiten Abraham seinen Sohn, so will ich heut mich selbst für meine Sünden aufopfern.“ Als ihm der Priester weiter zusetzte, sprach er mit gütigem Angesicht und unverwirrtem Gemüth: „Ich bitte zum demüthigsten, der Pater wolle mir nicht weiter mit der Taufe lästig werden, denn ich will jetzt die Psalmen beten und mich zum glückseligen Tode vorbereiten.“ Darauf begann er die Psalmen zu sprechen, aber ohne die Tephilim genannten Riemen, obwol die Juden sonst das Gebet ohne Umwinden der Stirn und Hände für Sünde halten. Er betete aber mit solcher Herzenszerknirschung und solch heftigem Brustklopfen und Thränen, daß sich die Mitgefangenen und Anwesenden über diesen büßenden Menschen heftig verwunderten.

Nach einem Gebet, das über zwei Stunden dauerte, übergab er sich hurtig in die Hände des Henkers und redete ihn mit ganz heiterem Gesicht so an: „Mache mit mir, was dir Gott und mein Richter zu thun befohlen hat.“ Darauf wandte er sich zu seinen Mitgefangenen, beurlaubte sich freundlich von ihnen und bat demüthig, ihm seine begangenen Mängel zu verzeihen. Nach zehn Uhr führte man ihn unter dem Zuschauen einer unzähligen Volksmenge aus dem Gefängniß und band ihn in eine Ochsenhaut ein, wobei er kein Zeichen von Ungeduld oder Mißfallen von sich gab. Nur die gebundenen Hände hob er zuweilen betend zum Himmel auf. So wurde er von einem Pferde zur Walstatt geschleppt. Als er wahrnahm, daß der begleitende Priester mitten auf dem Platz in Gefahr war, von einem Pferde schwer beschädigt zu werden,

und daß er durch das zulaufende Volk gedrängt wurde, bat er mit mitleidiger Stimme, daß er vorangehn möge, sich der Gefahr zu entziehen." —

So weit die Worte des Jesuitenberichts. Auf dem Schaffot legte Levi allem Volk ein männliches Bekenntniß seiner That ab, mit der Bitte, die Zeugen, welche nur die Wahrheit gesagt, nicht länger im Gefängniß zu halten. — — Die Einzelheiten der Hinrichtung waren besonders grausam, der erfahrene Henker vermochte — so erzählen die Verfasser — den starken Körper des Verbrechers mit dem Rade nicht zu töten. Zuletzt rief Levi den Priester an seine Seite und frug ihn mit klarer Stimme, was er ihm verspräche, wenn er sich taufen ließe? Als ihm der Pater außer der Vergebung aller Sünden auch noch schnellen Tod versprach, antwortete Levi: „Ich will getauft werden." Triumphirend eilte die Kirche mit einer Nothtaufe, sehr geneigt, die unerhörte Körperkraft und Ruhe des Verbrechers für ein besonderes Wunder göttlicher Vorsehung auszugeben. Levi sprach die vorgesprochenen Formeln kräftig nach und empfing ruhig den jetzt wirksamen Todesstreich. —

Das ist die traurige Geschichte von Simon Abeles. Wer den Jesuitenbericht unbefangen beurtheilt, wird Einiges darin finden, was die Erzähler zu verschweigen wünschen. Und wer mit Abscheu auf die fanatischen Mörder sieht, der wird doch den fanatischen Priestern keine Theilnahme zuwenden. Sie reißen das kaum geborene Kind aus dem Arm der Mutter, sie halten für einen gottseligen Fund, den Säugling seiner Mutter heimlich zu stehlen, sie werben durch Spione und Zuträger, durch Versprechungen, Drohungen, Aufregungen der Phantasie ihrem Gott, der dem Gott des Evangeliums sehr unähnlich ist, Schaaren von Proselyten zum „Abwaschen"; sie benutzen einen jammervollen Mord mit der Geschicklichkeit erfahrener Regisseure, um ein wirksames Trauerspiel in Scene zu setzen, und den toten Leib eines Judenknaben, um durch Pomp, Flitter und massenhafte Aufzüge, womöglich durch Wunder, ihren Glauben

bei Christen und Juden zu empfehlen. Ihr Fanatismus, im Bunde mit der bürgerlichen Obrigkeit und willfährigem Gesetz, steht gegen den Fanatismus eines geschmähten, verfolgten, leidenschaftlichen Stammes; List und Gewaltthat, Frevel und verkümmerte Sittlichkeit hier wie da.

Noch durch zwei Generationen arbeitete der Eifer der Jesuiten gegen die Juden, ein Kampf von zwei fremden Genossenschaften auf deutscher Erde. Die eine bestand aus den Söhnen der alten Wüstenbewohner, denen ihr oberster Scheich, der wilde Jehovah, vor Kamelen und Heerden im feurigen Wirbel des Wüstensturmes vorangegangen war, jeden tötend, der von ihm abfiel. Und gegen diese die Nachkommen des spanischen Edelmanns, der das Ungeheure unternommen hatte, die Seelen der Menschen zu formen wie Räder einer Maschine, alle höchste Geisteskraft dienstbar zu machen einem einzigen Zweck, einer Priesterschaft, einem bestellten Obersten des höchsten Kriegsherrn Jesus.

Was war dem Levi Kurzhand und dem Kohn Abeles der Loyola und seine Schule? Loyola, wie alt war er? Ihre Väter hatten das Opferthier geschlachtet dreitausend Jahre, bevor der erste Jesuit ein Judenherz gepeinigt hatte, ihre Enkel, so wußten sie, würden das Opfer darbringen im Reich des Messias noch dreitausend Jahre, nachdem der letzte Jesuit zu seiner Mutter Lilith versammelt wäre. Das furchtbare S. J., welches golden auf dem Stein des Collegiums prangte, wie lange konnte es dauern? Zur Zeit ihrer Großväter war es aufgekommen, zur Zeit ihrer Enkel würde es wieder ausgekratzt werden. Was war dem Samen Abraham's diese neue Erfindung? Ein Schwindel, eine kurze Plage Aegyptens. Stolz sah die katholische Kirche auf siebenzehnhundert Jahre der Siege und Eroberungen, stolzer aber der verachtete Jude auf eine Vergangenheit, welche bis in das Grauen der ersten Erdentage hinaufreicht, denn sein Glaube war schon siebenzehnhundert Jahre alt gewesen, bevor der

erste Christ getauft wurde. Beiden, den frommen Vätern der Kirche und den frömmeren Juden, war das Urtheil befangen, das Verständniß des Höchsten gestört durch alte Tradition.

Als Jehovah auf dem Berge zu Moses sprach, wurde sein Gesetz den Wüstenhorden die Grundlage eines höher gesitteten Lebens; als Jesus den Aposteln die holde Botschaft der Liebe verkündigte, war seine Lehre ein heiliger Fund für das Menschengeschlecht. Seitdem feierten die Juden unermüdlich ihr Passahfest, mieden noch immer Borstenvieh und schwenkten den Hahn am Versöhnungstage, aber längst war ihnen die vernünftige Grundlage ihres Glaubens geschwunden, der Hirtenstaat am Rande der syrischen Wüste. Seit vielen hundert Jahren boten auch die frommen Väter der Kirche alltäglich ihr heiliges Opfer, aber schon hatten auch sie aufgehört, die tüchtigsten unter denen zu sein, welche im Gesetz des neuen Bundes lebten. Jeder böhmische Bauer, der den kranken Juden auf der Landstraße gutherzig aufhob, ohne die Seele des Fremdlings durch Bekehrungskünste zu quälen, war christlicher als sie; jeder Gelehrte, der unter dem Zorn der Kirche sein Leben darauf setzte, zu verstehn, wie Gott den Blitz machte und die Erde im Weltraum umhertrieb, war eher ein Verkünder des Ewigen als sie, und jeder Bürger, der für seine Pflicht starb, um Andere zu lehren, daß gemeines Wohl mehr gelte als das Wohl des Einzelnen, war ihrem erhabenen Vorbilde näher als sie. Auch unter ihnen lebten gute, hochgesinnte Männer, der Jesuit Friedrich Spee fand seinen Tod im Pesthause, ähnlich wie jener hamburgische Seemann in den Flammen. Aber die so lebten, sind uns werth, weil sie sich als gute Menschen erwiesen; ob sie für gute Priester galten, wissen wir nicht. Als derselbe Spee sich gegen das Verbrennen der Hexen empörte, welches seine Kirche so eifrig betrieb, ließ er seine Schrift ohne Namen an einem protestantischen Ort erscheinen.

Seit Moses und seit dem ersten Pfingstfest hatte sich

der Herr zu keiner Zeit unbezeugt gelassen, er hatte die Nationen der Erde neuer Bildung, einem kunstvollern Leben zugeführt, er hatte neue Gebote der Sittlichkeit gegeben, welche einige der alten aufhoben, er hatte die andere Hälfte der Erde aufgeschlossen, er hatte gewollt, daß der Geist des neuen Menschen in den kleinen Raum eines Buches eingefaßt aus einer Hand in die andere fliegen konnte, aus einer Seele in die andere, aus einem Jahrhundert in alle folgenden. Rastlos und unaufhörlich schuf und wandelte der Göttliche in den Menschen, um sie herum; immer imponirender, wichtiger, heiliger erschienen diese täglichen Offenbarungen des Ewigen dem kräftigen Manne; es war eine andere Offenbarung als die der alten Schriften, es war auch eine andere Sprache Gottes und ein anderes Antlitz des Ewigen, welches geahnt wurde. So suchte jetzt der Mensch den Gott des Menschengeschlechts, der Erde, der Welt nicht nur im alten Glauben, auch in der Wissenschaft. Neben Jesuiten und Juden lebte Leibnitz.

Lange war die Wissenschaft eine Dienerin des orthodoxen Kirchenglaubens, dann seine Gegnerin, endlich wird sie seine Herrin. Mit ihr kam eine höhere Form der christlichen Sittlichkeit in die Welt, als in den orthodoxen Kirchen gelehrt wurde, nach der Toleranz kam die Humanität, die herzliche Achtung vor dem individuellen Leben auch des Fremden, sogar des Gegners, der zu bekämpfen war.

Diese neue Bildung hat auch die Juden gehoben, ihr Fanatismus ist geschwunden, seit der christliche Eifer aufhörte sie zu verfolgen. Und die Enkel der asiatischen Wanderstämme sind unsere Landsleute und brüderliche Mitstreiter geworden. Die geistliche Genossenschaft der Gesellschaft Jesu aber, schon einmal beseitigt, dann wieder lebendig gemacht, ist bis heut geblieben, was sie am ersten Tage ihrer Einwanderung in Deutschland war, — fremd dem deutschen Leben.

12.

Der deutsche Bauer seit dem dreißigjährigen Kriege.

Nach dem großen Kriege begann ein Kampf der Gutsherren und der neubefestigten Staatsgewalt gegen die wilden Gewohnheiten des Landvolks. Der Landmann hatte sich gewöhnt, lieber das rostige Feuerrohr als den Pflug zu führen. Er war entwöhnt seine Hofdienste zu leisten, und sein Sinn wurde nicht gefügiger, seit entlassene Soldaten sich auf den Trümmern der alten Dorfhütten niedergelassen hatten. Die Bauerburschen und Knechte trugen sich wie die Reiter, Kanonen an den Füßen, Mützen mit Marderaufschlägen, doppelte Hutschnüre, feines Tuch an ihrem Rocke, sie führten Büchsen und langstielige Aexte, wenn sie zur Stadt kamen, oder am Sonntage sich zusammengesellten; das half ihnen vielleicht einmal gegen Räuber und wildes Gethier, aber weit gefährlicher war es dem Herrn und seinem Verwalter, unerträglich bei unterthänigen Leuten; es wurde mit Strenge immer wieder verboten*). Die Niederlassung verabschiedeter Soldaten, welche doch etwas Beutegeld in das Dorf brachten, war willkommen, aber wer eine Kriegsfeder am Hut getragen hatte, der sträubte sich gegen die harten Lasten eines Hörigen. So wurde festgesetzt: wer unter der Fahne gestanden hatte, ward für seine Person der Unterthanenpflicht ledig, nur wer beim Troß gewesen war, blieb verpflichtet. Alles Volk war im Kriege

*) Kaiserl. Privilegia und Sanctiones in Schlesien, I. 166; III. 759.

durcheinandergelaufen, eigenmächtig hatten die Unterthanen ihre Wohnsitze gewechselt, sich auf fremdem Grunde niedergelassen mit und ohne Erlaubniß der neuen Gutsherrschaft. Das war unleidlich; dem Gutsherrn wurde das Recht gegeben sie zurückzuholen, und wenn der neue Gutsherr in seinem Interesse sie schützte und nicht nachgeben wollte, sogar mit Gewalt. So ritten jetzt die Edelleute mit ihren Knechten aus, ihre Unterthanen, die ohne „Paßzettel" entwichen waren, in der Landschaft einzufangen*). Heftig muß der Widerstand der Leute gewesen sein, denn die Verordnungen sehen sich auch in Landschaften, wo die Hörigkeit streng war, z. B. in Schlesien, genöthigt anzuerkennen, daß die Unterthanen allerdings freie Leute seien und nicht Sklaven. Aber dieser Ausspruch blieb ein theoretischer Satz, er wurde in den nächsten hundert Jahren selten gehört. Sehr lästig war den Gutsherren in dem menschenarmen Lande der Mangel an Dienstboten und Arbeitern. Allen Dorfinsassen wurde verboten, Kammern an ledige Männer und Frauen zu vermiethen; alle solche Inlieger sollten der Obrigkeit angezeigt und in das Gefängniß gesteckt werden, falls sie nicht Dienstboten werden wollten, auch wenn sie sich von anderer Thätigkeit erhielten, den Bauern um Tagelohn säeten, oder gar mit Geld und Getreide handelten**). Durch ein ganzes Menschenalter wird in den Verordnungen der Landesherren immer wieder bittere Klage geführt über das boshafte und muthwillige Gesinde, das sich in die harten Bedingungen nicht fügen, mit dem gesetzlichen Lohn nicht zufrieden sein will; den einzelnen Gutsherren wird verboten mehr zu geben, als die Landschaft in einer Taxe festgesetzt hat. Und doch sind die Bedingungen des Dienstes kurz nach dem Kriege zuweilen noch besser, als sie hundert Jahre später waren; noch erhält das Gesinde 1652 in

*) Kais. Privil. und Sanct. I. 150. 159.
**) Ebendas. I. 125.

Schlesien zweimal in der Woche Fleisch; noch in unserm Jahrhundert hat es ebendort Kreise gegeben, wo sie es nur dreimal im Jahre erhielten*). Auch der Tagelohn war nach dem Kriege höher als in den folgenden Jahrhunderten.

So legte sich langsam wieder der eiserne Ring um den Hals des zuchtlosen Landvolkes, enger und härter, als er vor dem Kriege gewesen war. In dem Kriege waren kleine Dörfer, noch mehr die einzelnen Höfe, welche die Unabhängigkeit des Bauern so sehr begünstigt hatten, von der Erde verschwunden, sie waren z. B. in der Pfalz, auf den Hügeln von Franken zahlreich gewesen, noch heut haften ihre Namen an der Scholle. Eng zogen sich die Dorfhütten in der Nähe des Herrenhauses zusammen und leichter wurde die Herrschaft über die schwache Gemeinde, welche vom Morgen bis zum Abend unter den Augen des Herrn und seines Vogtes lebte. Wie ihr Leben verlief bis zu der Zeit unserer Väter, das wird am deutlichsten, wenn man ihre Dienste näher betrachtet. Auch ein flüchtiger Blick darauf wird den jüngeren des lebenden Geschlechts wie ein Blick in eine fremde unheimliche Welt. Allerdings waren die Verhältnisse, unter denen das deutsche Landvolk litt, sehr verschieden. Nicht nur in den Landschaften, fast in jeder Gemeinde bestanden besondere Bräuche. Schon die Namen der Dienste und Abgaben würden zusammengestellt ein kleines Wörterbuch unholder Namen bilden**). Aber bei aller Verschiedenheit der Namen und der Höhe dieser Lasten bestand doch in ganz Mitteleuropa in der Hauptsache eine Uebereinstimmung, welche vielleicht schwerer zu erklären ist als die Abweichungen.

Die älteste Abgabe des Landmanns war der Zehnte, die zehnte Garbe, ja der zehnte Theil des geschlachteten Thieres,

---

*) Kais. Privil. und Sanct. I. 138.

**) Sieben und ein halbes Hundert derselben hat C. H. von Lang aufgezählt: Historische Entwicklung der teutschen Steuerverfassung. 1793.

selbst ein Zehntel von Wein, Gemüse, Obst. Der Landbauer zahlte ihn häufig doppelt, an seinen Gutsherrn und außerdem als Pfarrzehnten an seine Kirche. Wie niedrig dabei auch sein Ernteertrag veranschlagt sein mochte, die zehnte Garbe war weit mehr als der zehnte Theil seines Reinertrags.

Dem Gutsherrn aber hatte der Landmann von seiner Stelle zuerst Hand- und Spanndienst zu leisten. Seit frühem Mittelalter in dem größten Theile Deutschlands drei Tage wöchentlich, also die halbe Arbeitszeit seines Lebens. Wer auf seinem Besitz Zugvieh zu halten verpflichtet war, der mußte mit Ackergeräth und Geschirr die Arbeitsstunden frohnen, bis die Sonne vom Himmel wich; die kleineren Leute mußten ebenso Handarbeit thun, je nach der Pflicht ihrer Stelle mit zwei, mit vier oder gar mit mehr Händen. Sie standen günstig, wenn sie während solcher Tagesarbeit Kost erhielten. Und selbst Bestimmung der Tage war der Gutsherrschaft überlassen. Diese uralte Verpflichtung wurde nach dem Kriege durch die Uebergriffe der Herren nur zu oft gesteigert. Am meisten im östlichen Deutschland. Die Frohntage wurden willkürlich in halbe, ja in Vierteltage zerrissen und dadurch dem Landmann die Versäumniß und die Unordnung der eigenen Wirthschaft beträchtlich vermehrt. Vermehrt wurde auch die Zahl der Tage. Sogar noch in dem Jahrhundert, welches wir mit gerechtem Selbstgefühl die Zeit der Humanität nennen. Im Jahre 1790, als gerade Goethe's Torquato Tasso zuerst in die gebildeten Edelhöfe Kursachsens drang, erhoben sich die Bauern in Meißen gegen die Gutsherren, weil diese die Dienste so übermäßig gehäuft hatten, daß den Unterthanen selten ein Tag zu eigener Arbeit frei blieb*). Und wieder 1799, während Schiller's Wallenstein in Berlin den kriegerischen Adel begeisterte, mußte Friedrich Wilhelm III.

*) F. von Liebenroth: Fragmente aus meinem Tagebuch. 1791. S. 169. Der Verfasser war sächsischer Officier, ein verständiger und loyaler Mann.

eine Kabinetsordre erlassen, worin er seinen Edelleuten einschärfte, den Hofdienst ihrer Bauern nicht häufiger als drei Tage in der Woche zu beanspruchen und den Leuten ein billiges Gemüth zu erweisen.

Eine zweite Last des Unterthanen war die Abgabe bei Besitzveränderungen durch Tod oder Veräußerung: das Besthaupt und Laudemium. Das beste Roß, das beste Rind waren einst der Preis gewesen, um den ein Erbe den Besitz der Stelle von dem Gutsherrn erkaufen mußte. Längst war diese Abgabe in Geld verwandelt. Aber wenn im 16. Jahrhundert auch in Gegenden, wo der Bauer unter starkem Drucke saß, die Landesordnung gestattete, daß Bauergüter verkauft und gekauft werden konnten, und daß der Herr von dem Bauer, welcher verkaufte, keinen Abzug nehmen durfte*), so wurde doch in derselben Landschaft schon 1617, vor dem dreißigjährigen Kriege, festgesetzt, daß die Herrschaft widerwärtige Unterthanen zwingen durfte ihr Gut zu verkaufen, und daß sie, falls sich kein Käufer fand, dasselbe zu zwei Drittheilen der Taxe annehmen konute. Erst unter Friedrich dem Großen wurde für die meisten Provinzen des Königreichs Preußen den Unterthanen die Erblichkeit und das Eigenthumsrecht gesichert. Und diese Verordnung half dazu, ein Leiden des Landvolks zu enden, welches das Land zu entvölkern drohte. Denn gerade im vorigen Jahrhundert, seit die Gutsherren darauf bedacht waren, den Ertrag ihrer Wirthschaft zu steigern, fanden sie vortheilhaft, einzelne ihrer Unterthanen auszutreiben und die Bauernäcker zum Herrengut zu schlagen. Die Ausgetriebenen verfielen als heimatlose Leute dem Elend; den übrigen Unterthanen aber wurden dadurch die Lasten vollends unerträglich gemacht, denn ihnen wurde jetzt von den Gutsherren zugemuthet, auch noch die

*) Landesordnung für die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor vom Jahre 1561.

früheren Bauernäcker zu bestellen, deren Besitzer sonst durch ihre Arbeit die Bestellung des Herrengutes erleichtert hatten. Dies „Bauernlegen" war im östlichen Deutschland besonders arg geworden. Als Friedrich II. Schlesien eroberte, waren dort viele tausend Bauergüter ohne Wirthe; die Hütten lagen in Trümmern, die Aecker waren in den Händen der Gutsherren. Alle eingezogenen Stellen mußten wieder aufgebaut, mit Wirthen besetzt, mit Vieh und Geräthe ausgestattet und als erblicher und eigenthümlicher Besitz an Landbauer ausgegeben werden. Auf Rügen verursachte derselbe Mißbrauch noch in der Jugend von Ernst Moritz Arndt Aufstände des Landvolks, Soldaten wurden entsendet, Aufrührer eingekerkert; dafür suchten die Bauern Rache, sie lauerten einzelnen Edelleuten auf und erschlugen sie. Ebenso war in Kursachsen noch 1790 derselbe Mißbrauch eine Ursache der Empörung.

Aber auch die Kinder des Unterthanen standen unter dem Dienstzwang. Wurden sie arbeitsfähig, so mußten sie der Herrschaft vorgestellt werden und, wenn diese es forderte, einige Zeit, häufig drei Jahre, auf dem Hofe dienen. Für den Dienst an anderem Orte war ein Erlaubnißschein nöthig, welcher erkauft werden mußte. Ja auch wer bereits auswärts diente, hatte sich alle Jahre einmal — oft um Weihnachten — der Gutsherrschaft zur Auswahl zu stellen. Ging das Kind eines Unterthanen in das Handwerk oder einen anderen Beruf über, so mußte der Herrschaft eine Summe erlegt werden, welche dafür den Entlassungsbrief ausstellte. Es war eine Milderung dieses alten Restes der Leibeigenschaft, wenn etwa einmal bestimmt wurde, daß Bauerntöchter auch auf andere Güter heiraten durften ohne Entschädigung des Herrn. Doch sollte dann der Gutsherr von dem neuen Herrn in freundlichem Schreiben wegen der Freilassung begrüßt werden*). Der Preis, um welchen der Unterthan sich selbst

*) Landesordnung für die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor vom Jahre 1561.

und seine Familie freikaufen konnte, war nach der Zeit und den Landschaften sehr verschieden. Er wurde unter Friedrich II. in Schlesien auf einen Ducaten für den Kopf ermäßigt. Doch das waren ungewöhnlich günstige Verhältnisse der Unterthanen. In Rügen war der Freikauf noch später ganz der Schätzung des Herrn überlassen, ja er konnte verweigert werden; ein stattlicher Bursch mußte dort wol 150, eine hübsche Magd 50—60 Thaler bezahlen.

Aber noch nach andern Richtungen wurde die Kraft des Landmanns von dem Gutsherrn ausgenutzt. Er war verpflichtet, mit Gespann oder Hand bei allen Bauten der Gutsherrschaft Hilfe zu leisten, er war verpflichtet Botendienste zu thun. Wer nach der Stadt wollte, mußte den Vogt und Gerichtsherrn fragen, ob nichts zu bestellen sei. Kein Hausbesitzer durfte, bestimmte Fälle ausgenommen, ohne Vorwissen der Ortsbehörde über Nacht aus dem Dorfe bleiben*). Er mußte der Reihe nach die Nachtwache für den Edelhof stellen, je zwei Mann. Er mußte, wenn ein Kind des Gutsherrn sich verheiratete, eine Beisteuer an Getreide, Kleinvieh, Honig, Wachs, Leinwand zum Schlosse tragen, er hatte endlich fast überall seine Zinshühner und Eier, die alten Symbole der Abhängigkeit von Haus und Hof, seinem Herrn darzubringen.

Doch widerwärtiger als manche größere Lasten war dem deutschen Landmann jenes Recht, welches dem Jagdwilde des Gutsherrn auf dem Acker des Bauern zustand. Die furchtbare Tyrannei, mit welcher das Jagdrecht von den deutschen Fürsten seit dem Ende des Mittelalters ausgeübt wurde, drückte nach dem dreißigjährigen Kriege von neuem. Das Feuerrohr war dem Landmann verboten, die Raubschützen wurden niedergeschossen. Aber wo die Ackerflur an größere Wälder grenzte oder eine Herrschaft das Recht der hohen Jagd übte, dauerte durch Jahrhunderte ein heimlicher, oft

*) z. B. Dreiding des Fürstenthums Oels von 1652.

blutiger Krieg zwischen Förstern und Wildschützen. So lange noch Wölfe um die Dörfer schlichen, grub der ergrimmte Bauer am Rande des Waldes Löcher, die er mit Reisig bedeckte, in der Tiefe mit spitzen Pfählen besetzte. Er nannte sie Wolfsgruben, das Gesetz aber wußte wohl, daß es Wildfallen waren, und verbot sie bei harter Strafe. Er nahm sich die Freiheit, solche Grundstücke, welche dem Wildschaden am meisten ausgesetzt waren, an Soldaten oder Städter zu vermiethen, auch das wurde ihm verboten; er versuchte seine Aecker durch Zäune zu schützen, die Zäune wurden ihm niedergeworfen. Im sächsischen Erzgebirge wachten die Bauern im vorigen Jahrhundert bei ihrer reifenden Saat; dann wurden Hütten an die Aecker gebaut, in der Nacht Feuer angezündet, die Wächter schrieen und rührten die Trommel und ihre Hunde bellten, das Wild aber gewöhnte sich zuletzt an solche Scheuchen und fürchtete weder Bauern noch Hunde. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war unter einer milden Regierung in Kursachsen, wo für Wildschaden bereits nach mäßiger Taxe eine Entschädigung bezahlt wurde, verboten, die Umzäunungen der Felder über eine bestimmte Höhe zu errichten oder spitze Pfähle dabei zu verwenden, damit das Wild sich nicht beschädige und nicht verhindert sei, auf dem Ackerstück seine Nahrung zu suchen, bis sich endlich vierzehn Ortschaften im Amt Hohnstein zu einer allgemeinen Jagd verschworen und im erbitterten Treiben das Wild über die Grenze scheuchten. Sogar für die Schäferhunde war der Knittel, den sie am Halse trugen, nicht hinderlich genug, den Hasen lästig zu werden, sie mußten auf dem Felde an Stricken gehalten werden. Der Landmann selbst aber war verpflichtet, bei den Jagden seiner Herrschaft hinter den Netzen herzugehn und als Treiber die Klapper zu schwingen. Sogar die Hasenjagd verdarb ihm die Felder, seit die Reiter mit Windhunden die Saaten durchstöberten und zertraten. —

Zu diesen Lasten, welche allgemein waren, kamen zahl-

lose örtliche Beschränkungen, von denen hier nur weitverbreitete aufgeführt werden. Häufig wurde dem Unterthan die Zahl des Viehes, welches er halten durfte, nach seinem Ackermaß vorgeschrieben. Die Weide auf seinem Acker gehörte vor der Aussaat und nach dem Einbringen der Frucht zum Theil dem Gutsherrn. Dies Recht, schon im Mittelalter beansprucht, wurde gerade im vorigen Jahrhundert, seit die Edelleute die Schäfereien vermehrten, eine arge Plage. Denn natürlich wurde die Bauernweide am meisten in Anspruch genommen, wenn das Futter der Thiere einmal mißrathen war; wie sollte dann der Bauer seine Thiere erhalten?

Schon 1617 galt in Schlesien der Satz: Bauern dürfen keine Schafe halten, falls sie nicht alte Briefe darüber besitzen; Ziegen zu halten wurde hier und da überhaupt verboten. Dies alte Verbot ist eine der Ursachen, daß noch jetzt in weiten Strichen des östlichen Deutschlands dies Nutzthier der Armen ganz fehlt. Gegen die Tauben der Bauern hatte schon Kurfürst August von Sachsen um 1560 in seinen Ordnungen geeifert; seit der Zeit drängt sich das Verbot auch in andere Landesordnungen ein. Aber noch andere Tyrannei ersann die Gewinnsucht. Es kam kurz nach dem großen Kriege auf, daß die Pflicht des Bauern sei, alles Verkäufliche zuerst der Grundherrschaft anzubieten, Dünger, Wolle, Honig, bis auf Eier und Hühner; wollte ihm die Obrigkeit seine Waare nicht abnehmen, so war er verpflichtet, sie in der nächsten Stadt eine festgesetzte Frist auszulegen, dann erst war der Verkauf frei. Wahrhaft greulich aber war es, daß die Herrschaft ihre Unterthanen zwang, dem Herrengut auch solche Waaren abzukaufen, deren die Leute nicht bedurften. Diese Barbarei war wenigstens im östlichen Deutschland nach 1650 ganz gewöhnlich, zumal in Böhmen, Mähren und Schlesien. Wenn die Herrschaft die Teiche fischte und ihre Fische nicht am Weiher verkaufen konnte, mußten die Unterthanen dieselben im Verhältniß ihres Vermögens nach der Taxe ab-

nehmen; dasselbe geschah mit Butter, Käse, Getreide, Vieh. Dies war die Ursache, daß in Böhmen sehr viele Landleute kleine Händler wurden, welche dergleichen Waaren in die Nachbarländer verfuhren, oft zu großem eigenen Schaden*). Vergebens suchte die Landesbehörde in Schlesien noch 1716 diesem Mißbrauch zu steuern**).

Das Aergste von allem sei hier nur erwähnt. Der Edelmann war auch Gerichtsherr; als solcher decretirte er durch den von ihm abhängigen Gerichtsverwalter die Strafen für Polizeivergehen: Geldbußen, Gefängnißhaft, körperliche Züchtigung. So gewöhnte er sich auch bei der Arbeit den Stock gegen die Unterthanen zu heben. Allerdings dringt schon im 16. Jahrhundert das humane Verbot in die Landesordnungen, daß der Herr seine Unterthanen nicht schlagen solle. Aber in den folgenden zweihundert Jahren wurde dies Verbot wenig beachtet. Als Friedrich der Große Schlesien neu organisirte, gab er den Bauern das Recht, sich über strenge körperliche Züchtigung bei den Regierungen zu beklagen! Und das galt für einen Fortschritt!

Aber noch andere Lasten drückten auf das Leben des Bauern. Denn über dem Gutsherr forderte der Landesherr seine Steuer oder Contribution, Grundsteuer oder Kopfsteuer, er forderte den Sohn des Landmanns unter seine Fahnen und heischte Wagen und Geschirr zum Vorspann in Kriegszeiten. Und wieder über dem Landesherrn forderte wenigstens in dem Theile Deutschlands, in dem die Kreisverfassung nicht gelockert war, das heilige römische Reich deutscher Nation die Umlagen für seine Kreiskasse.

Nicht überall stand der Bauer unter dem Fluche der Hörigkeit. Das alte Gebiet der ripuarischen Franken, die Landschaften jenseit des Rheins von Cleve bis zur Mosel, die

*) von Hohberg: Adeliches Landleben, 1687, in der Einleitung.
**) Kaiserl. Privil. und Sanct. IV. 1213.

Grafschaft Mark, Essen, Werden, Berg hatten sich schon im Mittelalter von der Hörigkeit befreit, wer dort als Landbesitzer nicht Eigenthum hatte, saß als freier Mann in lebenslänglicher Pacht. Im übrigen Deutschland hatte sich die Freiheit an die Grenzen im Süd und Nord, an das Nordmeer und die Alpen geflüchtet. Ostfriesland, die Marschländer an Weser und Elbe längs der Küste bis zu den Ditmarschen herauf, seit der Urzeit schwer zu bezwingende Sitze trotziger Bauergemeinden, waren frei geblieben. Im Süden waren Tirol und die benachbarten Alpen wenigstens zum größten Theil mit freien Landleuten besetzt, auch in Oberösterreich waren die freien Bauern zahlreich, in Steiermark drückte der Zehnte, welcher dort Hauptabgabe an die Gutsherren war, weniger als anderswo der Hofdienst. Ueberall, wo das Ackerland spärlich war und die Bergweide den Einwohnern das Leben sicherte, blieb die rechtliche Lage auch der kleinen Leute besser. Dagegen hatte sich in den Ländern der alten Sachsen schon seit der Karolinger Zeit neben einzelnen freien Bauerhöfen eine strenge Hörigkeit entwickelt. Noch am günstigsten saßen die Braunschweiger, die Einwohner der Stiftsländer Bremen und Verden, am schlechtesten die von Hildesheim und der Grafschaft Hoya; im Bisthum Münster waren die Frohndienste der Eigenbehörigen, wie sie dort hießen, gewöhnlich in ein mäßiges Dienstgeld verwandelt, nur die Zwangsfuhren und der Freikauf drückten. Dagegen hatte dort das Recht des Gutsherrn auf den Nachlaß des Unterthanen die weiteste Ausdehnung. Noch um das Jahr 1800 suchten die Landleute, welche — ausnahmsweise — die Lust behielten Geld zu ersparen, ihr Vermögen durch Scheingeschäfte mit Bürgern ihren Erben zu retten; dafür lag auch noch mehr als der vierte Theil des Münsterlandes unbebaut. Aehnliche Verhältnisse in etwas milderer Form bestanden im Bisthum Osnabrück. Unter den Stämmen des Binnenlandes, Hessen, Thüringen, Baiern, Schwaben, Alemannen war die Zahl der

freien Bauern durch das ganze Mittelalter in dauernder Abnahme gewesen, nur in Oberbaiern bildeten sie wol noch einen starken Theil der Bevölkerung; auch in Thüringen war die Zahl der Freien nicht ganz unbedeutend. Dort hatte das Regiment der Landesherren auch den unterthänigen Bauer geschont.

Aerger aber stand es in den Ländern östlich von der Elbe, — überall, wo Deutsche auf colonisirtem Slavenboden saßen, — es ist fast die Hälfte des jetzigen Deutschlands. Am allerschlechtesten lebten die Unterthanen in Böhmen und Mähren, in Pommern und Mecklenburg, in der letzten Landschaft ist die Unterthänigkeit noch heut nicht aufgehoben. Und gerade in diesen Ländern war die Unterthänigkeit seit dem dreißigjährigen Kriege immer drückender geworden, nur die „Freibauern" und die „Erb- und Gerichtsscholtiseien", wie sie in Erinnerung an die Zustände der alten Germanisirung noch hießen, bildeten eine — ohnedies auch verkümmerte — Aristokratie des Bauernstandes.

Oft war in den letzten Jahrhunderten an der Ackercultur und dem Gedeihen der Dorfleute zu erkennen, ob sie freie Männer oder Hörige waren; noch jetzt ist zuweilen aus Intelligenz und äußerer Stattlichkeit zu errathen, in welcher Lage die Väter des lebenden Geschlechtes arbeiteten. Die Bauern am Niederrhein, die westphälischen Markmänner, die Ostfriesen, Oberösterreicher und Oberbaiern kamen bald nach dem Kriege in einiges Gedeihen, dagegen wurde von den übrigen Baiern um das Jahr 1700 geklagt, daß der dritte Theil der Felder wüst liege; ebenso nahm man von Böhmen noch im Jahre 1730 an, daß der vierte Theil des Grundes, welcher vor dem dreißigjährigen Kriege Ackerboden gewesen war, mit Wald bewachsen sei. Dort war der Werth des Bodens um die Hälfte niedriger als in andern Landschaften.

Allerdings waren nur solche Freie beneidenswerth, welche sich die Empfindung besserer Lage als einen Vorzug vor an-

dern Landleuten bewahrt hatten, so glücklich war aber nur ein kleiner Theil. Häufig fühlten sich noch im 18. Jahrhundert Freie mit keinem oder sehr geringem Ackerbesitz bevorzugt, wenn sie als Unterthänige von einer Gutsherrschaft angenommen wurden. Als Friedrich I. von Preußen kurz nach 1700 die Leibeigenen in Pommern befreien wollte, weigerten sie sich, weil sie die neuen Pflichten, die ihnen aufgelegt werden sollten, für schwerer hielten als ihre bisherigen. Oft waren in der That die freien Bauern kaum weniger mit neuen Diensten belastet als solche, die seit alter Zeit unterthänig gewesen waren.

Es ist schwer, die menschlichen Zustände, welche sich unter diesem Druck entwickelten, unbefangen zu beurtheilen. Denn anders sieht im Verkehr des Tages solches Leben aus, als in dem erhaltenen Statut. Vieles, was uns unerträglich erscheint, machte uralte Gewohnheit leidlich. Sicher hat oft gutherziges Wohlwollen der Edelleute, alter Familien, welche durch viele Generationen mit ihren Landleuten verwachsen waren, das Herbe gemildert und ein treuherziges Verhältniß zwischen Herren und Hörigen erhalten. Noch häufiger ist auch rohe Selbstsucht der Herren durch dieselbe Klugheit zu Maß und Rücksicht genöthigt worden, welche jetzt den Sklavenhalter Amerika's bestimmen. Der Gutsherr mit seiner Familie verbrachte sein Leben unter den Bauern; wenn er bemüht war Furcht zu erwecken, so hatte doch auch er zu fürchten. Leicht loderte in stürmischer Nacht die Flamme über seine hölzerne Wirthschaft, und in keiner Landschaft fehlten unheimliche Geschichten von strengen Gutsherren oder Verwaltern, die eine unbekannte Hand in Feld und Wald erschlagen hatte. Aber wie großen Einfluß man auch der Güte und Klugheit der Herren einräumen mag, immer bleibt die Stellung der Bauern das schwärzeste Bild aus vergangener Zeit. Denn überall drängt sich auch aus den dürftigen Berichten des 17. und 18. Jahrhunderts der ungesunde und

feindselige Gegensatz hervor. Und es war die größere Hälfte des deutschen Volkes, welche unter solchem Drucke verdarb*).

Selten gelang einem Manne von ungewöhnlicher Kraft und Intelligenz, sich aus dem Bann, der sein Leben von der Geburt bis zum Tode umschloß, herauszuarbeiten. Immer größer wurde die Kluft, welche ihn von dem kleineren Theile der Nation schied, bei welchem jetzt Perrücke, Haarbeutel und Zopf schon von weitem andeuteten, daß er zu einer privilegirten Klasse gehörte. Und bis zum Ende des 17. Jahrhunderts trugen diese Gebildeten dem Bauer sehr selten ein freundliches Herz entgegen, von allen Seiten schallen die Klagen über seine Verstocktheit, Unehrlichkeit, Roheit. Zu keiner Zeit wurde härter über den leidenden Theil des Volkes geurtheilt, als in dieser Periode, in welcher eine gemüthlose Orthodoxie auch die Seelen solcher verkümmern ließ, welche das Evangelium der Liebe zu predigen hatten. Niemand war eifriger als die Theologen über die Nichtsnutzigkeit des Landvolks zu klagen, unter welchem sie leben mußten, immer hörten sie den Höllenhund um die Hütten der Unterthanen heulen; freilich war die ganze Auffassung des Lebens bei ihnen finster, pedantisch, arm an Freude geworden. Ein vielgelesenes Büchlein aus der Landschaft des Christoph von Grimmelshausen ist besonders charakteristisch. „Des Baurenstands Lasterprob" wird nicht müde, bei jeder Thätigkeit der Dorfinsassen nachzuweisen, wie nichtswürdig und gottlos das Bauernvolk vom Schultheiß bis zum Gänsehirten lebe. Das Buch ist viel grausamer als das Betrugslexikon des hypochondrischen Coburgers Hönn, welches einige Jahrzehnte später die Betrügereien aller Stände, nicht zuletzt die der Bauern, nach dem Alphabet mürrisch und bequem zum Nach-

*) Man darf das Verhältniß der Landbauer zur Gesammtbevölkerung Deutschlands von 1650—1750 in ungefährer Schätzung auf 65—70 Procent anschlagen, darunter vier Fünftheile in Unterthänigkeit.



schlagen auseinandersetzte. Aus der feindseligen Klage der „Lasterprob"*) werden hier einzelne Stellen herausgehoben, weil sie nicht nur den Bauer charakterisiren, auch die Roheit seiner urtheilenden Herren und Lehrer. Das Büchlein spricht wie folgt.

„Bauren sind zwar Menschen, aber etwas ungehobelter und gröber als die andern. Betrachtet man ihre Sitten und Geberden, so ist unschwer einen höflichen Menschen von einem Bauren zu unterscheiden. Einem Bauren gehört der Flegel in die Hand und ein Bengel an die Seite, ein Karst auf die Achsel und eine Mistgabel an die Thür. Ihre häßlichen Sitten sind jedermann bekannt, sowol in Reden als Geberden. Im Reden gilt's ihm allerdings gleich, was er vor Leute vor sich hat. In Geberden wird er selten an seinen Hut gedenken, denselben abzuziehen; geschieht es aber, so geschieht es solchergestalt, daß er auf der Schulter liege, damit er ja nicht zu weit vom Kopf komme, und wer ihn von weitem sieht, der vermeint anders nicht, als daß er demjenigen, mit welchem er redet, den Hut an den Hals werfen wolle; zieht er aber den groben Deckel gar ab, so dreht er denselben herum, wie eine Hafner-(Töpfer-)Scheibe, oder speiet auf die Hände und putzet ihn, oder er liest die Fäselein und Häckerling davon ab, oder sieht ihn sonst an, als ob er ihn erkaufen wollte. Wenn sie essen, so brauchen sie keine Gabel, sondern greifen mit allen fünfen in die Schüssel. Ueber das ist einem Bauren nicht wohl möglich, daß er frei stehn kann, er muß einen Ort suchen, wo er sich widerlehne; steht er aber frei, so steuret er sich mit gebogenem Rücken auf seinen Stock. —

Man sollte gänzlich vermeinen und auch dafür halten,

---

*) Des Neunhäutigen und Haimbüchenen schlimmen Baurenstands und Wandels Entdeckte Ubel- Sitten- und Lasterprob von Veroandro aus Wahrburg (1684). Verfasser scheint derselbe Geistliche, welcher den spätern Ausgaben der Werke des Simplicissimus die Nutzanwendungen und Verse zugedichtet hat.

der langwierige dreißigjährige deutsche und noch fortwährende schwere Reichskrieg hätte die Bauren zahm und fromm gemacht; allein sie sind durch dieses große Strafübel nur ärger und verzweifelter geworden, und Hans in eodem oder Schelmen wie vor so nach geblieben! Denn sie haben dadurch zu ihren bäurischen Sitten auch der Soldaten ihre an sich genommen. Was die schlimmsten Soldaten thun, eben das, und vielleicht ein mehreres thun die Bauren. Indem theils Soldaten stehlen, treibet sie die äußerste Noth darzu; daß aber die Bauren gutes Theils zugreifen, dazu beweget sie ihr Muthwille. Ein Bauer hat sein Stück Brot, das oft ein redlicher Soldat nicht hat. Zwischen den Bauren und Soldaten ist eine natürliche Feindschaft, gleich wie zwischen Katzen und Mäusen, beide diese Arten stehleu und naschen gerne, und wird eine von der andern verfolget. Gleichwie die Soldaten denen Herren Bauren übel aufleuchten, wo sie ihrer mächtig werden, also und gleichergestalt legen die Bauren manchen, der dahinten bleibet, schlafen. Man hat zum öftern erfahren, daß sie von dem und dem unter ihnen gezeuget: er hat manchen schlafen geleget, er hat da und da einen Reuter darnieder gebüchset. Was? Sie rühmen sich selbst ihrer Mord- und Diebsstücklein, und ist ihnen leid, daß sie es nicht ärger machen können. Oefters haben die Bauren mehr als über Fremde und andere, über einander selbst geklaget. Das ist nichts Neues, daß sie einander Butter, Käs, Fleisch, Speck, die Würste aus den Schornsteinen, Obst, Holz, Geld, Früchte, Wagenketten, Pflug im Felde, das weiße Zeug auf der Bleiche und sonst andere Sachen mehr aus- und durchführten. Ob sie es nun von den Soldaten, oder die Soldaten von ihnen gelernet, ist eine dunkle Frage, es scheint, es sei einer so werth und gut als der andere. Ueber das sollte einer ungern einem Bauren, der ihm auffässig ist, in einem wilden Wald begegnen, der Bauer dürfte ihm so trocken zutrinken, daß er davon taumelnd werden und des Aufstehens vergessen möchte. — Trinken die

Soldaten viel Tabak: die Bauren thun dergleichen, ja sie haben die Pfeifen stetig im Maul und gehn damit in die Ställe und Scheuren. Ach, wie bald könnte ein ganzes Dorf in Brand gerathen und in lichter Flamme aufgehn bei solchen unbesonnenen Nußbengeln, da sie doch selbst hernach am meisten mit und darunter leiden müssen. Die Erfahrung hat es leider mehr als zu viel bezeuget! — Sonderlich ekelt einem zum höchsten, daß so junge Buben von zwölf oder dreizehn Jahren allbereit das Tabaksaufen sich angewöhnet. Von dem schrecklichen Fluchen will ich nicht sagen; wer weiß, ob nicht die Bauren mehr und grausamer als die Soldaten selbst fluchen. Es möchte einer Blut schreien, daß die kleinen Baurenkinder die größten Flüche und Schwüre thun, und ihnen oft viel deutlicher und leichter vom Munde gehn, als wenn sie ihr Vater-Unser oder das ba be bi bo bu in der Schule sollen beten und hersagen. Wer unter den Bauren wohnen muß, kennet die Bauren. Manche Soldaten bekümmern sich nicht sonderlich um Gottes Wort; man dürfte sagen, daß unter dem Firmament des Himmels schier auch keine gottloseren Leute als etliche unter den Bauren sind. Der frömmste Soldat hat eine Kuh gestohlen, und ebenso der frömmste Bauer hat dreimal seinen Herrn betrogen. —

Ueberdies ist es nichts Neues, daß die Bauren der schuldigen Ehrerbietung gegen ihre Geistlichen vergessen. Und hat es oft das Ansehen, als seien die Hüte den alten und jungen Bengeln auf die Köpfe gepicht oder genagelt, weil sie so gar nicht damit herunter wollen. Gleichfalls ist auch nicht unwissend, daß diejenigen weidlich bei den Bauren herhalten müssen, die es mit dem Pfarrer halten; denn solchen geben sie allerhand Schandnamen, heißen sie Verräther, Dankverdiener, Fuchsschwänzer, Heimträger und dergleichen, und können diese guten Leute nun und nimmermehr bei den andern Bauren Gnade erlangen oder ihnen angenehm sein. — Es ist ihnen eine verdächtige Sache, in's Pfarrhaus gehn. Geschieht's ja

zuweilen, daß einer in einer Verrichtung zum Pfarrherrn geht und wird von ihnen erblicket, so giebt es gleich einen Zusammenlauf und Linden-Rath ab, und wird von dem ganzen Parlament darüber vernünftelt, was er doch wol müsse daselbst gethan haben.

Etliche sind auch gar so vertraulich mit ihrem Pfarrherrn, daß sie fein richtig mit ihm abtheilen, und ihm oft das Holz auf dem Kirchhof oder an seiner Hofstätte nicht sicher ist; da wissen diese Holzmäuse so fein auf die Holzstöße hinauf zu scandiren, daß es eine ganze Lust zu sehen ist (wen es nicht betrifft). Die Bäume, Weintrauben und dergleichen helfen sie ihm so fleißig und getreulich abblatten, daß keine andern Diebe als sie darüber kommen.

Es gemahnet einen fast der Bauren als wie der Stockfische: dieselben sind am besten, wenn sie weich geschlagen und fein wohl geklopfet. Auch die lieben Bauren sind niemals geschlachter, als wenn man ihnen ihre völlige Arbeit auflegt, so bleiben sie fein unter der Zucht und mürb. Der Bauer will jedesmal ein Junker sein, wofern ihm der Herr zu viel Gnade erweist. Niemand weiß besser, wie halsstarrige Vögel die Bauren sind, als der sie eine Zeitlang kennet und verschiedene Jahre bei ihnen gelebt. Das ist gewiß: von bloßen guten Worten wird kein Bauer anders, sondern es müssen, so zu reden, Spieße und Stangen, d. i. scharfe Drohungen und ein rechter Ernst bei der Hand sein, soll er thun, was er thun soll. Die Bauren haben böse Gewissen. Und das ist nicht genug, sie müssen sich auch mit dem Leugnen noch ärgere machen. Viel eher darf man sich getrauen, um's Geld zu bekommen Bauren, die zehnfach einen (falschen) Eid schwören, als daß sie ein wahres Zeugniß geben sollten. Sonst ist bekannt und genugsam am Tage, wie die Bauren einander nicht leicht verrathen; darum, wenn sie schon wider andere, so zeugen sie doch gar selten wider einander selbst. Und es ist auch eine gemeine Baurenregel unter ihnen, daß die Gemeinde zusammenhalten muß.

Wer es nicht gesehen hätte, dürfte es nicht glauben. Je reicher die Bauren sind, je ärmer und unvermöglicher stellen sie sich; daher kommt es denn, daß sie manchmal weniger als die Armen von ihrem Gute geben. Nichtsdestoweniger verrathen sich oft die reichen Bauren selbst, aber eher nicht, als wenn der Wein aus ihnen von Herzensgrund redet und sie die Nase begossen haben. Da saget mancher: Ich hab' alles genug, Korn genug, Geld genug, Wein genug, Haus und Hof, Vieh genug, liegend Gut genug; ich bin niemandem schuldig, was ich hab', ist mein allein, und sonst keinem! Ei, wenn ich gleich kein Junker oder Edelmann bin, bin ich doch ein reicher Bauer."

So weit der harte Beurtheiler aus der Genossenschaft des Simplicissimus. — Spott und Klage dieser Art ist in der kleinen Literatur jener Jahrzehnte häufig zu finden, und Aehnliches berichten Reisende über die Erfahrungen, die sie auf der Landstraße gemacht. Wenn ein Hausvater Fuhrleute beherbergte, mußte er das kleine Geräth verstecken, Scheuer und Heuboden verschließen. In den Stuben der Dorfschenken waren um 1700 weder Leuchter noch Lichtscheeren zu sehen, denn alles wäre von den Einkehrenden gemaust worden, es blieb kein Gebetbuch des Schenkwirths ungestohlen; an einen kleinen Wandspiegel war gar nicht zu denken — fünfhundert Jahre früher hatte jedes stattliche Dorfmädchen, wenn es zum Tanz auf den grünen Anger eilte, einen Handspiegel als Schmuckstück bei sich geführt. Für einen Durchreisenden war das Betreten der Schenke zuweilen sogar gefährlich. Der wüste Raum war nicht nur mit Tabaksrauch, auch mit Pulverqualm erfüllt. Denn noch war es ein Festvergnügen der Landleute, mit Pulver zu spielen und unglückliche Fremde durch Sprühteufel und kleine Raketen, die man ihnen vor die Füße oder an die Perrücke warf, zu belästigen, dazu fehlten spöttische Reden und Grobheiten nicht*).

*) Der glückselige und unglückselige Baurenstand. Frankfurt (o. J. um 1700) S. 178.

Wir empfinden bei diesen und ähnlichen Klagen der Zeitgenossen nicht selten Erstaunen, wie die deutsche Natur noch in der tiefsten Entwürdigung eine Lebenskraft bewahrte, welche nach mehr als hundert Jahren den Beginn besserer Zustände möglich machte, und wir werden zuweilen in Zweifel sein, ob wir die Geduld der Unterdrückten bewundern oder die Schwäche einer Zeit betrauern sollen, welche so lange das Unerträgliche trug. Denn trotz allem, was der Parteieifer jemals zur Entschuldigung der Unterthanenverhältnisse gesagt hat, sie waren eine endlose Quelle arger Unsittlichkeit für die Herren und ihre Beamten nicht weniger als für das Volk selbst. Die Sinnenlust des Gutsherrn, der Eigennutz des Gerichtshalters und Verwalters kamen in dieser Zeit, wo das Pflichtgefühl in allen Ständen schwach war, in tägliche Versuchung. Mehr als einmal eifern die Landesregierungen dagegen, daß der Amtmann die Bauern zwang, für ihn selbst Vieh zu mästen, Lein zu säen, zu spinnen, und übel berüchtigt waren die Gutsförster, welche mit den Bauern stille Holzgeschäfte machten und ihnen durch die Finger sahen, wenn sie Stämme des herrschaftlichen Waldes fällten*). Wie aber die Stimmung des Landvolks gegen die Gutsherren arbeitete, das mag man aus dem ruchlosen Sprichwort schließen, welches noch um 1700 geläufig war und aus dem Munde der reichen Mansfelder Bauern aufgezeichnet wurde: Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten soll man bei Zeiten die Köpfe eindrücken**).

Sehr langsam kam dem deutschen Landmann die Morgenröthe eines neuen Tages. Zuerst half die Frömmigkeit der Pietisten dazu, Christenliebe, Erbarmen, inniges Mitgefühl mit den Armen und Leidenden modisch zu machen. Dann drangen die ersten Strahlen eines neuen Lichtes aus den Arbeitsstuben der Gelehrten, welche die fremdartigste und dem Land-

---

*) Lasterprob. S. 82.

**) Der glückselige und unglückselige Baurenstand. S. 115.

voll unverständlichste Wissenschaft verkündigten, das, was man damals Philosophie nannte. Seit die Lehre von Leibnitz und Wolff in einem größern Kreise der Gebildeten Schüler findet, ändert sich fast plötzlich auch das Urtheil über den Bauer und sein Schicksal. Ueberall beginnt humane Auffassung der irdischen Dinge den Kampf gegen den orthodoxen Wahn. Wieder kommt etwas von dem Eifer der Apostel zu lehren, zu bessern, zu befreien in die Schüler und Verkünder der neuen Weltweisheit. Etwa seit 1700 zeigt sich in der kleinen Literatur wieder ein herzliches Interesse an dem Leben des Bauern. Die Gesundheit seines Berufes, der Nutzen und Segen seiner Arbeit werden gerühmt, seine guten Eigenschaften sorgfältig aufgesucht; alte Lieder desselben, in denen ein mannhaftes Selbstgefühl hübschen Ausdruck findet, die einst von treuherzigen Theologen des 16. Jahrhunderts überarbeitet waren, werden wieder in billigen Drucken verbreitet. Bescheiden rühmt sich darin der arme Landmann, daß schon Adam den Acker baute, er freut sich seines Federspiels: der Lerche im Felde, der Schwalbe im Stroh seines Daches und des „Hennemanns" auf dem Hofe, und tröstet sich in seiner schweren Arbeit immer wieder mit dem himmlischen Ackermann Jesus *).

Von anderer Seite half sogar die Härte des despotischen Staats. Dem Landesherrn gab der gedrückte Bauer in seinen Söhnen bereits die Mehrzahl der Soldaten, durch seine Abgaben die Mittel, den neuen Staat zu erhalten. Man kam allmählich zu der Einsicht, daß solches Material geschont werden müsse. Schon um 1700 ist das überall aus den Landesgesetzen zu erkennen. Auch der kaiserliche Hof folgte in seiner Weise der erwachenden Humanität. Er gab 1704 sogar den Schäfern ein schönes Privilegium, worin er sie und ihre Knechte für ehrlich erklärte und die deutsche Nation huldreich

*) Kurtze Beschreibung der Acker-Leuthe und Ehrenlob. Hof 1701. S. 33. — Federspiel der alte volksmäßige Ausdruck für Falknerei.

ermahnte, das Vorurtheil gegen diese nützliche Menschenklasse aufzugeben und ihre Kinder nicht mehr wegen Abdeckerei und Zauberei vom Handwerk auszuschließen. Wenige Jahre darauf schenkte er ihnen einen gnädigen Wappenbrief, gab ihnen die Rechte einer Zunft mit Siegel, Lade und einer Fahne, auf welche ein frommes Bild gemalt war*). Schärfer griffen die Hohenzollern ein, sie selbst durch vier Generationen die fürstlichen Colonisten des östlichen Deutschlands. Am gründlichsten reformirte Friedrich II. in der eroberten Provinz, aus welcher schon mehre Beispiele seiner segensreichen Arbeit angeführt sind. Als er Schlesien in Besitz nahm, waren die Dorfhütten Blockhäuser aus Baumstämmen mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornsteine, die feuergefährlichen Backöfen den Häusern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zustande, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Disteln bedeckt, kleine schwache Pferde, magere Kühe, die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehilflichen kaiserlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schlesien, Oesterreicher, Russen und seine eigenen Soldaten verzehrten und beschädigten viel in der Landschaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege zweihundertfünfzig neue Dörfer und zweitausend neue Häuslerstellen erbaut, nicht selten waren steinerne Häuser und Ziegeldächer zu sehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen an den Häusern hatte der Eroberer niedergerissen und das Volk zum Neubau gezwungen, Pferde aus Preußen, einschürige Schafe eingeführt, Torfgräber aus Westphalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, sogar Prämien zur Anlage von Weinbergen ausgesetzt. Sein Befehl führte beim Beginne des sieben-

*) Kaiserl. Priv. und Sanct. II. 583 und V. 1511.

jährigen Krieges neuen Kartoffeln ein, das berühmte Patent des Justizministers von Carmer verordnete Aufhebung der Gemeindetriften und Weiden und Theilung unter die Stellenbesitzer. Mit großem Blick wurden dadurch Verhältnisse eingeleitet, die erst in der neuesten Zeit zur Durchführung gekommen sind. Die Erblichkeit des Eigenthums wurde den Gutsunterthanen durch das Gesetz gesichert. Der Bauer erhielt das Recht, bei der Regierung des Königs zu klagen, und dies Recht war für ihn ein kurzes und energisches Recht geworden; denn so sehr der König den Adel begünstigte, wo er seinem Staate diente, so unablässig war er auch mit seinen Beamten bemüht, die Masse der Steuerzahler zu heben. Der Geringste durfte seine Bittschrift überreichen, und das ganze Volk wußte aus zahlreichen Beispielen, wie der König sie las. Manche Culturversuche des großen Fürsten gelangen nicht, von vielen Seiten wurde der Druck eines Systems empfunden, welches die Kraft des Volkes so emsig steigerte, um sie hoch für den Staat auszunützen. Aber nirgend ist von den Zeitgenossen die Arbeit dieses mächtigen Gutsherrn so dankbar anerkannt worden, als von den Bauern der eroberten Provinz. Wenn sich auf seinen zahlreichen Reisen nach Schlesien das Landvolk in stiller Ehrfurcht um seinen Wagen drängte, so dauerte jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem der Dorfschulzen sprach, als eine theure Erinnerung, die sorgfältig von Generation zu Generation überliefert wurde und die noch heute in den Seelen haftet.

Immer größer wurde die Theilnahme der Gebildeten. Zwar Poesie und Kunst fanden in dem Leben der Bauern noch nicht einmal Stoffe, an welchen sich ein schaffendes Gemüth erwärmen konnte. Als Goethe Hermann und Dorothea schrieb, da war es ein neuer Fund für die Nation, daß auch das kleine Bürgerthum künstlerischer Beachtung werth sei; tiefer hinein in das Volk wagte man sich noch lange nicht. Aber die ehrlichen Menschenfreunde, die populären Verkünder

der Aufklärung im Bürgerthum lehrten, predigten und schrieben mit herzlichem Eifer über den wunderlichen, unholden und doch so häufigen Mitmenschen, den Bauer, dessen Wesen oft fast nur aus einer Summe von unliebenswürdigen Eigenschaften zu bestehn schien, und der dabei doch für die übrigen Klassen der menschlichen Gesellschaft unleugbar die unentbehrliche Grundlage abgab.

Eine der wirksamsten Schriften dieser Art war von Christian Garve „Ueber den Charakter der Bauern, Breslau 1786,“ nach Vorträgen, welche er kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution gehalten. Der Verfasser war ein klarer, redlicher Mann, der das Beste wollte und durch ganz Deutschland mit Achtung angehört wurde, so oft er über eine sociale Frage sprach. Sein Büchlein hat durchaus menschenfreundliche Tendenz, das Leben des Bauern ist ihm genauer bekannt als manchem Andern, welcher sich damals mit Besserung des Landvolks beschäftigte. Auch die Vorschläge, welche er zur Hebung des Standes macht, sind zwar ungenügend, wie fast immer die Theorie gegenüber socialen Schäden, aber verständig. Und doch, wenn man das wohlmeinende Buch jetzt durchblättert, so darf man wol einen Schrecken empfinden. Denn fürchterlich erscheint uns, nicht was er über den Druck der Bauern erzählt, sondern die Weise, wie er selbst von zwei Drittheilen des deutschen Volkes zu sprechen genöthigt ist. Sie sind ihm und seinen Zeitgenossen Fremde, es ist etwas Neues und dem Humanitätsgefühl Lockendes, sich in die Zustände dieser eigenthümlichen Menschen hineinzuversetzen. Es hat besondern Reiz für ein pflichtvolles Herz, sich deutlich zu machen, wie die Dummheit, Roheit, Schlechtigkeit der Landleute im einzelnen beschaffen ist und woher sie kommt. Der Verfasser selbst vergleicht ihre Lage mit der des Juden, er erörtert ihre Seelenzustände ungefähr so, wie unsere Philanthropen die der Bewohner eines Zellengefängnisses, er wünscht aufrichtig, daß das Licht der

Humanität auch in ihre Hütten fallen möchte, er vergleicht ihre Faulheit und Trägheit mit der energischen Arbeitskraft, welche, wie man damals schon wußte, die Colonisten in den Urwäldern einer neuen Welt entwickeln. Und er erklärt diesen Gegensatz wohlmeinend daraus, „daß in unsern alten und gleichsam schon alternden Staaten viele für einen arbeiten", und eine Menge der Fleißigen fast ohne Belohnung ausgehe, deshalb sei Eifer und Lust bei einem großen Theile erloschen. Es ist fast alles wahr und gut, was er sagt, aber dies ruhige Wohlwollen, welches der Gebildete aus der Zeit von Immanuel Kant und dem Dichterhofe von Weimar seinem Volke gönnt, ist doch noch ohne jede Ahnung davon, daß der Kern der deutschen Volkskraft in diesem verachteten und verdorbenen Stande gesucht werden müsse, daß es hohle, unsichere und barbarische Zustände waren, in welchen er selbst, der Verfasser, lebte, daß die Regierungen seiner Zeit keinerlei Garantie der Dauer besaßen, daß ein Staat, der große Quell männlicher Empfindungen und jedes edelsten Selbstgefühls, auch für den Gebildeten unmöglich ist, so lange der Bauer wie ein Lastthier lebt; und wenig dachte er daran, daß schon der nächsten Generation nach bitteren Leiden und einer herben Schule durch die Siege eines auswärtigen Feindes alle diese Ueberzeugung aufgedrängt werden würde. — Und deshalb verdient seine Schrift wol, daß die Gegenwart sich ihrer erinnere; die folgenden Seiten sollen wieder nicht die Lage der Bauern allein charakterisiren, auch die der Gebildeten. So aber spricht Garve:

„Ein Umstand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern, der, daß sie sehr unter einander zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich, als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit, des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Corps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de

corps. Hieraus entstehn mehre Folgen. Erstlich sie werden nach ihrer Art geschliffen, abgewitzigt durch den Umgang. Sie sind zum Verkehr mit ihres Gleichen geschickter, — sie haben von vielen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, bessere Begriffe als der gemeine Handwerksmann. Dieser beständige Umgang, diese immerwährende Gesellschaft ist es auch bei ihnen wie bei den Soldaten, was ihren Zustand erleichtert. Es ist ein großes Glück, nur mit seines Gleichen, aber mit diesen viel und ohne Unterlaß umzugehn, damit eine genauere Bekanntschaft und eine wechselseitige Vertraulichkeit, wenigstens dem äußern Betragen nach, entstehe, ohne welche der Umgang nie angenehm ist. Der Adel genießt dieser Vortheile. Er geht meistentheils nur mit seines Gleichen um, weil er sich aus Stolz von den Niedrigeren absondert, und er kömmt mit seines Gleichen viel zusammen, weil Muße und Reichthum ihn dazu in den Stand setzen. — Dem Bauer werden durch entgegengesetzte Ursachen ähnliche Vortheile zu Theil. Seine Niedrigkeit ist so groß, daß sie ihn hindert, auch nur den Wunsch, noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben mit Höhern umzugehn; er sieht fast nie andere Menschen als Bauern um sich. Und seine Dienstbarkeit, seine Arbeit bringt ihn mit diesen seines Gleichen häufig zusammen. —

Eben dieser Umstand macht aber auch, daß die Bauern wie ein Corpus agiren, daß bei ihnen gewissermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratischen Verfassung eintreten, daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrem Mittel so viel über sie vermag und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er ist ferner Ursache, daß Personen anderer Stände so wenigen moralischen Einfluß über die Bauern haben können, es sei denn durch Herrschaft und Zwang. Die Urtheile, Vorstellungen, Beispiele der Höhern hören und sehen sie selten, immer nur auf kurze Zeit.

Ich habe lange studirt, was das Wort tückisch, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede gewesen ist, eigentlich bedeute. Es soll ohne Zweifel ein Gemische von kindischem Wesen, von Einfalt, von Schwäche — mit Bosheit, mit List anzeigen.

Jeder erinnert sich ohne Zweifel solche Gesichter von Bauerknaben gesehen zu haben, wo das eine oder beide Augen unter den halbgeschlossenen Augenlidern wie verstohlen hervorschielen, deren Mund offen und zu einem spöttischen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Brust angedrückt oder doch zur Erde gesenkt ist, als wenn er sich verbergen wollte, mit einem Worte, Gesichter, in welchen sich Furcht, Blödigkeit, Einfalt mit Spott und Abneigung vermischt abmalen. Solche Knaben stehn, wenn man etwas von ihnen verlangt oder zu ihnen redet, unbeweglich und stumm wie ein Stock, sie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende thut. Ihre Muskeln sind wie steif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde sich ein wenig entfernt hat, laufen sie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Der niedrige Stand des Bauern, seine Dienstbarkeit, seine Armuth bringen ihm eine gewisse Furcht vor den Höhern bei; seine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegsam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwissend; der öftere Widerspruch seines Willens und seiner Vortheile mit dem Willen und den Befehlen seiner Vorgesetzten giebt seinem Gemüthe eine Anlage zum Hasse. Er wird also, wenn die Fehler seines Standes bei ihm nicht durch seine persönlichen Eigenschaften aufgehoben werden, jenem Knaben besonders im Betragen gegen seine Obern ähnlich sein. Und gerade die Obern und Herren des Bauern sind es auch, die ihm den tückischen Charakter zuschreiben. Er wird Verstellung an die Stelle offenbaren Widerstandes setzen, er wird vor den Augen derselben demüthig,

nachgebend, sogar ihnen ergeben scheinen, und wo er glaubt verborgen zu bleiben, wird er alles wider ihren Willen und ihr Interesse thun. Er wird auf Ränke und Intriguen sinnen, die demohnerachtet nicht so fein ausgesponnen sein werden, daß sie sich nicht sollten bald durchsehen lassen.

Man kann zwei Hauptverschiedenheiten, wie in den Schicksalen, so in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz unterdrückte, der unter dem Joche einer völligen Sklaverei seufzt, wird in seinem gewöhnlichen Zustande ganz fühllos sich alles gefallen lassen ohne den mindesten Widerstand zu thun, selbst ohne den Wunsch nach Erleichterung in sich zu fühlen; er wird sich selbst zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieser Schlafsucht durch besondere Umstände, durch Aufhetzungen, durch einen listigen und kühnen Anführer gebracht wird, dann wird er wüthend wie ein Tiger und verliert auf einmal mit der Demuth des Sklaven auch alle Gefühle der Menschlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigenthum hat und den Schutz der Gesetze genießt, aber doch unter mehr oder weniger lästigen Bedingungen an die Erdscholle und mit ihr an den Dienst des Eigenthümers derselben gebunden und seinem Richteramt unterworfen ist, dieser Bauer erträgt gemeiniglich seine Beschwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er sich dieselben durch offenbare Gewaltthätigkeit als Rebelle vom Halse zu schaffen suche, aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit seinem Herrn. Dessen Vortheile zu schmälern, seine zu vergrößern, das ist ein Wunsch, den er im Grunde seines Herzens immer mit sich herumträgt, und eine Absicht, die er in's geheim, so oft es angeht, zu verfolgen sucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern seines Herrn, hält er für lange nicht so schändlich, als wenn er sie sich gegen seines Gleichen erlaubte. Er ist nicht der ganz be-

müthige Sklave, er ist nicht der fürchterliche Feind seines Herrn; er ist aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorsamer Unterthan; er ist das, was man wahrscheinlicher Weise durch das Wort tückisch hat ausdrücken wollen.

Zu dem tückischen Wesen kann man als einen Bestandtheil oder als eine Folge einen gewissen Eigensinn setzen, der den Bauer, wenn er in Leidenschaft ist, oder wenn ein Vorurtheil sich einmal bei ihm eingewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu sein. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht, so einleuchtend sie sind und so fähig er mit unbefangenem Gemüthe sein würde, ihre Richtigkeit einzusehen. Die richterlichen Personen, welche in Processen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individua gekannt haben, bei denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augenscheinlich absurden Idee bestehn, von ihrer Blindheit, oder ob sie von einer entschlossenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein solcher Schwindelgeist anfallen. Sie sind alsdann gewissen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine ideam fixam haben, d. h. eine Vorstellung, welche ihr Gemüth ohne Abwechselung einnimmt oder bei der kleinsten Veranlassung wiederkömmt, und die, so falsch sie ist, nicht durch den Augenschein der Sinne, nicht durch Vorstellungen der Vernunft weggeschafft werden kann, weil sie wirklich nicht in der Seele, sondern in der Beschaffenheit der Organe ihren Grund hat."

So sprach Christian Garve. Sein letzter Rath war: bessere Dorfschulen. In ähnlichem menschenfreundlichen Sinne handelten einzelne Gutsherren. Gern möchten wir verkünden, daß ihre Zahl sehr groß gewesen sei, aber die häufigen Klagen über das Gegentheil, und der Eifer, mit welchem die humanen Aufklärer einzelne Beispiele, — wie einen Rochow auf Rekahn, welcher auf eigene Kosten Dorfschulen eingerichtet hatte, —

hervorheben, berechtigt zu dem Schluß, daß solche Humanität weniger aufgefallen wäre, wenn man sie häufiger geübt hätte. In der That gehörte für den Einzelnen auch Klugheit dazu, gute Gesinnung für die Bauern in die That umzusetzen; es wurde mehrfach beobachtet, daß sie ihre Dienste weit williger den strengen Edelleuten thaten als bürgerlichen Gutsherren, und daß diesen, wenn sie mit warmer Empfindung den Bauern freundlich sein wollten, ihr guter Wille zuweilen schlecht bekam. So hatte ein bürgerlicher Gutsbesitzer bei Uebernahme des Gutes jedem seiner Bauern ein Geldgeschenk gemacht und ihnen mehrfache Nachsicht bewiesen; die nicht unnatürliche Folge war, daß sie ihm alle Dienste aufkündigten und in offenen Widerstand ausbrachen.

Während die deutschen Humanisten für den Landmann sorgten und schrieben, dröhnten schon jenseit des Rheins die Schläge eines Wetters, welches in wenig Jahren auch in Deutschland die Unterthänigkeit des Bauern mit der gesammten alten Staatsordnung zerschlagen sollte. Um 1790 fiel auf, daß die Bauern sich eifrig um Politik kümmerten. Der Schulmeister las ihnen die Zeitungen vor und erklärte, die Hörer saßen unbeweglich, ganz Ohr, unter dicken Tabakswolken. In Kursachsen benutzten einzelne schon die neue Lesebibliothek in der Nachbarstadt*). In der Pfalz, am Oberrhein wird das Landvolk unruhig und verweigert die Dienste. Und in dem reichsten Theile Kursachsens, in der Lommatzscher Pflege, und auf den Gütern der Grafen von Schönburg brechen in demselben Jahre noch einmal Bauernaufstände aus, noch einmal erheben die Empörten die alte Waffe der Unfreien, die Holzkeule mit Eisenringen beschlagen. Die Bauern sagen ihren Frohnherren durch eine Deputation alle Hofdienste auf, sie besenden die Nachbargemeinden, von Dorf zu Dorf eilen die heimlichen Boten, die Gerichtshalter im Dienste des

*) F. von Liebenroth a. a. O. S. 146

Edelmanns werden verjagt oder mit Stecken geschlagen, den ruhigen Gemeinden wird mit Feuer oder Schwert gedroht, in jedem Dorfe stehn gesattelte Pferde, die Nachbarn von dem Anmarsch des Militärs zu benachrichtigen. Dasselbe stille Verschwören, die blitzschnelle Verbreitung des Aufstandes, dieselbe Verbindung von maßlosem Haß und natürlichem Rechtsgefühl wie in den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts. Den Gutsherren werden Reverse vorgelegt, welche die meisten in Güte unterschreiben, harten Edelleuten wird mit dem Aergsten gedroht. Schnell steigern sie die Forderungen, bald wird nicht nur Befreiung von Frohnden und Zinsen geheischt, auch die Rückerstattung bezahlter Strafgelder. Die Bauern sammeln sich in Haufen von mehr als tausend Mann, sie drohen die Stadt Meißen zu überfallen, sie greifen kleine Commandos an. Aber sie widerstehn nirgend größeren Abtheilungen Militär. Die verwegensten Haufen werfen Mützen und Knittel weg, sobald die Reiter zum Einhauen commandirt werden. Einer der Hauptanführer, ein zäher, trotziger Greis von siebenzig Jahren, beklagt sich noch in Ketten über die Muthlosigkeit seiner Haufen. Und die Bewegung wird ohne vieles Blutvergießen gedämpft. Aber es war charakteristisch für die Zeit, daß die Gutsherren selbst aus Furcht alles anwandten, um ein Vergeben und Vergessen herbeizuführen, und daß die Verurtheilten während der Strafarbeit von den übrigen Verbrechern getrennt und schonend behandelt wurden; auch die Kleidung der Züchtlinge ward ihnen erspart. Aus den gleichzeitigen Berichten ist deutlich zu sehen, wie allgemein bei den oberen Behörden die Empfindung war, daß die Lage der Bauern den Humanitätsforderungen der Zeit nicht entspreche.

Zwei Jahre darauf tanzten in der Pfalz und im Kurfürstenthum Mainz auch die deutschen Landleute um die rothe Mütze auf dem Freiheitsbaume. Unaufhaltsam drang der französische Einfluß in Deutschland vor. Der Staat Friedrich's

des Großen wurde zerbrochen, Deutschland bis zur Elbe wurde französisch, in den neuen französischen Besitzungen wurden Unterthänigkeit und Dienste mit einer Hast und Rücksichtslosigkeit aufgehoben, welche darauf berechnet war, das Volk für die neue Herrschaft zu gewinnen. Die Rheinbundfürsten folgten mit größerer Rücksicht gegen ihre Privilegirten, aber doch unter dem starken Einfluß französischer Ideen. In Preußen sahen Regierung und Volk mit Schrecken, wie unsicher ein Staatsbau gewesen war, welcher von den Leibern und der Arbeitskraft der Bauern so viel, von ihrer Seele so wenig in Anspruch genommen hatte. Mit dem Jahre 1807 begann in Preußen die große Umwandlung in den Verhältnissen der Landleute; die Auseinandersetzung zwischen Gutsherren und Bauern hat dort mit manchen Schwankungen und Unterbrechungen ein halbes Jahrhundert gedauert, sie ist noch nicht zu völligem Abschluß gediehen.

In dieser Periode hat sich durch ganz Deutschland die Lage des Landmanns so verbessert, daß wol kein anderer Culturfortschritt sich mit diesem vergleichen läßt. Der Unterthan eines Gutsherrn ist mit Ausnahme Mecklenburgs, wo noch mittelalterliche Zustände dauern, zum freien Bürger seines Staats geworden, ihn und den Gutsherrn schützt und straft gleiches Recht, er sendet die Vertreter, nicht seines Standes, sondern des Volkes im Verein mit den übrigen Berufskreisen nach der Hauptstadt, er hat rechtlich überall aufgehört ein besonderer Stand im Staate zu sein, er hat in vielen Landschaften mit der Bauerntracht auch den alten Trotz abgelegt, er beginnt sich modisch zu kleiden und — zuweilen noch unbehilflich und in unholden Formen — an den Erfindungen und Genüssen moderner Bildung Theil zu nehmen. Aber wie groß diese Umwandlungen auch sein mögen, sie sind fast überall in Deutschland doch noch nicht groß genug, um dem Landmann die Stellung zu geben, welche er in der Staatsgesellschaft, in dem bürgerlichen Verkehr, in der Landescultur

haben muß, wenn das Leben des Volkes nach allen Seiten den Eindruck von völliger Gesundheit und Kraft machen soll. Noch ist sein Interesse und Verständniß für die höchste irdische Angelegenheit des Mannes, für den Staat, viel zu wenig entwickelt, noch ist sein Bedürfniß nach Lehre und Bildung, im ganzen betrachtet, viel zu gering, noch hängen an seiner Seele im größten Theile des Vaterlandes einige von den Eigenschaften, welche langer Unterdrückung zu folgen pflegen, harter Egoismus, Mißtrauen gegen anders geformte Menschen, Proceßsucht, Unbehilflichkeit und mangelhaftes Verständniß seines Rechts und seiner bürgerlichen Lage. Noch sind es auch bei den Seelen, welche den alten Bann gebrochen haben, häufig die Uebergangsformen, welche ihnen ein besonders unfertiges und unbehagliches Ansehen geben.

Und noch steht die Landwirthschaft des deutschen Bauern, im ganzen betrachtet, nicht auf dem Standpunkt, welcher für eine energische Entwicklung unserer nationalen Kraft nothwendig ist. Wol haben wir Grund, uns auch in dieser Richtung über große Fortschritte zu freuen. Fast überall ist die Intelligenz unablässig bemüht, auch dem einfachen Landmann das Neuerfundene, Maschinen, Sämereien, neue Culturen zugänglich zu machen. In einigen begünstigten Gegenden unterscheidet sich die Ackercultur der kleinen Wirthe kaum noch von dem rationellen Betriebe größerer Mustergüter. Auch hat der deutsche Bauer in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung nicht ebenso wie der gedrückte Slave den Trieb eingebüßt für sich zu erwerben. Denn gerade seine charakteristischen Eigenschaften sind dauerhafter, regelmäßiger Fleiß und strenge Sparsamkeit, die Grundlagen für alles höchste irdische Gedeihen. Aber noch besteht in mehren Landschaften die alte Gebundenheit der Dorffluren mit ihren Gemeindeweiden und allem Zwange, durch welchen sie den Einzelnen zurückhält. Noch ist selbst das bewährte Neue dem Landmann deshalb peinlich, weil ihm bei aller Ausdauer die unternehmende Thatkraft zu sehr fehlt,

und weil ihm die große Dürftigkeit seines Jugendunterrichts und seiner technischen Bildung in der That schwer macht, Neues zu erfassen. So ist die Entwicklung des deutschen Bauern zu größerer innerer Freiheit und Tüchtigkeit zwar stetig aber langsam. Diese Langsamkeit des Fortschritts setzt uns noch jetzt gegenüber besser gestellten Nationen Europa's in Nachtheil. Denn die Lage Deutschlands unter den Staaten Europa's ist so, daß uns von der Entwicklung der eignen Landwirthschaft, d. h. von dem Grade der Intelligenz und productiven Kraft, welche bei dieser ersten menschlichen Thätigkeit sichtbar werden, jeder andere Culturfortschritt abhängt. Wir haben keine Seeherrschaft, wir haben keine Colonien, wir haben keine unterworfenen Länder, welche uns die Erzeugnisse unseres Fleißes abnehmen müssen. Wenn dieser Umstand vielleicht eine Bürgschaft unserer Dauer ist, so erhöht er auf der andern Seite auch die verhängnißvolle Wichtigkeit, welche der deutsche Landmann und der Betrieb seiner Wirthschaft für die übrigen Kreise des deutschen Volkes hat.

Darum, wenn es erlaubt ist, zwei sehr verschiedene Stufen menschlicher Entwicklung mit einander zu vergleichen, darf man wol sagen, daß der Bauer unserer Tage im Verhältniß zu den übrigen Kreisen des Volkes noch nicht das Selbstgefühl und die bewußte Kraft wieder gewonnen hat, welche vor sechshundert Jahren in der Landschaft des Neithart von Reuenthal und des Meier Helmbrecht lebendig waren. Und wer uns aus dem Leben der Vergangenheit belehrt, wie das so gekommen ist, daß die Kraft der Nation vom flachen Lande in die Städte zog und daß sich der Adel so hoch über seinen Nachbar, den Bauer, stellte, der möge sich doch sehr hüten zu behaupten, diese Herabdrückung des Landvolkes sei die natürliche Folge davon, daß neben der einfachen Landwirthschaft des kleinen Mannes höhere Culturen und kunstvollere Lebensformen aufgebaut wurden. Wer hinter seinem Pfluge über die Scholle schreitet, der wird selten Mitglied einer Compagnie sein, welche

ihre Speculationen bis in ferne Welttheile ausdehnt, er wird nicht den Homer in der Ursprache verstehn, er wird schwerlich das Werk eines deutschen Philosophen über Logik lesen und die leichte Unterhaltung eines modernen Salons kaum durch seinen Geist beleben. Aber die Resultate der gesammten Bildung, dessen, was der Gelehrte findet, der Künstler bildet, der Industrielle schafft, das muß in einer Zeit, wo die Nation mit voller Gesundheit arbeitet, auch dem einfachen Landmann von gesundem Urtheil zugänglich, verständlich und werth sein.

Ist es nothwendig, daß unser Nachbar, der Landmann, so selten ein gutes Buch liest und noch viel seltener ein Buch kauft? Ist es nothwendig, daß er in der Regel keine andere Zeitung zur Hand nimmt, als etwa das kleine Blatt seines Kreises? Ist es nothwendig, daß ihm und leider zuweilen auch seinem Schullehrer unbekannt ist, wie ein Winkel bestimmt, ein Parallelogramm gemessen und eine Ellipse gezeichnet wird? Wer jetzt ein Gedicht von Goethe in die Truhe einer Bauerfrau legen wollte, der würde wahrscheinlich etwas Unnützes thun und einem „gebildeten" Zuschauer vornehmes Lächeln erregen. Muß das Schönste, das wir besitzen, der Hälfte unserer Nation unverständlich sein? Vor sechshundert Jahren wurde doch das Gedicht von Meier Helmbrecht auch in den Dorfstuben verstanden, der Reiz seiner klangvollen Verse, die Poesie und die warme Beredsamkeit seiner Sprache. Und die Rhythmen und Weisen jener alten Tanzlieder des 13. Jahrhunderts, sie sind gerade so zierlich und kunstvoll, wie nur die feinsten Verse in den Gedichten des größten modernen Dichters. Es gab doch eine Zeit, wo das deutsche Landvolk dieselbe lebhafte Empfänglichkeit für eine edle Poesie hatte, welche wir jetzt als Vorrecht der Gebildeten in Anspruch nehmen möchten. Noch spielt der böhmische Dorfmusikant mit herzlichem Behagen die Töne auf, welche das Genie von Haydn und Mozart harmonisch verbunden hat; ist es noth-

wendig, daß dem deutschen Bauer wenig andere musikalische Klänge vertraut sind, als die abgestandenen Weisen geistloser Tänze? Das alles ist nicht nothwendig, noch starrt etwas von derselben Barbarei in unser Leben, welche wir aus der Zeit von Christian Garve mit Bewunderung erkennen.

Was wir aber zunächst als eine bis jetzt dauernde Schwäche des Bauern empfinden, das ist auch eine eigenthümliche Schwäche unserer gesammten Bildung, welche etwas Ueberkünstliches erhalten hat, weil sie in verhältnißmäßig kleinen und isolirten Kreisen der menschlichen Gesellschaft aufblühte, ohne die immerwährende Kräftigung und Regulirung, welche ihr die gesammte Volksseele durch empfängliches Entgegenkommen und warme Theilnahme gewährt hätte. Daß der Landmann durch so viele Jahrhunderte der gesellschaftlichen Cultur so fremd stand, das hat zunächst ihn schwach gemacht, aber auch die Bildung der Anderen schwankend, raffinirt, zuweilen unmännlich und unpraktisch.

13.

Gauner und Abenteurer.

Wie der deutsche Teufel, haben auch die Kinder des Teufels ihre Geschichte. In ihrem Kampfe gegen die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft werden auch sie von jeder großen Wandlung der Gedanken, Sitten und Lebensweise ihres Volkes getroffen.

Das alte Geschlecht der Fahrenden wurde durch die Reformation zum großen Theil beseitigt. Nächst dem Herrn Papst und den habgierigen Gastwirthen in Rom hatte niemand größeren Grund, mißvergnügt in die neue Zeit zu blicken, als die ungeheure Familie der Bettler, welche auf den Kirchhöfen lagen oder heischend durch die Länder zogen. Denn das Almosengeben hatte für den größten Theil Deutschlands aufgehört im Sinne der Kirche „ein gutes Werk" zu sein, welches dem Spendenden den Pfad zum Himmel ebnete. Wer jetzt einem Andern spenden wollte, der hatte sich zu fragen, ob er dadurch auch in Wahrheit etwas Gutes erweise. Aber der neue Glaube nahm nicht nur den Almosen die alte Heilkraft, er brachte auch eine andere Ordnung in Städte und Dörfer, er hob die Macht der Landesherren und förderte eine Landespolizei, welche bedächtig über die Mauern der Städte und Dörfer hinaus auf die Landstraße wandelte und im Namen landesherrlichen Statuts dem Wanderer lästige Fragen stellte. Auch die fahrenden Schüler hatten aufgehört, seit die lateinischen

Schulen bessere Disciplin, einen Lectionsplan und theologische Lehrer erhalten hatten, denen nicht mehr noth that, gestohlene Gänse mit den Bacchanten zu verzehren.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird der neue Polizeisinn mächtig. Die Schulen, welche Luther und seine Mitarbeiter überall eingerichtet haben, tragen ihre Frucht. Auch in den Dörfern des protestantischen Deutschlands werden etwa seit 1530 die Kirchenbücher regelmäßig geführt und Flurbücher neu angefertigt, der Schullehrer ist auch Gemeindeschreiber, und man sieht aus der sorgfältigen Handschrift und sachverständigen Behandlung lateinischer Redeschnörkel, welche in den Dorfacten häufig werden, daß der Schreiber die lateinische Schule durchgemacht hat. In dem mittleren Deutschland sind diese Schriftstücke der Dörfer bis zum dreißigjährigen Kriege in der Regel weit sorgfältiger, als von da ab bis zur Zeit unserer Väter. Auch der kleine Mann, der sein Dorf verläßt, erhält einen Heimatsschein, seinen Ausweis, welcher ihn der Gunst der andern Gemeinden empfiehlt.

Freilich wurden die Landstraßen dadurch noch nicht sicher. Die Wegelagerer, welche auf Grund eines Fehdebriefes Bürger und Bauern belauerten, waren nicht sofort auszurotten, und es fehlte nicht an Verzweifelten, welche ohne Fehdebrief ihre Waffe gegen jedermann erhoben.

Durch das ganze Mittelalter waren die Räuber eine unvertilgbare Plage gewesen. Sie zogen sich zuweilen in Heerhaufen von vielen hundert Köpfen zusammen, oder saßen in Banden auf der Schloßmauer räuberischer Edelleute. Von Luther ab ist ein zeitweiliger Wechsel in ihrer Hauptthätigkeit zu erkennen, wie bei herrschenden Krankheiten. Sie werden vorzugsweise Mordbrenner. In längeren Zwischenräumen erscheinen ganze Banden von Brandstiftern, Drohbriefe werden gefunden, einem geheimen Zusammenhang der Banden wird eifrig nachgespürt. Am merkwürdigsten ist die Mordbrennerzeit von 1540—42. Im mittleren Deutschland, besonders

in dem Gebiete der protestantischen Häupter, des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen, erschien plötzlich fremdes Gesindel. Kassel, Nordheim, Göttingen, Goslar, Braunschweig (damals im Streit mit dem Herzog), Magdeburg wurden angesengt, Nordhausen zum Theil, Eimbeck bis auf den Grund verbrannt, dabei dreihundert und fünfzig Menschen; Dörfer und Scheunen wurden überall angezündet, freche Brandbriefe regten die Bevölkerung auf, endlich auch die Fürsten. Allgemein wurde das Geschrei, die katholische Partei habe mehr als dreihundert Mordbrenner gedungen, Papst Paul III. sollte den Rath gegeben, Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig sollte das Gesindel nach Sachsen und Hessen gesandt haben. Allerdings war dem gewissenlosen Herzog vieles Arge zuzutrauen, Papst Paul III. aber hatte gerade damals kaum ein näheres Interesse als das, die Protestanten schonend zu behandeln. Denn ernsthaft wurde von beiden Seiten an einer großen Aussöhnung gearbeitet, und in Rom die Sendung des Cardinal Contarini zum großen Religionsgespräch in Regensburg vorbereitet. Doch Angst und Zorn der Deutschen war anhaltend und groß. Ueberall spürte man nach den Brennern, überall fand man ihre Spuren, viele Haufen Gesindel wurden gefangen, peinlich verhört und gerichtet. Luther beschuldigte den Herzog Heinrich öffentlich des ruchlosen Frevels, der Kurfürst und der Landgraf verklagten ihn wegen Mordbrennens auf dem Reichstage vor dem Kaiser, und umsonst vertheidigte er sich mit seinen Getreuen in seiner heftigen Weise. Zwar dem Kaiser, der damals vor allem innern Frieden und Hilfe gegen die Türken suchte, galt die Schuld für unerwiesen, aber in der öffentlichen Meinung blieb dem Fürsten der Makel. Es ist möglich, aus diesen Streitschriften das Wogen und Wandern der damaligen Fahrenden zu erkennen. Die Aussagen der Verhafteten sind ungenau mitgetheilt, und es ist nicht zu entscheiden, wie viel die Folter in diese hineingedichtet hat.

Aber einiges ist sehr deutlich, die Menge des Gesindels, ferner daß sie — zum Theil — mit ihren Genossen in festem Zusammenhange stehn, daß sie keine stetigen Banden bilden, sondern für die einzelnen Unternehmungen geworben werden, und zwar, wie sie mehrfach aussagen, von nicht erkennbaren Unbekannten um Geld, endlich daß ihr geheimer Verkehr durch Zeichen vermittelt wird, welche sie an auffallenden Orten, Wirthshäusern, Wänden, Thüren u. s. w. einkratzen oder einschneiden. Diese Zeichen sind zum Theil uralte deutsche Personenbezeichnungen, welche als „Hausmarken" noch jetzt auf den Giebeln alter Gebäude zu finden sind, zum Theil aber auch besondere Spitzbubenzinken. Darunter das charakteristische Zeichen der Fahrenden, der Pfeil, einst das ankündigende Symbol der Feindschaft; die Richtung seiner Spitze zeigt den Weg, den der Zeichner genommen, kleine Striche senkrecht auf ihm, oft mit Nullen darüber, geben wahrscheinlich die Personenzahl an.

Der Krieg hatte das Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft fürchterlich gelockert. Die alte Ordnung und Zucht der Deutschen schien beinahe geschwunden. Uebergroß war die Zahl der Unglücklichen, welche Haus und Hof, Nahrung und Familie verloren hatten und heimatlos in ungastlicher Fremde umherirrten; nicht weniger zahlreich die Schaar der Verdorbenen, die sich gewöhnt hatten von Betrug, Erpressung und Raub zu leben. Dem ganzen lebenden Geschlecht war Aufregung zum Bedürfniß geworden, durch dreißig Jahre hatte das fahrende Gesindel von ganz Europa Deutschland zum Tummelplatz gewählt; viele seßhafte Leute, gelehrte protestantische Geistliche und angesehene Bürger waren mit Bettelbriefen in der Fremde umhergezogen und hungrig um die Lagerfeuer der Soldaten geschlichen, überall hat der Krieg Armseligkeit zurückgelassen und stille Mißachtung der heimischen Verhältnisse; nur in der Fremde war, so meinte man, noch stattliches Leben und Glück zu gewinnen; was nicht weit

her war, galt nichts, und was aus der Fremde kam, wurde angestaunt. So geschah es, daß nach dem Frieden das Treiben der Glücksritter, Abenteurer und Betrüger eine merkwürdige Ausdehnung erhielt. Es ist besonders charakteristisch für die folgenden hundert Jahre der Schwäche und Roheit, ein Gegensatz zu dem dürftigen verkümmerten Familienleben, in welchem sich das Gemüth des deutschen Bürgers zusammenzog.

Während des Krieges hatte das Einströmen der Gauner in die Heerhaufen beigetragen, den Soldaten zu verderben. Jetzt nach dem Kriege ballte sich das Gesindel wieder in Banden zusammen. Am Rhein, im Spessart, in Böhmen, in den Niederlanden bestanden große Genossenschaften der schändlichsten Bösewichter, ganze Dörfer waren von ihnen besetzt. Die Namen von Hannickel, Nickel-List, Lips Tullian wurden das Entsetzen zweier Generationen. Ihre Grausamkeit, ihre kühnen Wagnisse, ihre Kunst zu verschwinden sträubten das Haar der Furchtsamen am Kachelofen des adlichen Schlosses wie am Küchenfeuer der Dorfhütte. Eifrig wurde jeder Einbruch, jeder greuliche Mord besprochen, zuletzt barbarische Berichte über die Hinrichtung nebst den angehängten Warnungsversen mit Andacht gelesen.

Zu den einheimischen Umhertreibern kamen aber auch fremde. Wieder zog, wie im Mittelalter, der Strom italienischer Abenteurer durch Deutschland. Neben dem deutschen Spielmann schrie der welsche Theriakverkäufer*), und bei dem Bär aus Böhmen trotteten die Kamele aus Afrika. Venetianische Wundermittel, die Lappenjacke, Larve und Filzmütze der italienischen Narren wanderten über die Alpen und wurden als neues Thorenwerk zu unserem alten Vorrath gefügt.

Von dem Treiben solcher fahrenden Leute hat der Ita-

*) Schon im Jahre 1520. Eberlin von Günzburg: Sechster Bundesgenosse.

liener Garzoni in seinem Buch „Piazza universale“, einer Beschreibung aller Künste und Handwerke seiner Zeit (Venedig 1610. 4.), ein ergötzliches Bild gegeben. Sein Werk wurde im Jahre 1641 von Matthäus Merian unter dem Titel: „Allgemeiner Schauplatz aller Künste, Professionen und Handwerke“ in's Deutsche übertragen. Die Schilderung des Italieners porträtirt in der Hauptsache auch die Verhältnisse des südlichen Deutschlands nach dem Kriege. Daraus wird das Folgende nach Merian's deutscher Ueberarbeitung mitgetheilt.

„Die wandernden Komödianten sind in ihren Geberden unhöfliche Esel und Ruffianer, die sich bedünken lassen, sie hätten es gar schön ausgerichtet, wenn sie den gemeinen Haufen durch ihre groben Zoten zum Lachen bewegen. Ihre inventiones sind so, daß man wol die Kröten damit vergeben möchte, und reimt sich alles aufeinander, wie eine Faust auf ein Auge; sie fragen nichts darnach, wenn sie nur das Geld erhalten mögen, wozu sie genugsam geschliffen und abgerichtet sind. Und wenn sie auch leicht etwas Grobes beschneiden oder bemänteln könnten, so lassen sie sich bedünken, sie thäten ihren Sachen kein Genüge, wenn sie es nicht auf das allergröbste herausstießen: derohalben die Comödia und die ganze Ars comica in äußerste Verachtung bei ehrlichen Leuten gerathen ist, und werden die Herren Komödianten aus etlichen Orten verwiesen, durch öffentliche Gesetze und Statuten verachtet und von ganzen Gemeinden verhöhnt und verspottet. Wenn die guten Herren in die Stadt kommen, dürfen sie nicht wohl bei einander bleiben, sondern müssen sich in unterschiedliche Wirthshäuser vertheilen, die Frau kommt von Rom, der Magnificus*) von Venedig, die Ruffiana von Padua, der Zani von Bergamo, der Gratianus von Bologna,

*) Hier und weiter unten die stehenden Charaktere der älteren italienischen Komödie.

und sie müssen etliche Tage lang umherlaufen, bis man die Erlaubniß heraus erbettelt, wollen sie sich anders mit solcher ihrer Hantierung durchbringen und ernähren; da sie doch bei denen, die sie kennen, schwerlich ankommen können, sintemal jedermann der Unfläther überdrüssig ist, und wo sie einmal hinkommen, da riecht es noch eine geraume Zeit nach dem Unrath, den sie hinter sich lassen.

Wenn sie aber in eine Stadt kommen und ihnen zugelassen worden ist, ihre Possen zu machen, dann lassen sie sich mit Trommelschlagen und anderm Feldgeschrei hören, mit Anschlägen, daß diese oder jene Herren Komödianten angekommen seien, dann geht die Frau in Mannskleidern der Trommel nach, mit angegürtetem Degen, und wird das Volk an allen Orten geladen: „Wer eine schöne Comödiam sehen will, der komme an diesen oder jenen Ort.“ Dahin kommt denn das vorwitzige Volk gelaufen, wird um drei oder vier Kreuzer in einen Hof gelassen, da findet es ein aufgeschlagenes Gerüst und ordentliche Scenas. Zuerst geht eine herrliche Musica vorher, als wenn ein Haufen Esel zusammen schrieen; dann kommt ein Prologus wie ein Landläufer aufgezogen; darnach kommen die schönen und übel gezierten Personen, die machen ein Geläk daher, daß jedermann anfängt die Zeit lang zu werden, und wenn vielleicht einer lacht, so geschieht solches vielmehr über die Einfalt der Zuschauer, als daß er etwas findet, was lachenswerth wäre. Da kommt ein Magnificus, der nicht drei Heller werth ist; ein Zani, der zwar das Beste thut, besteht aber wie eine Gans, die durch einen tiefen Dreck watet; ein Gratianus, der die Worte herausdrückt, als wenn er salva venia auf dem heimlichen Gemach säße, eine unverschämte Ruffiana. Ein Buhler, dem man überdrüssig wird länger zuzuhören; ein Spagnoll, der nichts Anderes weiß zu reden als sein mi vida oder mi corason; ein Pedant, der allerhand Sprachen ineinander vermengt, ein Buratinus, der keine andern Geberden weiß

als seinen Hut oder Haube in der Hand umherzudrehen. Die vornehmste Person ist so beschaffen, daß sie weder zu sieden noch zu braten taugt, so daß die Umstehenden alle miteinander ermüden und sich selbst verlachen müssen, daß sie solchen nichtigen Possen so lange zugehört haben. Und die müssen wol müßige Leute oder übergroße Narren sein, die sich zum andern Mal dahin verleiten lassen, da doch die Untüchtigkeit der Schauspieler in der ersten Comödia, die sie gehalten, genugsam bekannt und beschrieen worden, so daß auch um ihretwillen andern ehrlichen und tüchtigen Leuten desto weniger vertraut wird.

Es gehn heutigen Tages viel andere wirkliche Schauspiele fast auf allen Märkten, Plätzen und Messen in Schwang, nämlich die Schauspiele der Ceretaner, Theriakskrämer und anderer dergleichen Gesellen. Sie werden aber in Italia Ceretani genannt, weil sie vermeintlich in einem Flecken in Umbria nicht weit von Spoleto, Cereto genannt, ihren Ursprung und Anfang haben und hernach allgemach in solchen Credit und Ansehen gekommen sind, daß sie, wenn sie sich hören lassen, einen größern Zulauf bekommen als der beste Doctor der freien Künste, ja als der beste Prediger, der jemals eine Kanzel betreten hat. Denn das gemeine Volk läuft denselben haufenweise zu, sperrt Maul und Nase auf, hört ihnen einen ganzen Tag zu, vergißt aller anderen Sorgen und Gott weiß, auch mancher Bauer erfährt es, wie unterdessen in solchem Gedränge der Beutel verwahrt wird.

Wenn man sieht, daß diese Betrüger auf ihrer Bank ein ganzes Stück Arsenik, Sublimat oder anderes Gift einnehmen, damit sie die Güte ihres Theriaks wollen probiren, so soll man wissen, daß sie in Sommerszeiten, zuvor und ehe sie auf den Platz kommen, den Leib mit jungem Lattich, der mit Essig und vielem Oel bereitet ist, daß sie fast darin schwimmen, gefüllt haben. Im Winter aber essen sie sich voll fetter Ochsensülze, welche wohl gesotten ist. Solches aber

thun sie zu dem Ende, daß durch solche Fettigkeit der Sülze und des Lattichs neben ihrer natürlichen Kälte die innerlichen Gänge im Leibe verstopft und die Schärfe oder Hitze des Giftes geschwächt werde. Wiewol sie es auch sonst auf eine sichere Weise anstellen können, nämlich daß sie, ehe sie auf den Platz treten, in die nächste Apotheke gehn, wie diese gemeiniglich in den Städten auf dem Markt oder nicht weit davon sind, lassen sich allda eine Büchse mit Arsenik zeigen, woraus sie etliche Stücklein wählen und in Papier wickeln, und bitten den Apotheker, er wolle ihnen dieselben übersenden, wenn sie darnach schicken. Wenn sie nun ihre Waare genugsam gerühmt, daß nichts mehr übrig ist als die Probe, schicken sie einen aus den Umstehenden, damit man sich ja keines Betruges zu befürchten habe, in die Apotheke, daß er allda um das Geld, das sie ihm darzählen, Arsenicum hole. Derselbe läuft hin, damit ja an einem solchen nützlichen Werk kein Verhinderniß sei, macht sich auch wol auf dem Wege die Rechnung, obgleich er schon tausendmal betrogen worden, so könne er doch dies Mal nicht betrogen werden, er wolle sich derhalben gut vorsehen. Er kommt unterdeß in die Apotheke, heischt Arsenicum für sein Geld, empfängt es und läuft so mit Freuden, das Wunder zu sehen, zu des Theriakskrämers Tisch; derselbe hat unterdeß sein Büchslein und Schachteln bei der Hand, unter andern aber eine, worin er gemeldeten rechten Arsenicum thut, er redet und ruft dem Volk noch eine Weile zu, ehe er es einnimmt, denn zu solcher Gefahr muß man nicht zu sehr eilen; unterdeß verwechselt er sich gemeldetes Büchslein gegen ein anderes, worin so viel Stücklein Teig von Zucker, Mehl, Safran gemacht sind, daß sie den vorigen ähnlich sehen. Diese ißt er alsdann mit sonderlichen Geberden, als wenn er sich sehr fürchtete, hinein, und stehn die Bauern mit aufgesperrten Mäulern, ob er nicht bald zerbersten werde; er aber bindet sich fest, daß solches nicht geschehe, ob er schon weiß, daß es keine Noth hat, nimmt

darnach eine Kastanie groß von seinem Therial oder Dreck ein und es legt sich alle Geschwulst, als wenn kein Gift vorhanden gewesen wäre. „Das laßt euch, liebe Herren, einen köstlichen Therial sein," worauf dann die Bauern den Riemen ziehen und Gott danken, daß sie einen solchen theuren Mann und solche köstliche Waare um geringes Geld in ihr Dorf bekommen.

Wer wollte sich aber unterstehn, alle Listen und Praktiken zu beschreiben, womit sich die Landfahrer behelfen, Geld zu machen und zusammenzubringen? Ich hätte meinestheils Sorge, ich würde nicht alles zum Ende bringen. Doch will ich nicht unterlassen, etliche Griffe zu erzählen. So sieht man auf einer Ecke des Markts einen Fortunatus mit seiner Fributa auftreten und mit großem Geschrei oder Geplärr das Volk zwei oder drei Stunden aufhalten, bald mit einer neuen Zeitung, bald mit einer Historie, bald mit einem Dialog, bald mit einem lieblichen Gesang; bald hadert er mit seinem Knecht, bald versöhnt er sich wieder mit ihm, bald lacht er, daß ihm die Augen überlaufen, und was dergleichen Narrenspossen mehr sein mögen, die er artig anzustellen weiß, bis er sich bedünken läßt, er habe das Volk genugsam zusammengelockt und aufgehalten; alsdann bringt er seine Büchslein hervor und kommt auf sein Gelüst zu den Hellern, die er gern hätte, und fängt an seine herrliche Waare zu loben, und treibt solches so lange, bis er etliche überredet, daß sie ihm abkaufen.

Auf der andern Seite kommt ein anderer Quidam aufgezogen, fängt auch an zu rufen, als wenn ihm der Henker die Saiten stimmte, hat seine Waare in einem Sack auf den Schultern und ein Kochersberger Hütlein auf dem Kopf, da läuft das Volk, Jung und Alt, hinzu, wollen hören und sehen, was er doch Wunderseltsames bringen werde. Er fängt deshalb an, seine Relation und Werbung zu thun, bringt allerhand Possen und Schnacken herfür, daß jedermann lachen

muß, bringt endlich mit seinen glimpflichen Worten, mit seinen seltsamen Geberden, übel gehenktem Hals, halb geschornem Knebelbart, mit seinem Narrenwesen, damit ich es in Einem Wort begreife, so viel zuwege, daß man ihm zuhöret und sich seine Waaren gefallen läßt. Wiewol es auch bisweilen geschieht, wenn man ihm eine Weile zugehört hat, so geht das Volk wieder davon und läßt den Narren schreien, so lange er will; auch werfen ihn wol die Buben mit Koth, daß er seinen Kram muß aufpacken und wiederum unverrichteter Sachen heim gehn, von wannen er gekommen ist, und wäre gleich seine Salbe noch so gut.

Sie thun auch einander selbst Schaden; denn während einer steht und meint, die Käufer werden ihm jetzo zufallen, so kommt ein anderer aus einer Gasse gestrichen, der hat ein junges Mägdlein bei sich in Bubenkleidern, welches springen und sich durch einen Reif wie ein Affe überwerfen kann, dieser beginnt auch sich hören zu lassen, da läßt das Volk den vorigen stehn und läuft diesem zu. Da fängt er alsbald an auf gut Florentinisch einen lächerlichen Schwank oder Possen zu erzählen, unterdessen arbeitet auch das Mägdlein auf der Bank, wirft sich auf alle Viere, und langet den Ring aus dem Reifen oder beuget sich rückwärts und langt eine Münze unter dem rechten oder linken Fuß mit solcher höflichen Geschwindigkeit, daß die Buben eine Lust haben zuzusehen. Endlich aber kann er auch nichts weiter, als daß auch er seine Waare hervorbringt und dieselbe feil bietet, so gut als er kann.

An einer andern Ecke des Marktes tritt der Mailänder auf, mit einem sammeten Baret auf dem Haupt, darauf eine weiße Feder auf gut welfisch, stattlich gekleidet, als wenn er ein großer Herr wäre, hebt allerhand Narrenspossen an zu treiben, womit er das Volk herbeizieht, erzählt seinem Knecht, wie lieb er ihn habe; dieser aber spottet seiner, weiset die Feigen von dem Gesicht und bohret ihm hinten einen Esel,

erbietet sich eine gute Anzahl Schläge in seinem Dienst zu empfangen, rückt die Haube in die Augen, legt die Hände in die Seite und stellt sich mit verkehrtem Angesicht und verzogenem Maul, wie ein zorniger Schäferhund, um anzuzeigen, wie er sich gegen seines Herrn Feinde wolle geberden und wehren. Dieselben kommen auch herbei (es ist aber dieselbe Gesellschaft), da ist er gänzlich erschrocken, zittert vor Furcht, kriecht unter die Bank, läßt sich allda mit Füßen treten und macht ein großes Geschrei, darzu läuft dann das Volk haufenweis. Darauf fängt auch der Herr von Mailand an sein Büchslein herfürzuthun, und läßt sich merken, was ihm angelegen sei, nämlich mit seiner köstlichen Waare jedermann zu dienen, damit man nicht so viel Geld heim trage, als man daher gebracht hat.

Bisweilen kommt auch ein Magister Leo mit seinen Macalepballen aufgezogen, von deren Invention und Nutzbarkeit er ein paar Stunden tapfer lügt und discourirt, bis die Bauern anfangen den Seckel zu ziehen; er hat wol etliche bestellt, die kommen und ihm abkaufen, sie geben für, sie seien ihm weit nachgereist, bis sie das Glück gehabt ihn allhier anzutreffen, rühmen die Waare hoch und köstlich, als welche sie richtig gefunden und oft probirt haben. Solches Glücks nehmen dann andere auch in Acht, sind desto williger zu kaufen, und der gute Herr ist noch so liberal, daß er einem jeden, der ihm abkauft, noch ein Dütlein mit Wurmsamen verehrt für seine Kinder; oder er hat sonst etwas, so er für das Fieber, oder für das Zahnweh, oder für das Sausen in den Ohren oder für einen andern Zufall zugiebt, was wol allein das Geld werth ist, ja es gäbe mancher wol viel darum, daß er es nur sehen möchte.

Andere haben Affen, Meerkatzen, Murmelthiere, Kamele oder andere dergleichen fremde Thiere bei sich oder auf ihren Bänken, damit sich das närrische und fürwitzige Volk sammele dieselben zu sehen; etliche halten Trommeln und Pfeifen, etliche

Trompeten, und lassen bisweilen mit großem Feldgeschrei zusammenblasen, etliche haben andere Kurzweil, z. B. daß sie Eier auf einem ausgehöhlten Stecken auf- und ablaufen lassen, mit allerhand Veränderungen, worüber die Bauern Maul und Nasen aufsperren, und was dergleichen Gaukelei mehr sein mag, damit sie nur Volk zusammenbringen und sich eine Audienz verschaffen. Dies aber sind nur gemeine Storger und Landfahrer, welche auch oft seltsam anlaufen, und wenn sie allen ihren Fleiß angewandt haben, werden sie bisweilen mit Dreck von dem Platz getrieben, oder müssen es ein ander Mal besser lernen anzustellen.

Die aber, so sich des Geschlechts St. Pauli rühmen, kommen mit größerem Ansehen aufgezogen, nämlich mit einer großen fliegenden Fahne, darauf steht an der einen Seite St. Paulus mit seinem Schwert, auf der andern aber ein Haufe Schlangen, welche also gemalt sind, daß man sich fürchtet von ihnen gebissen zu werden. Da fängt einer an, den Ursprung ihres Geschlechts zu erzählen, wie St. Paulus in der Insel Malta von einer Otter gebissen worden, aber ohne Schaden, und wie dieselbe Gnade hernach auf seine Nachkommen fortgepflanzt worden sei; da hat man allerhand Proben gethan, da hat man auch allerhand Anfechtung gehabt, aber allezeit die Oberhand behalten, da hat man Siegel und Brief darüber. Endlich ergreift man die auch auf dem Tisch oder Bank stehenden Schachteln, aus einer langt man einen Molch, zwei Ellen lang und armsdick, aus der andern eine große Schlange, aus der andern eine Otter, und erzählt bei einer jeden, wie man die gefangen, als die Bauern das Korn geschnitten, die deshalb in großer Gefahr gewesen, wenn man ihnen wider diese gräßlichen Thiere nicht wäre zu Hilfe gekommen. Darüber erschrecken denn die Bauern dermaßen, daß sie nicht wiederum nach Hause gehn dürfen, sie hätten denn einen Trunk von solchem köstlichen Schlangenpulver gethan, kaufen auch noch mehr und nehmen's mit

zu Haus für Weib und Kind, damit sie ja vor Schlangen und anderem giftigen Thierbiß mögen versichert sein. Und hiemit ist das Spiel nicht geendet, sondern es sind noch mehr Schachteln bei der Hand, die macht man auch auf und langt aus einer eine rauhe Otter, aus der andern einen toten Basilisken, aus der andern ein junges Krokodil, aus Aegypten gebracht, eine indianische Eidechse, eine Tarantula aus Campania oder dergleichen etwas, womit man die Bauern erschreckt, daß sie auch die Gnade des heiligen Paulus kaufen, welche ihnen auf einem Brieflein gegen Gebühr mitgetheilt wird.

Unterdessen und weil das Volk noch bei einander ist, kommt noch einer herzu, breitet seinen Mantel auf die Erde, setzet ein Hündlein darauf, welches ut, re, mi, fa, sol, la, si singen kann, es macht auch lustige Burzelbäume, etwas geringer als ein Affe, bellt auf seines Herrn Befehl den an, der am übelsten bekleidet ist, heult, wenn man den türkischen Kaiser nennt, thut einen Luftsprung, wenn man dieses oder jenes Liebchen nennet, endlich aber, denn es ist um Heller zu thun, hängt der Herr ihm ein Hütlein an die Pfote und schickt es auf den Hinterfüßen zu den Herren Umstehenden um einen Zehrpfennig, dieweil er noch eine große Reise vorhabe.

So säumt auch der Parmesaner bei dergleichen Gelegenheit nicht mit seiner Geiß, welche er auf den Platz bringt; er macht ihr allda ein Stacket, wo sie, einen Fuß hinter dem andern, auf und ab spazieren, sich oben auf einem Plätzlein, so kaum eine Hand breit ist, aufhalten und das Salz unter den Füßen lecken muß. Er läßt sie auch mit einem langen Spieß über den Achseln auf den hintern Beinen umhergehn, und macht also mit seiner Geiß alle, die ihm zusehen, zu solchen närrischen Böcken, daß sie ihm auch noch etliche Heller zum Futter verehren.

Auch läßt sich bisweilen ein verwegener Seilfahrer sehen, welcher so lange auf dem Seil fährt, bis er endlich ein Bein

bricht oder den Hals gar abstürzt. Oder auch ein verwegener türkischer Gaukler, welcher sich auf die Erde legt, und läßt sich mit einem großen Hammer auf die Brust schlagen, als wenn er ein Amboß wäre, oder er reißt einen dicken Pfahl, so mit Gewalt tief in die Erde geschlagen ist, in einem Ruck heraus, womit er denn einen guten Zehrpfennig nach Mekka zu reisen zuwege bringt. —

Bisweilen findet sich auch ein getaufter Jude, welcher so lange ruft und schreit, bis er auch ein Theil Volks zu sich bringet, alsdann fängt er an von seiner Bekehrung zu predigen, woraus man im Schluß so viel lernt, daß er anstatt zu einem frommen Christen zu einem listigen Landstreicher geworden ist.

In Summa, es ist kein Markt in Dörfern oder in Städten, wo sich nicht etliche solcher Gesellen herzufinden, die entweder allerhand kurzweiliges Gaukelspiel anstellen oder unterschiedliche Droguen verkaufen. Der eine hat Wurmsamen, der andere Bilsensamen gegen das Zahnweh, der andere ein Pulver, welches — —. Ein anderer hat etwas, so man in einen Topf voll Bohnen oder Erbsen wirft, daß sie alle herauslaufen. Einer verkauft Flederwische zu immerwährenden Lampendochten. Ein anderer hat oleum philosophorum und die Quintessenz, womit man bald reich werden kann, ein anderer oleum tassibarbassi wider den Frost, ein anderer eine köstliche Pomade, von Hammelschmalz bereitet, wider den Schorf, ein anderer ein Ratten- und Mäusegift, ein anderer eiserne Gebäude für die, welche ein Glied gebrochen haben, ein anderer Feuerspiegel und Brillen, mit welchen man im Dunkeln sehen kann oder sonst allerhand wunderbare Sachen sieht. Hier steht einer, der frißt Werg, und stopft es bis in den Hals hinein und speit Feuer heraus. Hier steht einer und verkauft Läusesalbe, das Gedächtniß damit zu stärken. Hier steht einer, der läßt sich die Hände mit heißem Fett betriefen; dort steht ein anderer, der wäscht die Hände und

das Angesicht mit geschmolzenem Blei; hier steht wiederum einer, der schneidet seinem Gesellen mit einem besonderen Messer durch die Nase, ohne Schaden. An einem anderen Ort zieht einer etliche Ellen Schnüre aus dem Mund. Hier zieht einer einem, der erst von ferne kommt, einen verlornen Brief oder dergleichen etwas aus dem Munde. Hier bläst ein einfältiger Tropf in ein Büchslein, daß ihm der Ruß in das Gesicht stäubt, dort wird einem Stockfisch eine Handvoll Pferdedreck statt einer Muscate in den Mund geworfen.

Dies sind die Griffe der Storger, Landfahrer, Gaukler und anderer müßiger Leute, womit sie sich durch die Welt bringen."

So weit der Bericht nach Garzoni. Dies zahlreiche leichtfüßige Volk drängte sich, mit wenig verändertem Aussehen, auch auf den deutschen Märkten. Aber neben den alten Gauklern und Krämern war auch in Deutschland eine neue Classe der fahrenden Leute aufgekommen, harmloser, von ungleich höherem Interesse für die Gegenwart: die wandernden Komödianten. Die ersten Schauspieler, welche einen Beruf aus ihrer Thätigkeit machten, zogen am Ende des 16. Jahrhunderts zuerst von England oder den Niederlanden nach Deutschland. Noch waren sie nebenbei Seiltänzer, Springer, Schaufechter und Bereiter, noch gaben sie Narren an Fürstenhöfen und auf den Märkten großer Städte ab, und die beliebte Figur des Pickelhärings und bald darauf des französischen Jean Posset erregte noch lange von schlechtem Bretergerüst das homerische Gelächter der leicht befriedigten Menge. Kurz darauf wurden im Süden und am Rhein die Volksmasken des italienischen Theaters vertraut. Zugleich mit den regelmäßigen Zeitungen erhielt das Volk auch die rohen Anfänge der Kunst, menschliche Charaktere und die geheimnißvollen Bewegungen einer unruhigen Seele durch Miene, Geberde und täuschenden Schein einer That darzustellen.

Und merkwürdig, fast genau zu derselben Zeit werden

dem Volk die ersten behaglichen Romane geschrieben. Und auch diese frei erfundenen Bilder des wirklichen Lebens beziehen sich auf die fahrenden Leute; denn Vaganten, Abenteurer, entlassene Kriegsknechte, endlich solche, die in wunderbare Länder reisen und dort ein Uebermaß von Merkwürdigem sehen nnd greuliche Gefahren mit gleichsam unzerstörbarem Leibe bestehn, werden die Helden dieser unvollkommenen Kunstbildungen. Kurz nach dem Kriege schrieb Christoph von Grimmelshausen den Simplicissimus, den Springinsfeld, die Landstörzerin Courage, das wunderbare Vogelnest; die Helden sind sämmtlich Vagirende; ihnen folgte eine Flut von Schelmenromanen und abenteuerlichen Lebensbeschreibungen.

Freudenleer war durch den Krieg die Existenz der regelmäßigen Leute geworden, unbehilflich die Sitte, arg beschmutzt die Sittlichkeit. Und doch war das Bedürfniß nach Aufregung allgemein. So lockte zur Darstellung zunächst, was dem unholden Leben der Schwachen fern lag. Sie suchten entweder mit vieler Weitschweifigkeit ein ideales Leben vornehmer und feiner Menschen in ganz fremdartiger Umgebung darzustellen, antike Schäfer und fremde Prinzen ohne Nationalität, — das thaten die Hochgebildeten; oder sie suchten die gemeine Wirklichkeit wenigstens dadurch zu adeln, daß sie nicht weniger unbehilflich seelenlose Abstractionen, Tugenden und Laster, mythologische und allegorische Figuren mitten in sie hineinstellten; oder sie ergriffen endlich Stoffe aus den niedrigen Kreisen des Lebens, denen sie sich überlegen fühlten und deren fremdartiges Wesen doch noch lockte: sie schilderten Strolche oder stellten Tölpel und Fratzen dar. Und diese letzte Kunstthätigkeit war noch die gesündeste. So wurde die unzarte Familie der Gaukler, Possenreißer und Schelme bedeutungsvoll für die Anfänge des Drama's, der Schauspielkunst, des Romans.

Aber neben der menschenreichen Genossenschaft, welche bescheiden zu Fuß oder im Breterkarren umherzog, ritten Landfahrer von höheren Ansprüchen durch das Land, einzelnen

noch schädlicher. Die Zukunft vorherzuwissen, Herrschaft über die Geister der Elemente zu gewinnen, aus einem Steine Gold, aus dem Siechthum des Alters neue Jugend zu machen, war seit vielen Jahrhunderten die Sehnsucht der Begehrlichen. Und die, welche den Deutschen solches verhießen, waren häufig wieder Fremde, wieder Italiener, oder auch Landeskinder, welche, wie das Sprichwort sagt, dreimal in Rom gewesen waren. Seit in Italien der neue Eifer der restaurirten Kirche Gute und Schlechte vor das Inquisitionstribunal zog, muß dort die Auswanderung unsicherer Menschen besonders häufig geworden sein. Es ist wahrscheinlich das Leben eines solchen Charlatans, nach welchem die Abenteuer von Faust in dem alten Volksbuch mit gläubiger Unbehilflichkeit zusammengeschrieben sind. Seit Luther's Tod wird ihr Eindringen in die deutschen Fürstenhöfe oft sichtbar. Ein solcher Abenteurer, Hieronymus Scotus, war es, der um 1593 in Koburg die unglückliche Herzogin Anna von Sachsen-Koburg ihrem Gemahl Johann Casimir entfremdete und durch verruchte Mittel in seine Gewalt brachte. Vergebens waren die Bemühungen des Herzogs, die Auslieferung des Scotus von Hamburg zu erlangen, wo er eine Zeit lang mit fürstlichem Luxus lebte. Fünfunddreißig Jahre früher war der Vater des Herzogs, Johann Friedrich der Mittlere, durch eine dreiste Betrügerin, welche sich für Anna von Cleve, geschiedene Gemahlin Heinrich's VIII. von England, ausgab und ihm einen großen Schatz von Gold und Kleinodien versprach, wenn er sich ihrer annähme, lange getäuscht worden. Demselben Fürsten war eine andere Gläubigkeit zum herben Nachtheil geworden; denn der Einfluß, welchen Wilhelm von Grumbach, der hagere alte Wolf aus dem Rudel des wilden Albrecht von Brandenburg, über den Herzog gewann, beruhte sehr auf thörichten Prophezeiungen, die er ihm über die Kurwürde und über ungeheure Schätze gemacht hatte. Ein armer schwachsinniger Knabe, den Grumbach unterhielt, verkehrte

mit Engeln, die in einem Kellerloch hausten und sich bereit erklärten, Gold zu schaffen und dem Herzog ein Bergwerk an den Tag zu bringen. Es ist aus den gerichtlichen Acten zu ersehen, daß die Englein des Bauerkindes eine — für ihre Glaubwürdigkeit ungünstige — Aehnlichkeit mit unsern kleinen alten Zwergen hatten.

In Berlin war zur Zeit des Scotus Leonhard Thurneysser, ein Charlatan von mehr bürgerlicher Arbeit, als Goldmacher und Aspectenverfertiger thätig; er entzog sich durch die Flucht dem finsteren Schicksal, welches seine Berufsgenossen fast immer traf, wenn sie den Ort nicht schnell genug wechselten. Auch Kaiser Rudolf war ein großer Adept gewesen, er hatte in dem Goldtiegel seine politische Ehre und seine eigene Kaiserkrone verquickt. Die Fürsten des 17. Jahrhunderts zeigten wenigstens das leidenschaftliche Interesse von Dilettanten. Während des Krieges war die Goldmacherkunst sehr wünschenswerth geworden. Auch in diesen Jahren drängten sich die Adepten an die Kriegsherren; je dürftiger die Zeit, desto zahlreicher, glänzender waren die Geschichten von verfertigtem Golde. Dem König Gustav Adolf sollte ein begeisterter Verehrer Gold aus Blei gemacht haben. Vor Kaiser Ferdinand III. sollten durch einen Gran rothen Pulvers aus Quecksilber mehre Pfunde Goldes gemacht und aus solchem Metall eine einzige Riesenmünze geschlagen sein. Nach dem Frieden rührten sich die Adepten an allen Höfen; wenige Residenzen, wo nicht Herd und Retorte für die geheimnißvollen Operationen erhitzt wurden. Aber wer mit dem Landesherrn spielte, mußte sich hüten, daß die Tatze des fürstlichen Löwen sich nicht vernichtend gegen ihn erhob. Wer kein Gold machen konnte, wurde eingesperrt, und wer im Verdacht stand, doch welches machen zu können, wurde ebenso fest eingeschlossen. Der Italiener Graf Cajetan wurde zu Küstrin in einem vergoldeten Kleide an einen Galgen gehängt, dessen Balken mit Katzengold geschmückt war; der Deutsche Hector von Kletten-

berg wurde auf dem Königstein enthauptet, wo vierzehn Jahre vorher Böttiger in strenger Clausur statt des Goldes das unschuldigere Porzellan herausgekocht hatte. Es ist kein Zweifel, daß es den Adepten und Astrologen erging, wie es von je den Leviten eines herrschenden Aberglaubens ergangen ist: sie waren selbst von der Wahrheit ihrer Kunst überzeugt, nur hatten sie starke Zweifel an ihrem eigenen Wissen, und sie täuschten andere über ihre Erfolge, weil sie die Mittel suchten, größere Resultate zu erreichen, oder weil sie vor der Welt den Schein behalten wollten, das zu verstehn, was sie für Wahrheit hielten. Diese waren nicht die ärgsten.

Vielleicht noch schädlicher waren die gewandten Gauner, welche mit fremden vornehmen Titeln in Deutschland, in Frankreich, in England erschienen, verklärt durch den Schimmer geheimer Kunst, zuweilen Verbreiter der schmählichsten Laster, häßliche Schattengestalten, welche erst der engere Verkehr der Völker, die neue Weltbildung möglich gemacht hatte. Ihre Erlebnisse, Betrügereien, geheimnißvollen Erfolge regten die Phantasie der Deutschen lange übermächtig auf. Noch Goethe hielt es der Mühe werth, an Ort und Stelle ernsthafte Nachforschungen über den Ursprung Cagliostro's anzustellen.

Auch in dem sittlichen Siechthum der Gesellschaft, dessen Repräsentanten sie sind, kann man allmähliche Umwandlungen erkennen. Sterndeuterei und Horoskopie waren nach dem Kriege bereits ein wenig abgenützt, die Fürsten suchten das rothe Pulver oder die unbekannte Tinctur, das Volk grub nach Geldtöpfen. Eine dilettirende Beschäftigung mit der Naturwissenschaft brachte dem Volke wieder einmal die uralte Haselruthe in Ansehen, durch welche man Quellen, Mordthaten, Diebstähle und immer noch verstecktes Geld entdecken konnte, die Vornehmen erfüllte wieder einmal der uralte Glaube an geheimnißvolle Menschen, welche durch unbekannte Schritte in unergründete Tiefen der Schöpfung eine übermenschliche Lebensdauer erlangt und vertrauten Verkehr mit der Geisterwelt

hatten. Neben dem ehrlichen Freimaurerorden mit humanistischer Tendenz entstanden noch geheimnißvollere Verbindungen, worin den Schwächen der Zeit, raffinirter Sinnlichkeit und kränklichem Mysticismus, durch einen weitläufigen Apparat abgeschmackter Geheimlehren geschmeichelt wurde.

Ein stärkerer Wogenschlag deutscher Volkskraft hat seit dem Ende des letzten Jahrhunderts die meisten dieser Verbildungen fortgespült. Auch das alte Geschlecht der Fahrenden hat an Zahl und Einfluß verloren. Nur noch selten bezaubert Bajazzo mit seiner spitzen Filzmütze die Dorfjugend, der hagere Hals des Kamels streckt sich nicht mehr nach den Blütenbäumen unserer Dorfgärten aus, nicht mehr häufig rollt der schwarze Hund seine feurigen Augen auf den unterirdischen Silberkisten. Selbst die Gauner haben gelernt höhere Ansprüche zu befriedigen.

Inhalt.

Seite

Seite

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

